Wanderung. 1.

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1864.

Figuren.

Geschichte, Leben und Scenerie

aus

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite vermehrte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1864.

Vorwort.

Die neue Auflage der „Figuren“ veranlaßte den Plan, sie mit zwei andern Bänden ähnlichen Inhalts zusammenzustellen. Von diesen waren die „Siciliana“ bereits als eigener Band, die „Lateinischen Sommer“ aber vorher noch nicht als solcher erschienen. Für dies nun zusammengehörige Ganze wurde der gemeinsame Titel: „Wanderjahre in Italien“ gewählt, weil diese Bücher nach und nach entstanden, während der Verfasser das schöne Land viele Jahre lang durchwanderte.

Der Leser erhält demnach eine Reihe von selbständigen Darstellungen, die mit dem Jahr ihrer Entstehung bezeichnet sind. Ihr Theater erstreckt sich von Toscana bis nach Sicilien. Ihr Grundzug ist historisch und culturgeschichtlich. Der zweite Band ging, mit Ausnahme eines Abschnittes, durchweg aus

den Localstudien zur „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" hervor.

In allen diesen Büchern ist versucht worden, die Geschichte an ihren Localen zu gestalten, und diese durch jene zu beleben — eine Weise der Anschauung von Gegenden und von Städten, welche immer die bildsamste und die genußreichste sein wird.

München, im August 1863.

Der Verfasser.

An

Friedrich Althaus

in London.

Rom 1855.

Deus nobis haec otia fecit.
Virgil.

Inhalt.

Die Insel Elba.

1852.

Ein mal in der Woche macht zur Sommerszeit das toscanische Staatsdampfschiff „Giglio“ die Fahrt nach Elba, Regierungsdepeschen und Passagiere hinüberzubringen. Sie dauert, von Livorno aus, gegen fünf Stunden, weil sie über Piombino geht, wo das Schiff eine Weile anlegt.

Immer längs der tuscischen Küste, an den Maremmen hinsegelnd, erfreut man sich der grünen und weitausgedehnten Niederung, die sich zum Meere senkt und nach dem Lande zu durch das Gebirg geschlossen wird, welches die Gegend von Volterra durchstreicht. Türme an solchen Stellen, wo ein Landungsplatz sich befindet, wenige kleine Hafenorte, einige Fabrikgebäude und zerstreut liegende Campagnahäuser unterbrechen den einförmigen Strich der Maremmen, welche von Arbutusbuschwäldern und Myrten grünen, und in ihrem Dickicht die reichste Jagd von Wildschweinen hegen.

Zur Zeit der Etrusker standen auf dieser Küste reiche, große und durch ihre Cultur mächtige Städte von Volaterrä ab bis nach Cäre und bis Veji in die

Campagna von Rom hinunter. Man kommt an dem alten Cecina vorbei, einem noch heute mit demselben Namen bestehenden Ort, hart an der Küste. Weiter südlich lag das berühmte Vetulonia, dann Populonium, eine der mächtigsten Städte der Etrusker, welche ihre Herrschaft auf alle umliegenden Inseln des tuscischen Kanals erstreckt hatte. Sie wurde im Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla zerstört, sodaß schon zur Zeit des Strabo von ihrer Größe nichts mehr übrig war als ein alter Turm, einige Tempel und Mauerreste. Ihre Trümmer sieht man auf dem Vorgebirg der kleinen Halbinsel, die das Ufer hier ausstreckt, überwildert von Gestrüpp und Haidekraut; eine kleine befestigte Ortschaft liegt auf ihrer Stelle. Das Ufer ist todt. Um die Halbinsel von Populonium segelnd, kommt man in den Hafen von Piombino.

Diese kleine Stadt von kaum 1200 Einwohnern war einst die Herrschaft des Hauses Appiani und im Jahr 1805 des Corsen Felix Bacciochi, Herzogs von Lucca und Piombino, und Gemals der Prinzessin Elisa Bonaparte. Nach dem Aussterben der Appiani im Jahr 1631 kam das Fürstentum an Spanien, und 1681 an Hugo Buoncompagni-Ludovisi, dessen Nachkommen es seit 1815 wieder besitzen unter toscanischer Oberhoheit. Die kleinen Gassen der Stadt mit ihren gelben Häusern, das fürstliche Schloß auf der Höhe, schwarze Mauern und ein verwitterter Turm auf einer zerrissenen Klippe am Hafen schauen in das Meer einsam und weltverloren. Die Aussicht von der Stadt ist eines Herrschersitzes wert; ein ganzer Archipel liegt vor den Blicken, schöne

Eilande in der blauen Meeresfläche, Giglio, Cervoli, Palmarola, Elba, und Corsica. Gerade gegenüber, nur eine halbe Stunde entfernt, erhebt Elba seine mächtigen Bergmassen, die kleinen turmgekrönten Inseln Cervoli und Palmarola vor sich.

Je näher man Elba kommt, desto rauher erscheinen seine Felsen; von Ortschaften ist kaum eine Spur zu sehen, außer einem kleinen Hafenort, den man linker Hand liegen läßt. Die Ufer schroff und von einer finstern Majestät. Hoch oben, auf der höchsten Spitze eines Bergs, steht kühn ein grauer und uralter Turm, vom Volk Torre di Giove genannt, ein ehrwürdiges Wahrzeichen für den Schiffer, der auf diese Napoleonsinsel zusteuert.

Nun fliegt das Schiff um ein braunes Vorgebirge, und nicht gering ist die plötzliche Ueberraschung. Denn mit einem mal zeigt sich der große schöne Golf von Porto Ferrajo, ein herrliches Halbrund, amphitheatralisch von hohen Bergen eingefaßt, deren Abhänge bis zum Meer bedeckt sind mit Gartenhainen und Villen, mit Landgütern und Kapellen, in reizender Landschaft, unter Cypressen, hohen Aloeblumen, und grünschattigen Maulbeerbäumen. Zur Rechten wird der Golf von einer Halbinsel umzogen, deren Isthmus sehr schmal ist, und auf dieser liegt in imposanter Haltung Stadt und Hafen Porto Ferrajo, das alte Argous und das spätere Cosmopolis, ein schönes Denkmal des glücklichen Cosmus I. aus dem Hause Medici, und das Gefängniß Napoleon's.

Ich betrat die Stadt mit dem Gefühl, in eine

historische Idylle einzutreten. Die großen und ernsten Linien des schönen Golfs haben etwas Feierliches von majestätischer Ruhe, die Stadt auf der Halbinsel, so graziös toscanisch, so lieblich und so klein, hat Alles von ländlicher Einsamkeit und weltabgeschiedenem Wolbehagen.

Die Straßen sind zusammengedrängt, doch überschaulich; die kleinen Plätze und grünen Orangengärten, die sich frei und luftig den Berg hinaufziehen, laden zum Bleiben ein. Die ganze Stadt schimmert in einer hellen gelben Grundfarbe, welche zu dem frischen Grün der Bäume und dem tiefen Blau des Meers heiter stimmt. Ein herrlicher Aufenthalt für enttronte Könige, ihre Memoiren zu schreiben!

Auch die Türme und Basteien dreier Forts, Stella, Falcone und Castell Inglese, sehen nicht düster aus. Zu ihren Füßen liegt der Hafen, ein sicherer und schöner Cirkel, mit guten Quais eingefaßt, ein Werk des Cosmus von Medici. Durch die Tromba, das prächtige Tor in der Mitte des Cirkels, tritt man in die Stadt, nachdem man mit Befriedigung die vielverheißende Inschrift gelesen hat:

Templa Moenia Domos
Arces Portum Cosmus Med. Florentinorum Dux II
A Fundamentis Erexit A. D. MDXLVIII.

Alles hat demnach jener glückliche Cosmus hier erbaut, Tempel, Mauern, Häuser, Burgen und Hafen — und Napoleon zu bauen nichts übrig gelassen, als die Luftschlösser seines erneuten Kaiserreichs.

Das Schiff landet an der Treppe, von welcher er sich einst mit seinen Garden nach Frankreich einschiffte; eine Scene, die sich die Einbildungskraft sofort wiederherstellt, und wie oft, und wo nicht in aller Welt, haben wir jenes Gemälde betrachtet: Napoleon's Einschiffung auf Elba. Aber das Auge blickt immer zu der zierlichen Stadt empor und sucht ihre einzige Merkwürdigkeit, die Wohnung des verbannten Kaisers.

„Seht ihr's nicht droben liegen, das gelbe freundliche Haus unter dem Stella-Fort? Es schaut gerade her zum Hafen; seht dorthin, wo die Schildwache an dem Schilderhaus davorsteht."

„Jenes mit den kleinen Fenstern? Welches Tuilerienschloß für einen Pygmäenkönig! Es gleicht einem Gartenpavillon."

„Das ist der Palast des Kaisers und heute das Haus des Gouverneurs."

Eine Barke bringt uns an den Quai, auf dem friedliche Bewohner der Stadt sich neugierig versammelt haben. Da gibt es keine Zudringlichkeit wie in Livorno, wo man vor Barcarolen und Facchini seines Lebens nicht sicher ist; Alles ist still, bescheiden und zufrieden. Aus dem Tor tritt man durch eine Gasse, welche Fisch- und Gemüsemarkt ist, auf die Piazza d'arme, einen langen und schmalen Platz, an dessen Ende die Hauptkirche der Stadt liegt. Die lautloseste Sonntagsstille herrscht hier, eine wahrhaft idyllische Stimmung und Lebensbehaglichkeit. Die reinlichen Häuser sind mit Blumen geschmückt, und von der Bedürfnißlosigkeit der Bewohner zeugen die kleinen Verkaufsläden, das kleine

Kaffeehaus und der anspruchslose Gasthof L'ape d'oro, die goldene Biene, in welchem ich mit meinem Reisegefährten einkehrte. Ein einfaches Speisezimmer, ein paar schlichte, ganz schweigsame Tischgäste, ein mittelmäßiger Inselwein, ein dürftig Mittagsbrot und ein billiger, freundlicher Wirt.

Wir finden keine Ruhe, ehe wir nicht zur Wohnung Napoleon's hinaufgestiegen sind. Sie liegt zwischen dem Fort Stella und dem Falcone hoch auf dem Ufer, so daß sie mit der Vorderseite auf den Golf, mit der Hinterseite auf's Meer nach Piombino blickt, und eine sehr schöne Aussicht gewährt. Aber dieser Blick in das sonnige weite Meer und auf die zauberisch lockenden Küsten Italiens ist für einen verbannten Kaiser zu aufregend. Das Haus besteht aus einem platten Mittelgebäude von zwei Stockwerken mit vier Fenstern in der Fronte und zwei kleinern Seitenflügeln, welche beträchtlich niedriger sind. Durch diese geht man in das Innere, denn das Mittelgebäude hat keine Thür. Eine Mauer umschließt den kleinen Garten, in welchem Napoleon seine Morgen- und Abendspaziergänge zu machen pflegte. Citronenbäume, Blumen, ein paar Marmorbilder im Grün, das ist der ganze Reichtum des kaiserlichen Gartens von Elba. Napoleon selbst hat ihn angelegt und mit Akazien geschmückt. Mir erschien es sehr charakteristisch, daß ich in ihm Kanonen aufgestellt fand. Da der Garten zum Bereich des Stella-Forts gehört, dient er zugleich als Schanze, und ohne Zweifel standen dort die Kanonen schon zur Zeit Napoleon's unter den Blumen aufgepflanzt; waren sie doch die Lieblingspflan-

zen des Kaisers, ihm schöner duftend als Rosen und Orangenblüten, und so mag man ihn hier in seinem kleinen Kanonengarten umherwandelnd denken, stillstehend an einer Haubitze, brütend, Entschlüsse abwägend, auf das Meer spähend, wo die Küste Italiens dem Blick greifbar ist, und hinüberforschend nach dem Continent, dem Schauplatz seines Ruhms, welcher ihm seine Thaten zuruft, seine Thatlosigkeit anklagt, und seine Seele beständig anstachelt: Cäsar, du schläfst!

Aber gestehen wir es, das Bild Napoleon's auf Elba erhebt uns nicht allzu sehr. Die Heldenkraft eines einzelnen Menschen, welcher gegen die Welt kämpft und trotzig das Schicksal herausfordert, ist immer bewundernswert; aber sie läßt kalt, wenn sie nicht mehr den sittlichen Ideen und Zwecken der Geschichte, sondern nur dem eignen und kleinen Egoismus dient. Die Geschichte hatte Napoleon beseitigt; wie er sich von Elba erhob, erschien er als ein Mann, der in der Welt nichts mehr zu thun hatte und von ihren Interessen abgelöst war; sein Kampf war titanisch, wie der des Einzelnen gegen die Weltordnung sein mußte; sie zerbrach ihn, wie ein Rohr, das ein rollendes Rad zerknickt. Dies ist der tragische Sinn von Elba und von den Hundert Tagen.

Napoleon auf Sanct Helena ist wieder eine ganz andere Gestalt. Da erregt er die tragische Wehmut, gleich dem Helden eines großen Trauerspiels, den wir sterben sehen mit einer von Leidenschaften gereinigten und versöhnten Seele.

Wie sonderbar! Es gibt in diesem Tyrrhenischen

Meer noch ein zweites Felseneiland, welches als Verbannungsort eines Kaisers fort und fort in der Geschichte einen unsterblichen Namen tragen wird. Dies ist Capri, die Einsiedelei des furchtbaren Tiberius. Elba und Capri, Napoleon und Tiberius sind zwei widerspruchsvolle Kehrseiten der Despotie; dort ein Kaiser, gewaltsam auf die kleine Insel verbannt, der aus der unerträglichen Enge wieder in die Weltgeschichte sich zurücksehnt, nimmer satt von Herrschaft oder Heldenthaten; hier ein Kaiser, der unbestritten die Welt besitzt und sie gleichsam mit einem Wink seiner Augenbrauen lenkt, und der sich mit einem halb ironischen, halb furchtsamen Lächeln freiwillig auf die kleinste Felsenscholle seines Reichs verbannt, als ein Eremit zu leben.

Wahrlich, es war eine kindliche Naivetät der Mächte von 1814, Napoleon nach Elba zu verbannen. Man möchte versucht sein, diesen unschuldigsten Gedanken der größten Politiker Europas aus einer romantisch-poetischen Anwandelung zu erklären. Wenigstens überkam mich der einzige Sinn, der in Napoleon's Verbannung nach Elba liegt, plötzlich, als ich auf den Eisengruben von Rio stand, und ich sagte mir, daß die hohe Diplomatie von 1814 sehr poetisch gedacht habe, den Schlachtengott Napoleon auf diese Eiseninsel zu verbannen. Aus ihren unerschöpflichen Erzlagern haben sich die Völker seit mehr als 20 Jahrhunderten Waffen geschmiedet, und Rom, welchem einst Porsenna, König jener Etrusker, die zuerst die Erze Elbas verschmiedeten, die Bedingung gestellt hatte, das Eisen fortan nur zum Ackergerät zu verwen-

den, hat mit dem Eisen dieses Eilands die Welt bezwungen.

Durfte man glauben, daß der Beherrscher von halb Europa, der sich gewöhnt hatte, mit Königskronen zu spielen, urplötzlich in einen pensionirten Offizier sich würde verwandeln können, welcher auf einer idyllischen Insel Kohl pflanzt, Vögel abrichtet, ein paar Grenadiere als erinnerungsvolles Spielzeug gebraucht und Sonntags mit seinen Nachbarn auf die Jagd geht? Dachte man an Diocletian, an Tiberius, an Karl V.? Müde Herrscher legen das Diadem ab, weil es drückend ist, und nachdem sie selbst gesättigt wurden; aber auch die wuchtvollste Krone hat noch nie dem Haupt eines Mannes zu schwer geschienen, der sie als Emporkömmling dem Glück abgerungen hatte. Solche Menschen können zu herrschen nicht aufhören, ehe sie nicht demselben Schicksal im Kampf erlagen. Wunderlicher Einfall also, den corsischen Löwen auf dieses Eiland, ins offene Meer zwischen Frankreich und Italien hinzusetzen, gerade in den Brennpunkt seiner Herrscherleidenschaften.

Es liegt indeß ein tiefer fatalistischer Sinn in diesem Ort von Napoleon's Verbannung. Das Fatum, welches große Menschen stürzt, ist in der Regel von einer tragischen Ironie. Es pflegt seine Opfer in ihren eigenen Anfang zurückzustürzen und dann zu erschlagen, wenn sie die Götter des Glücks zum zweiten mal versuchen. Wenn Napoleon einen jener wilden und gewaltigen Berge von Marciana erstieg, so konnte er von ihrem Gipfel Corsica sehen, nahe vor sich mit seinen Städten, Wäldern und Bergen, mit tausend Stellen, die ihm

seine Jugend ins Gedächtniß riefen. Der Anblick mußte ihm schmerzlich sein. So fand er sich gegen das Land zurückgeworfen, aus welchem er als junger Mensch ausgegangen war, nur erst ein namenloser Sohn der Fortuna, mit ungewisser Sehnsucht nach großen Thaten. Dies war unerträglich. Er mußte den fatalistischen Ring zerbrechen; aber die Ironie des Schicksals ward er doch nicht los, denn es ersparte ihm nicht', daß er von Elba nach Frankreich wiederum in der Gestalt des Abenteurers auszog, in welcher er einst von Corsica in die Welt gegangen war.

Als die Marschälle Macdonald und Ney Napoleon in Fontainebleau anzeigten, daß er als Souverän Elba oder einen andern Ort, etwa Corsica, zu wählen habe, rief er heftig: „Nein! nein! Ich will nichts gemein haben mit Corsica!" Es gehört wenig Psychologie dazu, hier in seiner Seele zu lesen. „Die Insel Elba! Wer kennt die Insel Elba? Man suche mir einen Offizier, welcher Elba kennt! Man zeige mir Karten, welche mir die Lage Elbas nennen!" Elba — doch — Elba! Und ein Gedanke ging durch seine Seele. Die Günstlinge seiner Schwester Elise von Toscana waren es, welche Elba vorgeschlagen hatten, da es Toscana so nahe lag; und so ging er, als Resultat so vieler welterschütternder Kämpfe endlich die lächerliche Herrschaft einer kleinen Insel anzutreten.

Am 20. April 1814 nahm er von seiner Garde Abschied. Man mag es verzeihen, an Altes und Bekanntes zu erinnern. Ruft man sich doch gern das Bild eines außergewöhnlichen Menschen zurück, zumal in sei-

nem Sturz. Denn an solchem Schauspiel erhebt sich die Seele zur weisern Betrachtung des Lebens und seiner ewigen Ordnung. Wenn kleine Menschen von der Höhe der Großen, worauf sie nicht ureigene Kraft, sondern nur die Schwachheit der Zeit stellte, stürzen, dann gibt es ein Ende mit Schrecken, doch kein tragisches. Vielleicht ist Napoleon's Fall die größte Tragödie der Weltgeschichte.

Was sagte dieser Mann, als er von seinen Garden, das ist von seinem Kriegshandwerk, Abschied nahm? Seine Worte sind gemischt aus Unwahrheit und Wahrheit, aus Politik und Sentimentalität. Die ganze Abschiedsscene ist höchst charakteristisch, weil sie ganz theatralisch ist. Um die Figur Napoleon's hängt überhaupt viel mehr Theaterpomp und Bühnengoldbrocat, als um die des Alexander und die des Pompejus. „Seid treu dem neuen Könige, welchen Frankreich sich gewählt hat", so sagte er zu den weinenden Garden; „verlaßt nicht unser teures, zu lange Zeit unglückliches Vaterland. Weint nicht um mein Loos; ich werde immer glücklich sein, wenn ich weiß, daß ihr es seid. Ich hätte sterben können — nichts war leichter für mich; aber ich will ohne Aufhören dem Pfad der Ehre folgen. Noch habe ich zu schreiben, was wir gethan haben. Ich kann euch nicht Alle umarmen. Doch ich will euern General umarmen. Kommt, General ... (er schließt den General Petit in die Arme). Man bringe mir den Adler ... (er küßt den Adler). Teurer Adler! Möchten diese Küsse alle Braven im Herzen fühlen ... Lebt wohl! meine

Kinder . . . meine Wünsche werden euch immer begleiten . . . Bewahrt mein Andenken."

Am 27. April langte er, in elender Verkleidung, den Mordanschlägen der Provence entronnen, in Fréjus an, zurücklaufend seines Glückes eigene Straße. Die er einst von Aegypten her als Triumphator durchflogen, hatte er jetzt durcheilt als Postillon, als Lakai gekleidet.

Ein französisches und ein englisches Schiff lagen dort im Hafen bereit. Er wählte das englische. Am 5. Mai landete er in Porto Ferrajo; sieben Jahre später sollte er an demselben Tag auf einer fernen Insel im Ocean, deren Namen er kaum noch gehört hatte, sterben.

Es war 6 Uhr des Abends; ein südlich schöner Tag. Das Volk von Elba, seine Untertanen standen auf dem Quai. Arme Menschen in schafwollenen Jacken, die phrygische Mütze in der Hand, erwarteten sie verdutzt, scheu und neugierig den großen Mann, welcher die Welt bezwungen und Länder und Kronen verschenkt hatte, wie andere Könige Ringe und Ordenskreuze verschenken, als ihren eigenen Herrscher, als Fürsten von Elba. Eine Musikbande spielte auf, wie zu einem Schäferspiel. Napoleon blieb mißmutig die Nacht auf dem Schiff. Wie muß er sich nicht beengt gefühlt haben in diesem umzirkelten Golf, welchen die Felsenberge gefangen halten!

Als er das Ufer betrat, empfing ihn der bisherige französische Commandant Dalesme. Ihm hatte er seine Ankunft gemeldet und geschrieben: „General, ich habe meine Rechte den Interessen des Vaterlands geopfert und mir die Besitzung und die Souveränetät der Insel

Elba vorbehalten; macht den Einwohnern bekannt, daß ich ihre Insel zu meinem Aufenthalt wählte, sagt ihnen, daß sie immer der Gegenstand meines lebhaftesten Interesses sein werden."

Elba fortan der Gegenstand seines lebhaftesten Interesses! Eine Felsscholle für die Welt!

Der Bürgermeister und die Aeltesten von Porto Ferrajo stellten sich dar mit den Schlüsseln der Stadt. Der Kaiser empfing sie. Es war dieselbe Scene, die er so oft erlebt hatte, vor Berlin, vor Wien, vor Dresden, vor Mailand, vor Madrid, vor Moskau — nur die Schauspieler waren andere geworden ... ein armer stammelnder Bürgermeister von Porto Ferrajo, und ein paar Aelteste des Städtchens.

Napoleon zog in das Haus des Gouverneurs, und dies eben ist jener kaiserliche Palast mit dem kleinen Kanonengarten und den kleinen Blumenstücken. Er fing ohne Säumen den Ausbau an. Ich sah in ihm einen schönen Speisesaal und etwa 10 bis 12 wohnliche kleinere und größere Gemächer, welche gegenwärtig der Governator der Stadt und Festung bewohnt. Im Schlafzimmer Napoleon's hängen Kupferstiche, welche Scenen aus Aegypten darstellen, und im Arbeitszimmer steht noch sein Schreibepult. Das war nun des Kaisers Tuilerienschloß, das Miniaturbild seiner Herrschaft, und im Verhältniß dazu stand auch sein Hof. Großmarschall des Palasts war Graf Bertrand; der Graf Cambronne, der Artilleriegeneral Drouot und Andere bildeten den Hof, der im ganzen Haushalt 35 woltitulirte Chargen zählte.

Wahrlich, der Aufenthalt in Elba glich der Villegiatur eines römischen Kaisers, der sich dem Ceremoniel des großen Hoflebens in der Hauptstadt entzieht und mit wenigen Vertrauten und Dienern Luft und Ruhe schöpfen geht nach Antium oder nach Bajä. Aber nein, diese Luft von Elba war für das Gefühl Napoleon's vielleicht drückender, als jene auf der Scholle von Sanct Helena, die er mit völliger Resignation betrat.

Man hatte ihm 700 Mann Garde zu Fuß und einige 80 Mann zu Pferde als Spielzeug überlassen. Nun denke man sich dieses Häuflein von Veteranen beisammen, wie Schiffbrüchige auf eine Insel verschlagen und dort am Strand gelagert. Wer zuhörte, was diese rauhen Männer, Franzosen, Corsen, Italiener, Polen, miteinander redeten, konnte die wunderbarsten Dinge hören und Bilder der halben Erde an sich vorübergehen sehen, die Pyramiden, die fürchterlichen Eisfelder von Rußland, die Alpen, Leipzig, Marengo, die Sonne von Austerlitz, Eylau und was nicht Alles — Namen wie Ney — o, auch Ney, das schmerzt — Marmont — Bernadotte, das grimmt das alte Kriegerherz — — der falsche prächtige Murat! Was ward aus Murat? O, der ist drüben in Italien noch ein König! Wenn ein Schiff zwei, drei Tage läuft, so kann man ihm die Hand reichen. „Pazienza", sagt der Italiener — „Vive l'Empereur!" ruft der Franzose — „Noch ist Nichts verloren", sagt der Pole. Manches mal wird exercirt, der Kaiser hat das Handwerk nicht verlernt. Brav wird mit den Kanonen gefeuert. Aber die Kanonen brummen doch nur in den Wind. Das ist eine schlechte Musik.

Man muß eine Unternehmung ausführen. Der Kaiser von Elba wollte sein neues Reich gleich in der ersten Zeit kennen lernen, und in Begleitung des englischen Botschafters Niel Campbell durchritt er die Insel. Man will wissen, daß er aus Furcht vor Meuchelmord ihn und Bewaffnete mit sich nahm. Er fürchtete besonders den Commandanten von Corsica, Brulart, welcher ehemals Hauptmann der Chouans und Freund George Cadoudal's gewesen war, und jetzt wie zu Napoleon's Hohn Corsica befehligte. In ein paar Tagen hatte der Kaiser sich überzeugt, daß sein Reich nicht groß sei; aber er faßte den Plan, zu bauen, Wege, Wasserleitungen, Verbesserungen anzubahnen. Er wollte Elba verschönern, wie Tiberius einst Capri verschönt hatte. Der unruhige Geist schmachtete nach Beschäftigung, und die Zeit mußte vertrieben werden.

Napoleon auf dem kleinen Elba bauend und Wege in das Gestein bahnend ist ein tief gedankenvoller Mann, welcher Figuren und Linien in den Sand zeichnet; er ist der alte Fritz, nach der verlorenen Schlacht auf der Brunnenröhre sitzend und mit dem Stock so vor sich hin grabend.

Sein Blick fiel auf die Klippe Palmarola. Vierzig Garden schickte er aus, diese Insel zu nehmen, was ihnen Niemand wehrte, da Niemand darauf wohnte. Die alten Garden setzten einen Turm darauf, und so war das Reich vergrößert.

Auch jene kleine und öde Insel Pianosa, wohin einst August seinen Enkel Agrippa Posthumus verbannte, welchen Tiberius bald darauf durch abgesandte Mörder

erwürgen ließ, besetzte Napoleon und bewehrte sie mit einer Schanze, vielleicht angelockt durch jene alten Kaisernamen, oder durch das Loos Agrippa's, mit dem er sein eigenes vergleichen mochte.

Er baute Magazine, Quais, ein paar Pferdeställe, eine Wasserleitung, ein Lazareth, ja selbst das kleine Theater in Porto Ferrajo, wo er seine kaiserliche Loge hatte, so gut wie in Paris. Für sich selbst legte er in der Campagna eine Villa an. Rechts vom Golf führt eine von ihm gebaute Straße zu diesem Versailles von Elba. Dahin ging oder ritt der Kaiser gern und unterhielt sich oft mit den Landleuten, die des Weges kamen, ihre fruchtbeladenen Esel vor sich hertreibend. Das Tal, in welchem die Villa San Martino steht, und wo einst Scipio Nasica einen Palast gehabt haben soll, ist sehr reizend. Es liegt den grandiosen Bergen im Schoos, die sich nach der corsischen Seite zu erheben. Ein Bach schlängelt sich durch die grüne Tiefe; zu beiden Seiten üppige Fülle von Baumwuchs, viele Häuser im Grün zerstreut, und wohin das Auge blickt, ein reicher Weinsegen von blauen schwellenden Trauben, als stände man auf der Campagna Felice von Neapel. Wer ein zufriedenes Herz hat, mag dort glücklich wohnen. Es gibt das ganze Jahr hindurch Rosen; die Lüfte sind mild und würzig, und wo sich das Tal gegen Porto Ferrajo öffnet, stralt Golf und Meer dem Blick entgegen.

Die Villa gehört heute dem Fürsten Demidoff. Dieser russische Krösus baut sie zu einem Napoleonsmuseum um. Es soll prächtig werden, mit Hallen von Marmor und

Feensälen, worin man sämmtliche Thaten des Kaisers an den Wänden al fresco sehen wird. Napoleon selbst, der die Orangenbäume um die Terrasse des Landhauses pflanzte, begnügte sich, den Speisesaal in ägyptischem Stil ausmalen zu lassen; überhaupt war ihm die Erinnerung an Aegypten, wie es scheint, die liebste seines Lebens, denn sie war das romantische Heldengedicht seiner Jugend. Heute hat Demidoff alle erdenklichen Reliquien, die sich auf Napoleon's Geschichte beziehen, gesammelt, und er wird sie in den Zimmern von San Martino aufstellen. Eine lebendige Reliquie Napoleon's, in deren Besitz der Principe gewesen ist, wird er aber in dieser Villa nicht aufstellen, weil er sie, wie man sagt, nicht wol gehalten hat, ich meine seine frühere Gemalin Mathilde Bonaparte, Tochter des Exkönigs Jérôme, Reliquie von Westfalen.

Wenn die Reliquien alle aufgestellt sein werden, sagten mir die Arbeiter an der Villa, so wird der Fürst auf seine Kosten jeden Freitag ein Dampfschiff von Livorno nach Porto Ferrajo abgehen lassen, und dann wird die ganze Welt mitfahren, die schönen Sachen zu sehen. Jetzt aber darf Niemand hinein, und steht das auf der Warnungstafel aufgeschrieben. Und so konnte ich das Innere der kleinen bescheidenen Villa nicht betreten.

Wie ich nach Porto Ferrajo heimkehrte, tröstete mich dafür der schöne Mondschein, welcher viele Dinge zu erzählen weiß. Ruinen, gleichwie Erinnerungen jeder Art, lassen sich am besten beim Mondschein betrachten

und bedenken; der Zauber eines zweifelnden Lichts stimmt so wol mit Allem, was vergänglich ist.

Kann man Napoleon lieben? Wird nach tausend Jahren eine Menschenseele auf irgend einem Schauplatz seines Lebens durch die Erinnerung an ihn zu Tränen der Wehmut gerührt werden? Ich weiß es nicht; ich glaube es nicht.

Es gibt einen großen Namen in der Geschichte, welcher zur Hälfte wie Napoleon klingt, er heißt Timoleon. Ich gestehe es, die Erinnerung an diesen Menschen preßte mir eine Träne der Liebe aus, als ich auf dem Theater von Syrakus an ihn zurückdachte. Wie würde sich Napoleon vor diesem Griechen gefürchtet haben, der ihn nach Korinth geschickt hätte, voll strenger Verachtung, wie den Tyrannen Dionys. Andere Zeiten, andere Größen. Napoleon schwärmte in der Jugend für diesen Helden des Plutarch; als er selbst Kaiser geworden war, schalt er den Tacitus grämlich, und hielt er dem Tiberius eine Lobrede.

Man hat ihn so oft mit dem gefesselten Prometheus verglichen, daß dieses Bild schon eine abgebrauchte Phrase ist; aber es paßt doch ganz vortrefflich auf diesen verbannten Heros, der die Ketten von Elba zu zerreißen im Stande war, bis ihn Kraft und Gewalt mit unauflöslichen diamantenen Fesseln an die Klippe von Sanct Helena schmiedeten. Nach welchen Riesenkämpfen! Blücher und Wellington mußten dies Genie bezwingen, als Kraft und Gewalt gegen einen Halbgott losgelassen. Der Husarengeneral Blücher, in der Hand des Schicksals als Mittel gebraucht, Napoleon zu stürzen, oder sagen wir

in niederer Redeweise zu „schlagen", denn was konnte ein so wackerer Mann wie Blücher anders, als tüchtig zuschlagen ... das ist ein bitterer Hohn. Aber die Natur braucht die größten Kräfte, will sie etwas bilden und entwickeln, die geringsten, will sie vollenden und vernichten.

Napoleon mußten die Wochen, die ihm in Elba hinschlichen, wie Jahrwochen erscheinen. Er klagte oft bitterlich zu Campbell, und zumeist weil ihm Weib und Kind entrissen seien, ihm eine Gunst versagt sei, welche doch den elendesten unter den Verbannten aus Menschlichkeit gewährt werde.

Seine Mutter kam im Sommer. Wie fand Lätitia Ramolino ihren Sohn wieder! Von der Höhe des Glücks war auch das eitle Mutterherz herabgestürzt, aber es brach nicht — das edlere Herz Josephinens war gebrochen, 30 Tage nach Napoleon's erstem Fall, in Malmaison. Auch Pauline Borghese, seine Schwester, kam, einst die neue Helena der Welt, eine schöne Hetäre, zu deren Füßen gekrönte Herrscher lagen, jetzt auf der Campagna von Elba verschollen.

Viel Personen kamen und gingen geheimnißvoll. Die sieben Häfen der Insel waren noch nie so belebt gewesen. Während der neun Monate liefen 1200 Schiffe ein, und 800 Italiener und 600 Engländer waren angekommen, den Mann von Elba zu sehen, darunter viele Offiziere in italienischen, englischen, französischen Uniformen, bald von Marseille, von Corsica, bald von Genua und Livorno, oder von Neapel, von Civita Vecchia und Piombino her. Mit Allen unterhielt sich

Napoleon geistreich und witzig, und ließ sich von Jedem über die Zustände seines Landes oder den Continent Bericht erstatten.

Eines Tags kam eine fremde Dame mit einem kleinen Knaben nach Porto Ferrajo. Der Kaiser empfing sie mysteriös. In der Campagna ward sie einlogirt, und nach wenig Tagen war sie mit dem Knaben nach Italien hinweg, geheimnißvoll wie sie gekommen war. Man sprach Allerlei, nur Wenige wußten, wer die Erscheinung gewesen, aber sie hatte sich den Blicken nicht entziehen können. Man wird sich leicht vorstellen, daß Napoleon auf Elba in der Lage eines interessanten Mannes sich befand, der sich in einer kleinen Provinzialstadt aufhält, und von allen Augen verfolgt und von allen Zungen beredet wird. Jene fremde Dame war eine polnische Gräfin, der Knabe Napoleon's Kind, die Frucht einer zarten Schäferstunde in dem rauhen Polen. Ich weiß nicht, wie es dem Kinde weiter erging, aber ich glaube, im Monat December 1852 erschien dieser Knabe als officieller Botschafter Frankreichs vor der Königin Victoria von England und zeigte ihr an, wie die Weltgeschichte trotz Elba und Sanct Helena wieder bonapartisch geworden sei, denn acht Millionen Franzosen hätten Ludwig Bonaparte, Sohn und Reliquie des Exkönigs von Holland, aus Rührung zum Kaiser Frankreichs ausgerufen.

Es ist ein Traum. Die Weltgeschichte träumt, wie der Einzelne, bisweilen von alten Liebschaften und von alten Schicksalen. Im Jahr 1852 träumte ihr von Napoleon.

Der Kaiser indeß wurde auf Elba von Tanten und Basen, wie man sagt, beschändet. In ganz Italien sprach man davon, daß ein gewisses Fräulein Vantini sein Herz erobert habe, daß er sie in romantischen Stunden empfange, auf der Villa wie in seinem Palast, ja daß sie bereits einen zweiten jungen Napoleon unter dem Herzen trage und sich dessen schließlich selbst berühme. Dieses Fräulein war die Tochter eines Gutsbesitzers auf Elba, eines Mannes, der ehemals Bürgermeister in Porto Ferrajo gewesen war; er war wiederum Schwager eines Herrn Cornelio Filippi von Livorno; dieses gewissen Cornelio Schwester aber war eine wahre Messaline, erklärte Bulschaft des Engländers Grant, eines Kaufmanns in Livorno, und dieser Grant war wiederum ein wütender Feind Napoleon's und Helfershelfer des Spions Giunti u. s. w. Da haben wir eine Schandgeschichte aus Elba.

Das Geld fing übrigens zu mangeln an. Napoleon's Einkommen belief sich auf kaum 400,000 Francs. Denn was ihm im Vertrag zu Fontainebleau verbrieft worden war, eine jährliche Rente von 2,500,000 Fr., zahlte Frankreich, dem Vertrag zuwider, nicht. Der Kaiser beschwerte sich, und Lord Castlereagh remonstrirte für ihn; aber die französische Regierung zögerte, und sie zahlte nichts. Sie ahnte wahrscheinlich, daß der Verbannte ihre Gelder zu irgend einem Staatsstreich verwenden könnte, mindestens fürchtete man einen Einfall in Italien; denn daß er eine Landung in Frankreich versuchen würde, fiel Niemanden ein.

Hier auf Elba, in der unmittelbaren Nähe Frank-

reichs und Italiens, mußten sich dem Geist des gestürzten Kaisers wie von selbst beide Länder als Schauplätze einer möglichen Restauration darbieten. Wie mag er in diesem Garten, in diesem Cabinet und in jener Villa auf- und abgegangen sein, die Hände auf dem Rücken, und in der Wagschale abgewogen haben hier Frankreich und dort Italien, hier die Erneuerung einer alten Laufbahn oder eines Reichs, das er besaß, dort eine ganz neue Laufbahn, eine ganz neue, erst zu stiftende Monarchie.

Verweilen wir einen Augenblick; denn hier ist eine geheimnißvolle Stelle in der Geschichte Napoleon's, die etwas ungemein Anlockendes für die Vorstellung hat, wie jede Möglichkeit von großem Charakter. Eine Minute lang, so kann man sagen, schwebte der Geist einer unberechenbaren Zukunft über Italien, während Napoleon auf Elba saß.

Denn was wären die Folgen gewesen, wenn dieser Mann seine Richtung auf Frankreich plötzlich aufgab, und er, ein Italiener, in Italien auftrat, in einer neuen Gestalt, als Ordner und Vereiniger dieser schönen Länder, als ein römisch-italienischer Kaiser in der Weltstadt Rom, auf dem Capitol?

Es ist unzweifelhaft, daß ein solcher Plan gefaßt wurde; aber wie weit Napoleon selbst mit den Agenten einer italienischen Union, welche in Turin ihren Mittelpunkt hatten, in Verbindung stand, ist trotz aller Enthüllungen schwer zu ermitteln. Jener Entwurf eines constitutionellen Kaiserreichs in Rom, an dessen Spitze Napoleon zu berufen sei, wie er in den Köpfen der italienischen Unitarier entstand, klingt heute nicht chimä-

rischer, als im Jahr 1814. Es sollten Napoleon römischer Kaiser sein, die Könige von Sardinien und Neapel mit Geld entschädigt werden, die Hauptstädte Mailand, Venedig, Florenz, Neapel, um ihren localen Patriotismus zu befriedigen, zu Vicekönigtümern gemacht werden, die Nationalversammlung ihren Sitz wechseln. Der Papst ward zu einem Phantom erklärt, dessen man sich zu entledigen habe. Dies war das italienische Project; zu seiner Ausführung konnte ein Krieg dienen. Denn Murat, damals noch König von Neapel, sollte in Krieg mit Frankreich verwickelt werden, und Napoleon im Augenblick des Zusammenstoßes erscheinen, wo er dann unfehlbar sich beider Armeen würde bemächtigt, Italien vereinigt und die Bourbons von Frankreich zu seiner Anerkennung gezwungen haben.

Doch genug dieser Träume. Napoleon hielt, wenn er ihnen das Ohr lieh, Italien in Spannung; und in der That, seine Landung auf der Halbinsel hätte Alles in Taumel versetzt. Ohne Zweifel würde er sich nach Italien geworfen haben, wenn ihm Frankreich keine Aussicht bot. Aber was ihm seine Agenten von dort berichteten, zeigte ihm klar, daß es nur seiner Landung bedürfe, um die bourbonische Restauration wie einen Nebel zerrinnen zu machen.

Unterdeß lebte man im Palast von Elba harmlos; Pauline, die Seele der Gesellschaft, gab bisweilen ein Fest. Aber um Geld zu sparen, ward der Haushalt beschränkt und mancher Bauplan eingestellt, selbst ein Artillerietrain verkauft. Der Kaiser war in Papieren, in Journalen und Berichten vergraben. In seinem

kleinen Cabinet sah es aus wie ehedem in den Tuilerien; war der Mann doch derselbe Napoleon, welcher riesige Entwürfe, Schlachtplane, welterschütternde Gedanken in der Seele umherwälzte.

So saß er in dem kleinen Zimmer von Porto Ferrajo's Gouvernementshaus, von welchem nur das bescheidene Banner von Elba flatterte, weiß und amarant und mit den kaiserlichen Bienen, indeß zu gleicher Zeit die hohe Diplomatie in Wien beim Congreß saß, alle Mächte Europas hinter den grünen Tischen, tausend Federn rührend und tausend Zungen, die ganze Welt ein Protokoll und ein diplomatischer Discours, und alles Dies um den einen kleinen Mann in Elba. Dieser still, verschollen, einsam, wie ein Zauberer in der Felsenhöle, welcher unsichtbare Geister beschwört, aussendet, empfängt; jene voll Geräusch der Siegesfeste und der Debatten — ein wunderliches Gegenüber! Der kleine eiserne Mann von Elba steht plötzlich von seinem Tisch auf — der Congreß ist nicht mehr; die Fürsten und die Diplomaten fahren auseinander, und die Welt wird wieder ein tobendes Kriegslager.

Napoleon war von Allem unterrichtet, was in Frankreich und in Wien geschah — am Anfang des Jahrs 1815 drohte Uneinigkeit die Alliirten mit einander in Krieg zu bringen. Oesterreich, Frankreich und England verbanden sich zu einem geheimen Vertrag gegen Rußland und Preußen. Auch verlangte Frankreich die Wiedereinsetzung der Bourbonen in Neapel. Murat's Tron wankte; er bot sich also als natürlicher Verbündeter

Napoleon dar, Italien zu jener Union aufzurufen, an deren Spitze dieser hatte treten sollen.

Das schreckliche Wort Sanct Helena war schon zu Napoleon's Ohr gedrungen. Der Entschluß wurde fest in seiner Seele. Er ward immer einsamer; er vermied es, Campbell zu sprechen. Er ließ ihn selten vor und nur dann, wenn der Engländer von Livorno zurückkehrte, wohin er bisweilen hinüberging. Es kreuzte auch ein französisches Kriegsschiff um die Insel, Napoleon zu beobachten, von dem ein Gerücht zu reden begann, er bereite eine Landung in Italien vor; die englische Corvette aber, zu Campbell's Disposition gestellt, segelte beständig zwischen Elba, Genua, Civita Vecchia und Livorno.

Napoleon selbst war als Souverän der Insel im Besitz von Kriegsfahrzeugen, von vier Schiffen; sie durchsegelten häufig, manövrirend, das Meer unter dem neuen Banner von Elba, das selbst die Barbaresken respectirten; denn oft brachten sie den Capitänen elbanischer Schiffe Geschenke, sagend, daß sie die Schuld von Moskau quittirten. Der Kaiser ließ diese Schiffe häufiger in See gehen, seine Absicht zu verbergen; und er versteckte sie so tief, daß nur Bertrand und Drouot um das Geheimniß wußten, und auch diese nur 24 Stunden vor der Abfahrt. Den Frauen ward es nicht mitgeteilt; auf dem nahen Corsica wußte es allein Colonna, der Freund Paoli's und der Vertraute Napoleon's.

Der Entschluß, an Bord zu steigen, endlich aus dieser öden Einsamkeit der Welt und neuen Riesenkämpfen entgegenzugehen, mußte ein fürchterlicher Ruck in Na-

poleon's Seeele sein, gleich jenem Cäsar's, als er den Rubicon überschritt. Es war einer von den verzweifelten Würfen, welche der Erfolg, je nachdem sie fallen, entweder heldenkühn und groß, oder wahnsinnig und abenteuerlich benennt. Solche Augenblicke, wo ein entschlossener Mensch todesmutig gerade auf das Schicksal losgeht, nehmen all unsere Teilnahme in Beschlag, und wenn das Unternehmen gelingt, scheint die Tollkühnheit selbst die Größe des Helden verdoppelt zu haben. Gleich jenem Fernando Cortez, da er die Schiffe hinter sich verbrennen ließ, erscheint nun Napoleon, und in Wahrheit ging er an die Eroberung Frankreichs und in den Kampf mit den Kriegsheeren der europäischen Mächte mit kaum mehr Truppen, als der abenteuernde große Spanier hatte, als es galt, wilde Indianer zu bezwingen. Freilich standen schon zwei seiner größten Heere und Avantgarden in Frankreich: der Zauber seines Namens und der Haß gegen die Restauration.

Es war an einem Sonnabend, den 26. Februar — Pauline gab einen Ball — die Garden und die übrigen Truppen, 800 Mann, stehen marschfertig auf der Piazza d'arme — sieben Fahrzeuge liegen reisefertig im Hafen — der Kaiser ist voll Unruhe — der kleine Mann geht auf und ab, tritt ans Fenster, blickt in den Abendhimmel, auf den Golf, welcher bewegt ist und voll rauschenden Wellenschlags. Die Garden sollen sich einschiffen! Alea jacta est!

Es war Abends 8 Uhr, als Napoleon vom Quai in die Barke stieg.

Hier nun, da der gewaltige Mann in See geht, die

Götter zum zweiten mal zu versuchen, ist es mir, als riefe eine Stimme hinter ihm drein: „Des Fatums boshaftes und ewiges Gesetz ist es in allen Dingen, daß sie, wenn sie den Gipfelpunkt erreicht haben, schneller, als sie aufstiegen, wieder zur Tiefe stürzen." Die Stimme ist Seneca's Stimme, jenes alten Unglücksvogels, der ein besonderes Recht hat, diesen Spruch Napoleon nachzurufen, weil er die Großen der Erde schrecklich enden sah, den Imperator Tiberius, den Kaiser Caligula, den Kaiser Claudius, den Cäsar Germanicus, und weil er acht lange Jahre als Verbannter auf Corsica saß und Weisheit lernte, und die Natur wie das Ende der Napoleonischen Dinge aus gründlichster Erfahrung kannte.

Aber Napoleon segelt von dannen, ungesehen von der englischen Corvette, welche in Livorno war. Das Meer ging hol. Man hoffte vor Tagesanbruch über Capraja hinaus zu sein, doch fiel der Wind, und am Tag war man noch im Angesicht der Insel. Erst um 4 Uhr Abends gelangte man auf die Höhe von Livorno, und bald zeigten sich zwei Fregatten, dann ein französisches Kriegsschiff, der Zephyr, welches heransegelte. Die Mannschaft wollte es entern. Aber Napoleon gebot ihr, sich unter Deck zu legen. Der Zephyr fragte das Schiff an, wie es in Elba aussehe, und Napoleon selbst rief durch das Sprachrohr: „Der Kaiser befindet sich sehr wol." Glücklich entrann er der Gefahr.

Er hatte schon vor seiner Einschiffung zwei Proclamationen an die französische Armee und an das französische Volk abgefaßt; aber weil man sie nicht entziffern

konnte, warf er sie ins Meer und dictirte zwei andere. Alles, was schreiben konnte, schrieb sie ab — man saß am Bord umher, man schrieb auf Trommeln, Grenadiermützen, Bänken — eine seltsame Scene auf dem Inconstant. Denn dies war der Name von Napoleon's Schiff, und von seinem Glück.

Die Proclamationen folgen hier beide:

Im Golf Juan, am 1. März 1815.

Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Constitutionen des Kaiserreichs Kaiser der Franzosen.

1. An die Armee.

Soldaten! Wir sind nicht geschlagen. Menschen, die aus unsern Reihen hervorgingen, haben unsere Lorbern, ihr Land, ihren Fürsten, ihren Wolthäter verrathen. Dürfen Diejenigen, welche wir während 25 Jahren ganz Europa durcheilen sahen, um uns Feinde zu erwecken, welche ihr Leben zugebracht haben, gegen uns in den Reihen der fremden Heere zu kämpfen, indem sie unser schönes Frankreich verfluchten, dürfen sie den Ruhm haben, unsere Adler in Ketten zu schlagen und zu meistern, sie, die ihren Anblick nie auszuhalten vermochten? Sollten wir dulden, daß sie die Frucht unserer glorreichen Mühen ernten? daß sie sich unserer Ehre, unserer Habe bemächtigen? daß sie unsern Ruhm verleumden? Wenn ihr Reich dauerte, Alles wäre verloren, selbst das Andenken unserer denkwürdigen Schlachten. Mit welchem Eifer entstellen sie dieselben, suchen sie Das zu vergiften,

was die Welt bewundert! Und blieben noch Verteidiger unsers Ruhms übrig, so sind sie unter den Feinden selbst, welche wir auf den Schlachtfeldern geschlagen haben. Soldaten! in meinem Exil hörte ich eure Stimme; ich bin da, über alle Hindernisse und alle Gefahren hinweggegangen.

Euer General, durch die Wahl des Volks zum Tron berufen und auf euern Schilden erhoben, ist euch wiedergegeben. Kommt, vereinigt euch mit ihm. Reißt diese Farben herunter, welche die Nation geächtet hat, und um welche sich seit 25 Jahren alle Feinde Frankreichs gesammelt haben. Pflanzt diese dreifarbige Cocarde auf; ihr trugt sie an unsern großen Tagen. Wir dürfen vergessen, daß wir die Herren der Völker waren, aber wir dürfen nicht leiden, daß irgend eines sich in unsere Angelegenheiten mische. Wer wollte sich anmaßen, Herr bei uns zu sein? Wer hätte die Gewalt dazu? Ergreift diese Adler wieder, die ihr trugt bei Ulm, bei Austerlitz, bei Jena, bei Eylau, bei Wagram, bei Friedland, bei Tudela, bei Eckmühl, bei Eßling, bei Smolensk, bei der Moskwa, bei Lützen, bei Wurschen, bei Montmirail. Glaubt ihr, daß dieses Häuflein Franzosen, das heute so stolz thut, ihren Anblick ertragen könne? Sie werden zurückgehen, woher sie kamen, und dort werden sie, wenn sie es wollen, herrschen, wie sie seit 19 Jahren geherrscht zu haben vorgeben.

Euer Vermögen, euer Rang, euer Ruhm, das Vermögen, der Rang und der Ruhm eurer Kinder haben keine größern Feinde als diese Prinzen, welche die Fremden uns eingesetzt haben. Sie sind die Feinde

eures Ruhms, weil die Erzählung von so vielen heroischen Thaten, die das französische Volk verherrlicht haben, als es gegen sie kämpfte, um ihrem Joch sich zu entziehen, ihr Verdammungsurteil ist.

Die Veteranen der Armeen der Sambre und der Maas, des Rheins, Italiens, Aegyptens, des Ostens der großen Armee sind erniedrigt; ihre ehrenvollen Narben sind beschimpft; ihre Erfolge würden Verbrechen sein, Rebellen würden die Tapfern sein, wenn, wie die Feinde des Volks vorgeben, mitten unter feindlichen Armeen die legitimen Herrscher waren. Die Ehre, die Belohnung, die Liebe kommen Denen zu gut, welche ihnen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben.

Soldaten! kommt, reiht euch unter die Fahnen eures Chefs; seine Existenz ist die eurige; seine Rechte sind die des Volks und die eurigen; sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm sind euer Interesse, eure Ehre und euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmschritt voraneilen; der Adler mit den Nationalfarben wird von Turm zu Turm bis zu den Türmen von Notre-Dame fliegen. Dann werdet ihr mit Ehren eure Wunden zeigen können; dann werdet ihr euch rühmen können Dessen, was ihr gethan; ihr werdet die Befreier des Vaterlandes sein.

In eurem Alter werden euch eure Mitbürger umringen und betrachten und mit Achtung horchen, wenn ihr von euren hohen Thaten erzählt; ihr werdet mit Stolz sagen können: Und auch ich, ich gehörte zu dieser großen Armee, welche zwei mal einzog in die Mauern von Wien, in die von Rom, Berlin, Madrid und Moskau; welche Paris von dem Flecken befreit hat, den

der Verrat und die Gegenwart des Feindes ihm aufgedrückt haben. Ehre diesen tapfern Soldaten, dem Ruhm des Vaterlandes! und ewige Schande den verbrecherischen Franzosen, in welchem Stand immer das Glück sie geboren werden ließ, welche 25 Jahre neben dem Fremden kämpften, um den Busen des Vaterlandes zu zerreißen.

Gezeichnet Napoleon.

2. An das französische Volk.

Franzosen! Der Abfall des Herzogs von Castiglione lieferte Lyon ohne Verteidigung an unsere Feinde; die Armee, deren Befehl ich ihm vertraut hatte, war durch die Zahl ihrer Bataillone, durch die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe der Truppen, welche sie bildeten, im Stande, das ihr entgegengestellte östreichische Armeecorps zu schlagen und hinter die linke Flanke der feindlichen Armee zu kommen, welche Paris bedrohte.

Die Siege von Champ-Aubert, von Montmirail, von Château-Thierry, von Vauchamps, von Monterau, von Craonne, von Rheims, von Arcis-sur-Aube und von Saint-Dizier; der Aufstand der tapfern Landleute von Lothringen, von der Champagne, vom Elsaß, von der Franche-Comté und von Burgund, und die Stellung, welche ich hinter der feindlichen Armee eingenommen hatte, indem ich sie von ihren Magazinen, von ihren Reserveparks, ihren Convois und all ihrer Equipage abschnitt, hatten sie in eine verzweifelte Lage gebracht. Die Franzosen waren nie auf dem Punkt mächtiger zu

sein, und die Elite der feindlichen Armee war ohne Hülfe verloren; sie hätte ihr Grab gefunden in diesen wüsten Gegenden, welche sie so unbarmherzig geplündert hatte, als der Verrat des Herzogs von Ragusa die Hauptstadt auslieferte und die Armee desorganisirte. Die unerwartete Handlungsweise dieser beiden Generale, die mit einem mal ihr Vaterland, ihren Fürsten und ihren Wolthäter verrieten, veränderte das Loos des Kriegs; die Lage des Feindes war der Art, daß er am Ende des Gefechts, welches vor Paris statthatte, ohne Munition war wegen der Trennung von seinen Reserveparks.

In diesen plötzlichen und großen Umständen ward mein Herz zerfleischt, aber meine Seele blieb unerschüttert; ich zog nur das Wol des Vaterlands zu Rate; ich verbannte mich auf meine Felsen mitten im Meer; mein Leben war und sollte euch noch nützlich sein. Ich gestattete nicht, daß die große Zahl von Bürgern, die mich begleiten wollte, mein Loos teilte; ich glaubte, daß ihre Gegenwart Frankreich nützlich sei; ich führte mit mir nur ein kleines Häuflein von Tapfern, nötig zu meinem Schutz.

Durch eure Wahl zum Tron erhoben, ist Alles, was ohne euch geschah, illegitim. Seit 25 Jahren hat Frankreich neue Interessen, neue Institutionen, einen neuen Ruhm, welche nur durch ein nationales Regiment und durch eine in diesen neuen Umständen geborene Dynastie garantirt sein können. Ein Prinz, welcher über euch herrschte, welcher durch die Gewalt derselben Waffen, die unser Land verheert haben, auf meinen Tron gesetzt wäre, würde sich auf die Principien des Feudalrechts

vergebens zu stützen suchen; er würde nur die Rechte einer kleinen Zahl von dem Volk feindlichen Individuen sichern können, welches seit 25 Jahren sie in allen unsern Nationalversammlungen verdammt hat. Eure innere Ruhe und euer äußeres Ansehn würden für immer verloren sein.

Franzosen! In meinem Exil habe ich eure Klagen und eure Wünsche gehört; ihr reclamirtet dieses Gouvernement eurer Wahl, welches allein legitim ist; ihr beschuldigtet meinen langen Schlaf; ihr warft mir vor, meiner Ruhe das Wohl des Vaterlands zu opfern.

Ich habe die Meere mitten in Gefahren jeder Art durchschnitten. Ich bin da, unter euch meine Rechte wieder zu ergreifen, welche die eurigen sind. Alles, was Einzelne gethan, geschrieben oder gesagt haben seit der Einnahme von Paris, ich werde es immer ignoriren; es wird keinen Einfluß auf die Erinnerung an die wichtigen Dienste üben, die sie geleistet haben; denn es gehört zu den Ereignissen solcher Natur, daß sie unter der menschlichen Organisation sind.

Franzosen! Es gibt keine Nation, so klein sie sei, welche nicht das Recht gehabt hätte, sich der Schmach zu entziehen, einem Fürsten zu gehorchen, der durch einen momentan siegreichen Feind eingesetzt ist, und welche sich ihr nicht entzogen hätte. Als Karl VII. nach Paris zurückkehrte und den ephemeren Tron Heinrich's VI. umstürzte, erkannte er, daß er den Tron besitze durch die Gewalt seiner Tapfern und nicht durch den Prinz-Regenten von England.

So gebe und werde ich auch euch allein und den Tapfern der Armee immer die schuldige Ehre geben.

Gezeichnet Napoleon.

Dies sind die Proclamationen vom Meer von Elba. Der Geist des Soldatentums jener Zeit, wo das Volk zur „Armee" wurde, der Herrscher zum General, weht uns daraus zum letzten mal in seinem Barbarismus entgegen. Wer kann heute diese Phrasen von Soldatenruhm und Schlachten, von den Tapfern der Armee und ewig der Armee ohne Misbehagen lesen?

Am 1. März um 3 Uhr kam die Flotille von sieben Fahrzeugen in den Golf Juan, um 5 Uhr betrat Napoleon den Boden Frankreichs. — Die Schar barg sich in einem Olivenhain, bivouakirend.

Wie so ganz glich hier Napoleon den romantischen Helden seiner corsischen Heimat. Denn erscheint er nun auch in der Gestalt des Abenteurers im Allgemeinen, so war diese doch wesentlich corsisch. Die namhaftesten Krieger seines Vaterlands hatten in derselben Weise versucht, aus dem Exil sich dessen zu bemächtigen.

Im Jahr 1408 landete Vincentello d'Istria mit ein paar Spaniern und Corsen auf jener Insel, sie den Genuesen zu entreißen. Nach glorreichem Kampf ward er gefangen und enthauptet.

Giampolo machte im Jahr 1490 einen Einfall auf Corsica mit vier Corsen und sechs Spaniern, seinem alleinigen Heer. Nach glorreichem Kampf starb er in der Verbannung.

Drei mal fiel der tapfere Renuccio della Rocca aus

seinem Exil in Corsica ein; das erste mal mit 18 Mann, das zweite mal mit 20 Mann, das dritte mal mit acht Freunden. Jedesmal zog er, das Banner vorauf und Proclamationen auswerfend, kühn ins Land, auf den Zulauf seiner Anhänger rechnend. Nach glorreichen Kämpfen ward er im Jahr 1511 in den Bergen erschlagen.

Im Jahr 1564 machte Sampiero, aller Corsen tapferster, eine Landung in seinem Vaterland mit 37 Corsen und Franzosen. Nach glorreichen Kämpfen mit den Heeren Genuas ward er im Jahr 1567 in den Bergen erschlagen.

Mit 500 Franzosen, Garden, mit 200 Corsen, Jägern, und mit 100 Polen, Lanzenreitern, welche, da sie keine Pferde hatten, die Sättel selbst trugen, zog der Corse Napoleon Bonaparte gegen Frankreich und gegen die königlichen Heere aus. Nach glorreichen Kämpfen ward er auf die Insel Sanct Helena verbannt.

Mit einem kleinen Häuflein Menschen, Corsen, landete im October 1815 Joachim Murat von Corsica aus in Neapel, ein Königreich zu erobern. Nach seiner tollkühnen Landung ward er erschossen.

Mit ein paar Menschen landete der Corse Ludwig Bonaparte zu unser aller Lebzeiten in Strasburg, ein Reich von 35 Millionen Einwohnern zu erobern. Da der Versuch misglückt war, überfiel er Frankreich mit ein paar Menschen von neuem in Boulogne. Die Geschichte hat die Pflicht, diese ohne Zweifel abenteuerlichen Einfälle als geschichtliche Voraussetzungen eines Mannes anzuerkennen, der nicht lange darauf wirklich Kaiser der

Franzosen wurde. Doch darf man Niemand vor seinem Ende glücklich preisen.

Schnell, so sagt der alte Seneca, stürzen die stürzenden Dinge. Schnell war Napoleon's Flug vom Hafen Juan über Waterloo nach Sanct Helena. Am 2. März war in Cérénon, am 3. in Barême, am 4. in Digne, am 5. in Gap — am 7. März in Lyon — am 14. in Châlons — am 20. März um 9 Uhr Abends zog er in Paris ein. Am 1. Juni war er auf dem Maifeld ein politisch schon geschlagener Mann. Am 18. Juni stürzte er bei Waterloo. Am 21. Juni kam er flüchtig nach Paris zurück — am 22. Juni dictirte er: „Ma vie politique est terminée, et je proclame mon fils, sous le titre de Napoléon II, empereur des Français.“

Am 15. Juli stand er auf dem Bellerophon; am 7. August auf dem Northumberland. Am 16. October landete der unglückliche Held auf Sanct Helena.

Dann — es ist das letzte Bild aus der Geschichte dieses wunderbaren Menschen — dann liegt er auf dem fernen afrikanischen Eiland, auf seinem Todtenlager, bleich und still, die Riesenseele ausgerungen, bedeckt mit dem blauen Mantel von Marengo, zu Füßen ihm das bleiche Marmorbild seines Sohnes, des Königs von Rom, auf den Knien vor seinem Lager schluchzend Bertrand, Antommarchi, seine treuen Freunde und seine Diener. Die Sonne sinkt gerade ins Meer. Der Priester, welcher dem Kaiser die letzte Oelung gereicht, hebt die Arme empor und ruft: „Sic transit gloria mundi!“

Napoleon überblickte in Sanct Helena seine Thaten

und sein Wesen und setzte seiner Laufbahn gleichsam eine monumentale Inschrift in diesen gewichtigen Worten:

„Ich habe den Abgrund der Anarchie geschlossen und das Chaos geordnet; ich habe die Revolution gestillt, die Völker veredelt, die Könige gezügelt. Jeglichen Wetteifer habe ich wachgerufen, jedes Verdienst belohnt und die Schranken des Ruhms entfernt. All Das war wol Etwas. Nun denn, an welchem Punkt könnte man mich so angreifen, daß ein Geschichtschreiber mich nicht verteidigen könnte? Etwa bei meinen Absichten? Da kann er mich wol von der Anklage lossprechen. Mein Despotismus? Aber er wird darthun, daß die Dictatur durchaus notwendig war. Wird man sagen, daß ich ein Hinderniß der Freiheit war? Er wird darthun, daß die Willkür, die Anarchie, die große Verwirrung noch vor dem Tore standen. Wird man mich beschuldigen, zu sehr den Krieg geliebt zu haben? Er wird zeigen, daß ich beständig angegriffen war. Daß ich die Universalmonarchie anstrebte? Er wird zeigen, daß es nur das zufällige Zusammentreffen der Umstände, daß es nur unsere Feinde selbst waren, welche mich Schritt für Schritt dahin drängten. Endlich, wird man meinen Ehrgeiz beschuldigen? Ach! Ohne Zweifel, davon wird man viel in mir finden, aber von dem größten und höchsten, der vielleicht jemals einen Menschen beherrscht hat, ich meine den, endlich einzurichten, einzuweihen das Kaiserreich der Vernunft und die volle Ausübung, den vollen Genuß aller menschlichen Fähigkeiten. Und hier wird der Geschichtschreiber sich vielleicht zum Bedauern

genötigt sehen, daß ein solcher Ehrgeiz nicht befriedigt, nicht erfüllt worden sei."

So dachte Napoleon auf Sanct Helena von seiner eigenen Mission. Und wol war er ein Messias wie jeder andere große Mensch vor ihm, welchem die Geschichte auferlegt, eine Zeit lang als Atlas die Welt zu tragen und zum Wol der Cultur die Herculesarbeiten zu verrichten. Und wenn wir auch die menschliche Natur beklagen, weil sie eher durch die soldatische Despotie eines Napoleon als durch die bürgerlichen Gesetze eines Solon und Timoleon umgewandelt wird; wenn wir endlich jenen großen Menschen selbst anklagen, daß er seine Mission vergaß und in Egoismus und Herrschsucht unterging, so stehen wir doch voll staunender Ehrfurcht vor seiner Gestalt und rühmen die großen Impulse, die von ihm in das Leben der Völker und in die allgemeine Weltcultur geleitet sind.

Ich habe nun dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, und will auch den Elbanern geben, was ihr ist. 20,000 sind sie an der Zahl, ein friedliches Volk mit ausgeprägt toscanischer Sitte und Sprache und ohne Eigentümlichkeit nationaler Art. Die Insel ist zu klein (sie umfaßt etwas mehr als 7 Quadratmeilen) und liegt zu nahe an der toscanischen Küste, als daß sich ein selbsteigener Volksgeist in ihr hätte entwickeln können. Man findet keine corsischen Gebräuche auf diesem Corsica so benachbarten Eiland, und von der Blutrache, versicherte man mir, habe es wol in alter Zeit Fälle ge-

geben, heute aber sei sie unerhört. Nur in höchster Not flüchtet sich der corsische Bandit nach Elba, wo er sich nicht halten kann. Einen Zug haben beide Inselvölker gemein, die Gastlichkeit.

Folgende Orte zählt Elba: Porto Ferrajo (der Eisenhafen), die Festung Longone und deren Marina Porto Longone, Marciana mit Marina, Poggio, Campo, Capoliveri, Pila, Sampiero, Rio und Marina, Sant Hilaro.

Die Orte sehen braun und finster aus, wie die corsischen, weil sie aus dem natürlichen Gestein gebaut sind. Auch sie stehen auf den Höhen, der Barbaresken wegen, und mit Türmen bewehrt. Wo das Meer nah ist, haben sich an den Buchten Hafenörter angesiedelt, welche man eben Marina nennt. Fruchtbar und schön ist das Talland, welches sich von den Bergen von Marciana rechts vom großen Golf bis zum Hafen Longone niedersenkt und, indem es die Insel quer und in beträchtlicher Länge durchzieht, einen herrlichen Gegensatz zu der wilden Großartigkeit der Berge bildet. Denn diese erheben sich wüst und ernst und vielgestaltig, und erreichen über Marciana ihre höchste Höhe in dem Cavannaberg, der etwa so hoch ist wie der Vesuv. Nach der Küste von Italien senkt sich die Insel. Steht man daher auf dem Ufer von Corsica, so erscheint Elba nur als ein einzelner gigantischer Felsenberg von prächtiger doppelter Pyramidenform, weil sich die Felsen von Marciana gegen Corsica kehren; von der italischen Küste aber übersieht man die niedrigere gegen Piombino ausgestreckte Hälfte, auf welcher sich die größten Schätze der Insel zusammenfinden, das Eisen und die Früchte.

Die Berge von Marciana haben eine Fülle von köstlichem Granit, von Marmor, Alabaster, Krystall und von andern Steinen. Der Ort Marciana hat die besten Kastanien. Oliven gibt es wenig und schlechte, wie der Holzmangel der Insel überhaupt groß ist. Limonen wachsen überall, besonders gesucht sind die von Campo. Auch der Wein ist in großer Fülle vorhanden, den besten hat Capoliveri, wo man einen Aleatico zieht, welcher jenem von Toscana gleichkommt. Im großen Tal wächst viel Mais. So fehlt dem Volk nichts zum Leben in seinem reizenden und milden Lande, denn außer dem Fruchtsegen der Gärten und der Felder gab ihm die Erde auch die unerschöpflichen Eisenlager von Rio, und das Meer sein Salz und seine Fische. Bei Porto Ferrajo holten schon Etrusker und Römer Sardellen und Thunfische, welche dort in erstaunlicher Menge gefangen werden. Die Fische und das Eisen machten Elba überhaupt schon im Altertum allen seefahrenden Völkern begehrlich, und wie Corsica wurde die Insel heimgesucht von Phöniziern, Karthagern, Tyrrhenern und Römern. Sie hieß im Altertum Aethalia, dann Iloa, Ilva im Mittelalter, woraus das heutige Elba entstanden ist.

Es führt ein guter Fahrweg von Porto Ferrajo durch das Tal über Capoliveri gegen Longone, quer durch die Insel weg an die andere Seite des Meers. Man umgeht den Golf bis nach San Giovanni, einem kleinen Ort mit einer Fischerkapelle, von wo die Barken nach Porto Ferrajo überfahren. Wir setzten uns in eine solche Barke, und mit aufgespanntem Segel fuhren wir pfeilgeschwind durch den bewegten Golf hinüber nach

San Giovanni. Von dort steigt man eine Höhe an, welche voll ist von römischem Mauerwerk, und dann ins Tal nieder an die andere Seite des Golfs.

Hier steht am Meer ein Landhaus, die Besitzung eines Beamten Demidoff's, und kaum erinnere ich mich, ein heimlicheres Plätzchen irgendwo gesehen zu haben. Das zierliche Haus ist von einem Blumen- und Orangengarten umhegt, von Rebenhügeln umstellt und sieht auf den schönen Golf und das gegenüberliegende Porto Ferrajo, welches von hier aus ein ungemein freundliches Bild gewährt. Geht man ins Tal hinunter, so ist es wie ein Wandeln im Garten, in einer so reichen und lachenden Landschaft, daß man gern in ihr länger weilen möchte. Ueberall üppige Felder, grüne Berge, blühende Gebüsche, und hie und da das hereinstralende Meer.

Ein Streifregen zwang uns, mitten im Tal von Capoliveri in ein Bauernhaus zu flüchten. Wir fanden dort eine zahlreiche Gesellschaft von Campagnolen, Männer wie Weiber, beschäftigt, Feigen zum Trocknen zu rüsten. Sie waren flink, uns Brot, Trauben und jungen Wein vorzusetzen, und da uns der Most nicht behagte, holte ein Alter ein großes Steingefäß herbei und schenkte uns daraus einen schwarzen Wein. Es war vortrefflicher Aleatico, an Ort und Stelle gezogen.

Wir setzten bald bei dem heitersten Sonnenschein (es war September) unsere Wanderung nach Porto Longone fort und erreichten diesen kleinen Hafen zur Mittagszeit. Die zweite Stadt Elbas liegt an einer kleinen Bucht unter dem schroffen Felsen, auf welchem die Festung sich großartig erhebt. Ein paar Straßen

stehen hart auf dem Strande, über den die Wellen nahe bis zu den Häusern schlagen. Da herrscht große Stille und Verlassenheit; einige Schiffe schaukeln auf dem Wasser, Matrosen oder Fischer bessern umgestürzte Barken aus und singen ein eintöniges Lied. Ueberall Blumenscherben vor den Fenstern und auf den Balconen, und die kleinen Häuser verlieren sich weiterhin ganz und gar in die üppigsten Gärten, wie die Häuser auf dem Eiland Procida. Die Natur erscheint um Porto Longone südlicher als um Porto Ferrajo. Dort wächst die Aloe in einer Pracht und Fülle, die mich in Erstaunen setzte; denn eine ganze Allee von Aloestauden zu beiden Seiten der Fahrstraße führt über eine Höhe zum Hafen von Longone. Da ihre hohen Blumenschafte, welche großen Candelabern gleichen, in voller Blüte standen, war ihr Anblick prächtig und feierlich. Noch nie zuvor, selbst nicht in den südlichsten Gegenden Corsicas, hatte ich so viel Aloe beisammen gesehen, und ein gleicher Anblick sollte mir erst in Sicilien werden, wo eine Reihe dieser blütenvollen Gewächse, in absichtsloser Ordnung der wilden Natur, auf den einsamen Tempel von Segesta führte. Auch Palmen wachsen hier.

Zur Festung Longone klimmt man auf einem steilen Pfade. Sie ist auf dem Plateau eines mächtigen Felsens gebaut und sieht mit ihren Mauern und verwitterten Türmen altertümlich und majestätisch aus. Die Spanier haben sie gebaut unter Philipp IV. und Philipp V. Es ist eine wunderliche Thatsache, daß dieses kleine Elba zu ein und derselben Zeit unter drei Herren geteilt war; denn während die Insel dem Fürsten von Piombino ge-

hörte, trat derselbe Porto Ferrajo im Jahr 1537 an Cosmus ab, der König beider Sicilien dagegen besaß Porto Longone. Nun fiel im Jahr 1736 Elba sammt Piombino an Neapel, kam aber 1801 an das Königreich Etrurien, bis die Insel im Jahr 1805 mit Frankreich vereinigt wurde.

Weil die Spanier so lange Zeit in Porto Longone lagen, hat sich die Erinnerung an sie dort erhalten, und die Longonesen gebrauchen noch heute das „Don" bei der Anrede.

Die Festung soll stark sein, was ich wol glauben will, da ihre Lage sie unzugänglich macht. Sie schließt die eigentliche Stadt ein, ein wüstes Bild von Trümmern, Zerstörung und Verlassenheit. Ein großer Teil der Werke selbst wurde im Jahr 1815 auf Befehl Napoleon's gesprengt, nachdem er die Insel verlassen hatte. Manchen Sturm hat übrigens diese Festung erleiden müssen, als die Franzosen zur Zeit Ludwig's XIV. auch hier die Spanier bekriegten. Ein Offizier der toscanischen Besatzung, in dessen liebenswürdiger Familie wir einen schönen gastlichen Tag verlebten, zeigte uns was sehenswert war. Er war Rector der Strafcompagnie, aus der er die hoffnungsvollsten Sträflinge zu einer Militärschule vereinigt hat. Er überzeugte uns mit großer Freude von den Fortschritten seiner Zöglinge im Schreiben, Lesen, Rechnen und den Elementen der Wissenschaften. In der Festung fanden wir ein Häuflein toscanischer Veteranen, von welchen einige aus der Napoleonischen Zeit her Deutschland kannten, und die Schönheit seiner Gegenden wie die Reinlichkeit seiner

Städte rühmten. Was uns unser Wirt von der innern Einrichtung seiner Compagnie, von ihrer Bewirtschaftung, ihren Verhaltungsregeln, ihrem Code pénal zeigte, war ein wahres Muster von Soldatendressur; da hatte Alles sein Gesetz, und jedes Ding, bis auf die Eisen zum Krummschließen und den fatalen Prügelstock, seinen angewiesenen Ort.

Auch in Longone hatte Napoleon einen sogenannten Palast, ein unansehnliches Haus, in welchem er abstieg, so oft er aus seiner Hauptstadt hinüber geritten kam. Die Umgebung dieser Festung sagte ihm besonders zu, und er pflegte unterhalb des Bergs auf einem angenehmen Ort im Freien zu speisen, wie Valery in seiner Beschreibung von Elba erzählt, auf einem in den Fels gehauenen Sitze (Canapé genannt), um welchen her er in einem Halbkreise Maulbeerbäume gepflanzt hatte. Dort beobachtete er mit seinem Fernrohr die Umgebungen, die Schiffe, welche vorübersegelten, und die Küsten von Italien.

Dem Golf von Longone gegenüber liegt das kleine Fort Fucardo mit einem Hafenlicht für die einfahrenden Schiffe. Malerische und grandiöse Ufer rings umher, und nach der Landseite zu die wildesten und schroffsten Berge, die an manche Felspartie in Capri erinnern, ohne freilich jene südliche Wärme des Farbentons zu haben. In diesen romantischen Wildnissen, hart am Wege zu den Eisengruben von Rio, liegt unter Cypressen und im Gebüsch die Einsiedelei Monserrato, eine Stiftung der Spanier. Die Phantasie kann sich nichts

Wilderes denken als diese Eremitenschlucht in der starrenden Felsenwüste.

Wir wanderten mit unserm Wirt die Felsen hinunter, um nach Rio zu gelangen. Der Weg führt durch schweigsame Gegenden, über Haiden und über Quellen, welche üppiger Pflanzenwuchs überrankt. Eine dieser Quellen führt den Namen Barbarossa, aber nicht von dem deutschen Kaiser, sondern von dem berühmten Meercorsaren, der im Jahr 1544 Porto Longone überfiel. Sein Name lebt noch auf mancher Insel des Mittelmeers, vielleicht wird man sagen dürfen auf jeder einzigen, denn es gibt wol keine in jenen Gegenden, welche der kühnste aller Piraten nicht heimgesucht hätte.

Ueber manche Haide und manchen Felsenhügel gingen wir also fort, immer erfreut durch wechselvolle Ansichten von Fels, Tal und Meer, bis wir nach Rio hinabstiegen. Hier braust von den Höhen ein Bach hinunter, um sich in den Hafen zu ergießen. Von ihm hat der Ort den Namen Rio. Man sagt von diesem lebendigsten Bach Elbas, daß er nicht auf der Insel entspringe, sondern von Corsica herkomme, wo er in unterirdischen Kanälen unter dem Meer fortströme, bis er in Rio zu Tage kommt. Kastanienblätter und Zweige, die das Wasser mit sich führt, zeigten deutlich seine corsische Herkunft. Wie dem auch sei, diese neue Arethusa scheint sich mit poetischem Sinn auf Napoleon's Schicksal deuten zu lassen.

Noch eine andere Beziehung knüpft die Eisenminen von Rio an Corsica; hierher flüchtete einst Petrus Cyrnäus, wie er nach seinem Geschichtswerk genannt wird,

der eleganteste Geschichtschreiber der Corsen, aus dem 15. Jahrhundert, dessen vielbewegtes Flüchtlingsleben einem Roman gleicht; seinem Stiefvater entflohen, kam er als Kind nach Rio und fristete sein Leben in jenen Eisenminen, indem er die Eisenerde auf Eseln nach dem Hafen bringen half.

Schon verriet der rote Boden, auf dem wir gingen, daß wir uns auf der eisernen Erde befanden — überall nichts als dieser eiserne Staub, die Hügel ringsum schwärzlichbraun oder rötlich, mit unzähligen Aloestauden überdeckt, welche mit ihren straffen, stahlbläulichen Blättern, die in lange Dornspitzen auslaufen, ebenso viel Bündel von Dolchen oder Schwertern zu sein scheinen. Alles, was uns begegnete, trug diese Eisenfarbe, die Arbeiter von Rio, rot gefärbt an Kleid, Gesicht und Händen, selbst die Hunde, die uns entgegenliefen. Auch der Hafen, zu dem wir hinabstiegen, ist rot von Eisenstaub, und am Ufer liegen Haufen von Eisenerde, welche dort in die Schiffe verladen wird.

Wir suchten den Director der Werke auf. Er ist ein Deutscher, und daß er es war, machte mir eine doppelte Freude. Der Deutsche allein ist der wahre Bergmann unter den Völkern; er allein versteht es, in den Schacht des Lebens zu steigen und in den dunkeln Herzkammern der Natur ihren tiefsten Sinn zu spüren. Da gräbt er nach, bis er das lautere Erz gefunden hat, und selbstvergessend versäumt er den schönen Frühling draußen. Manchmal schläft er in der Tiefe ein wie Epimenides, oder wie der Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser, jener alte deutsche Bergmann mit der goldenen

Krone und dem langen, durch den Tisch gewachsenen Bart, oder wie der Tannhäuser im Venusberg.

Nun trat uns Herr Ulrich entgegen, ein eisenhaltiger deutscher Mann von echtem Schrot und Korn; auch sein Händedruck war eisern, seine Rede kurz und positiv und seine Stimme wahrhaft gewaltig. Er nahm uns als seine Landsleute gastlich und herzlich auf, führte uns in die Werke und erklärte uns ihre Beschaffenheit. Erst seit kurzem stehen die Eisengruben von Elba, welche eine toscanische Compagnie für ihre Rechnung bewirtschaftet, unter seiner Leitung. Er übernahm sie in verwahrlostem Zustande, hat sie aber in wenigen Monaten so weit gefördert, daß schon jetzt der jährliche Gewinn mit Sicherheit auf 35,000 Tonnen berechnet wird, während die Gruben sonst nur 22,000 Tonnen lieferten. Täglich werden 120,000 Pfund Eisen herausgezogen, aber im Sommer stockt die Bewirtschaftung, weil der Ackerbau die Arbeiter, größtenteils Männer aus Rio, in Anspruch nimmt. Im Winter werden die Werke eifriger betrieben.

Seit grauen Zeiten ist der Eisenberg von Rio ausgebeutet worden, ohne seine Unerschöpflichkeit zu verlieren; ein Berg von etwa 500 Fuß Höhe, welcher ganz Eisenmaterial ist. In seiner Nähe gibt es noch andere nicht minder reiche Flötze, die von Terra Nera, von Rio Albano, und den Calamita, einen wahrhaften Magnetberg. Schon die Etrusker beuteten die Werke aus; sie schafften das Material nach Populonium, in dessen Gebiet die Insel gehörte, und dort wurde das Eisen herausgeschmolzen. Der Holzmangel in Elba erl hier keine Schmelzwerke, und auch heute wird das Eisen

nicht auf der Insel geschmolzen, sondern drüben in Fabriken in der Nähe des alten Populonium, oder das Material wird nach Neapel, Genua, Marseille, und nach Bastia verladen.

Herr Ulrich belehrte uns über die verschwenderische Wirtschaft, welche die Alten und ihre Nachfolger mit dem Eisenlager getrieben haben. Ganze Hügel von Eisenerde hat man unbenutzt aufgehäuft und die Erzflötze mit ihnen verdeckt. Diese vergeudete und weggeworfene Erde ist aber so stoffhaltig, daß sie immer noch ein vortreffliches Material gibt. Herr Ulrich griff eine Handvoll Erde von dem Boden auf, über dem wir standen, zeigte sie uns und sagte: „Sehen Sie, Erde, die ich hier von der Oberfläche aufgreife, gibt immer noch ein besseres Eisen, als die Franzosen in der Auvergne aus dem schwersten Erz gewinnen." So liegt also hier das Mineral eigentlich auf der Oberfläche, und Millien weit in der Runde steht und geht man auf Eisen. Die Minen von Rio sind reicher als die berühmten Werke Demidoff's in Sibirien, und vielleicht möchte ihres Gleichen überhaupt nicht gefunden werden.

Noch hält sich der Bau an der Oberfläche, und unterirdische Werke gibt es keine als ein paar Galerien; doch sieht man die prächtigsten Erzlager frei zu Tage ausgegraben. Wer sich unter den Werken von Rio Bergschachte und Stollen mit allem romantischen Zubehör von Bergknappen nnd Grubenlichtern denkt, hat also Falsches sich gedacht, wie ich es mir vorstellte, ehe ich diesen merkwürdigen Eisenberg sah.

Ich warf einen Blick in seine Umgebung; weit und

breit erscheint sie öde und melancholisch, und die Werke selbst, diese rötlichschwarzen Hügel, der eisenfarbige Grund, der glitzernde Eisenstaub erzeugen das Gefühl des Oeden und Wüsten, wie die Lava- oder Aschenfelder eines Vulkans. Eine graue verwitterte Burg, vielmehr ein verwitterter Turm, blickt düster vom hohen Gipfel eines Felsens geradeüber auf die Eisenwerke herab. Dies ist der Turm des Jupiter. Vor diesen schauerlichen Minen, von woher die Furie des Kriegs fort und fort Schwerter, Speere und Kugeln in die Welt getragen hat, und von denen das eiserne Zeitalter ausgegangen zu sein scheint, wie es die Dichter besungen haben, sollte man Napoleon ein Denkmal errichten, ganz aus Eisen, einen Koloß von Elba, und man sollte auf das Piedestal jenen Befehl des Etruskerkönigs Porsenna schreiben, daß fortan das Eisen nur zu Geräten des Landbaus und der Industrie zu verwenden sei.

Diese schöne Sage, die menschlichste des eisernen Rom, erinnert mich an ein geschichtliches Factum aus dem hellenischen Altertum, an eine andere Friedensbedingung. Als Gelon von Syrakus den Karthagern nach der Schlacht von Himera den Frieden dictirte, war eine seiner Bedingungen diese, daß sie fortan aufhören sollten, dem Moloch Menschenopfer zu schlachten. Auch dieses Gebot sollte man auf das Piedestal jenes projectirten Eisenkolosses von Elba schreiben, daß die Völker aufhören sollen, dem Moloch Menschenopfer zu schlachten.

Aber ich weiß nicht, ob je ein solches Ikarisches Zeitalter eintreten, und ob die Oliven Elihu Burritt's Wurzel schlagen werden. Denn kaum scheinen mir die

Völker moralisch größer geworden, als sie es zur Zeit des Porsenna und des Gelon von Syrakus waren. Dem politischen, wie dem religiösen Moloch zu Ehren schlachten sich die Nationen heute wie gestern, und die Blüte ihrer Jugend läßt sich vom Schwert so ruhig niedermähen, als könnte das Menschenleben wie die Hydra hundertköpfig und hundertfältig sich erneuen.

Doch scheiden wir von der Eiseninsel, und wahrlich, wir thun es mit einer Anklage an die Menschheit, wenigstens mit einem ironischen Lächeln über die enthusiastischen Lobredner unserer Gegenwart, wenigstens mit dem Ruf Porsenna's: Keine Schwerter und Speere mehr, Industrie, Ackerbau, und keine Menschenopfer irgend einem Moloch!

Der Ghetto und die Juden in Rom.

1853.

Zusammengedrängt in einem dumpfen und traurigen Winkel Roms, welchen der Tiberfluß von Trastevere scheidet, wohnt hier seit alten Zeiten, gleichsam von der Menschheit ausgestoßen, das römische Judenvolk. Mit ihm sollen sich diese Blätter beschäftigen, welche der Verfasser teils aus ältern und neuern Schriften, teils aus mündlichen Mitteilungen der Hebräer zusammensetzte. Er durchwanderte oftmals den Ghetto Roms, und es schien ihm seine Bevölkerung unter den Ruinen der Stadt eine hochmerkwürdige, ja die allein noch lebendige Ruine des Altertums und wert, daß sie eine aufmerksame Betrachtnng auf sich ziehe.

Vielleicht wird die Mehrzahl der Fremden, welche zu den Denkmälern Roms wallfahrten, am meisten vor dem Triumphbogen des Titus auf dem Forum bewegt; denn sie verstehen seinen Sinn am deutlichsten, weil die Geschichte der Juden und ihrer Stadt Jerusalem für den Christen etwas Vaterländisches ist und sein Gemüt in Anspruch nimmt. Auf dem Fries jenes Bogens erblickt man noch den Triumphopferzug, da man den heiligen

Strom Jordan in Greisesgestalt auf einer Bahre einherträgt, und im Durchgangsbogen, durch welchen nimmer ein Jude gehen wird, erkennt man die im Siegeszug des Titus aufgeführten Tempelgeräte von Jerusalem, den siebenarmigen Leuchter, den goldenen Tisch, die Lade, in welcher das Gesetz verschlossen lag, und die silbernen Trompeten für das Jubeljahr. Beinahe 1800 Jahre sind verflossen, seitdem dieser Bogen errichtet ward, und nichts blieb von jenem weltbeherrschenden Rom übrig als Trümmer, Staub und nicht mehr dem Leben angehörende Symbole des alten Cultus. Wer nun vom Titusbogen nach dem Tiberfluß hinuntergeht und den Ghetto durchwandert, erblickt hie und da an bewohnten Häusern den siebenarmigen Leuchter in die Wand gemeißelt. Es ist dasselbe Bild, wie er es eben am Triumphbogen sah, doch lebt es hier als ein noch lebendiges Symbol der jüdischen Religion, und noch heute wohnen hier Nachkommen jener einst von Titus im Triumph aufgeführten Juden. Wenn man die Synagoge der Hebräer betritt, sieht man auf ihren Wänden dieselben Sculpturen, die Bundeslade, den goldenen Tisch des Tempels, die Jubeljahrstrompeten. Ein noch dauerndes und unvertilgtes Judenvolk betet also unter diesen Bildern seiner einst von Titus nach Rom geführten Tempelgefäße zu dem alten Jehovah von Jerusalem. Er war demnach mächtiger als der capitolinische Zeus.

Da ist die Halle der Octavia. Verfallen und verbaut ragen ihre großen Bogen und Pfeiler hart neben dem Ghetto auf. Hier war es, wo einst Vespasian und Titus den Siegeszug über Israel mit festlichem Schau=

gepränge einleiteten. Damals stand dort zuschauend ein Jude, Begleiter und Schmeichler des Titus, Flavius Josephus, der bekannte Geschichtschreiber. Er schämte sich nicht, dem Triumph über sein eigenes Volk beizuwohnen, an dem Glanz des Aufzugs sich zu weiden und ihn schmeichlerisch zu beschreiben. Dem niedrigen Judenhöfling verdanken wir die Schilderung jenes Triumphs. „Nachdem", so erzählt er, „das ganze Heer in Reih und Glied unter seinen Führern bei Nacht herangezogen und vor den Toren, nicht des obern Palasts, sondern des Isistempels aufgestellt war (dort brachten die Imperatoren die Nacht zu), traten mit Tagesanbruch Vespasian und Titus mit Lorberkränzen und im Purpurgewand hervor und schritten nach der Halle der Octavia. Dort warteten ihrer Ankunft der Senat und die höchsten Beamten, sowie die Ritter vom höchsten Rang. Vor den Hallen war eine Bühne angebracht, worauf elfenbeinerne Stüle standen; diese bestiegen die beiden Kaiser und setzten sich; sogleich erhob das Heer ein Jubelgeschrei und pries ihre Thaten. Auch die Soldaten waren unbewaffnet, in seidenen Gewändern und mit Lorber bekränzt. Nachdem Vespasian ihren Zuruf empfangen, unterbrach er ihren Jubel und gab das Zeichen zum Schweigen. Sogleich entstand tiefe Stille. Vespasian erhob sich, verhüllte sein Haupt mit dem Gewande und sprach ein Dankgebet. Das Gleiche that Titus. Nach dem Gebet richtete Vespasian an die ganze Versammlung einige Worte und entließ dann die Soldaten zu dem nach herkömmlicher Sitte von den Imperatoren bereiteten Mal. Er selbst ging nach dem Tor zurück, das den

Namen des Triumphtors führt, weil es immer bei diesen Gelegenheiten durchzogen ward. Dort genossen sie etwas Speise, zogen die Triumphkleider an, opferten in den an das Triumphtor angebauten Tempeln, und nun begann der Umzug, und zwar mitten durch das Theater, damit das Volk Alles desto leichter sehen könnte."

Seiner Schwester Octavia zu Ehren hatte Augustus die prachtvolle Halle von zwei Säulenreihen gebaut. Ein Teil des Vorbaus ist erhalten; er stößt an den Fischmarkt, der den Ghetto begrenzt; in die Trümmer aber ist die Kirche Sant Angelo in Pescaria hineingebaut, ein Gotteshaus, das sich gleichfalls auf die Juden bezieht, weil sie gezwungen wurden, in ihm die wöchentlichen Bekehrungspredigten anzuhören. Der Ghetto also liegt an eben jener Halle der Octavia, wo Vespasian und Titus den Triumph über die Juden einweihten, und um diesen jetzt im Schmutz starrenden Porticus wohnen heute Nachkommen jener Hebräer, die damals Kriegssklaven des Titus waren.

Wegen der historischen Beziehung des Volks Israel zu den Römern, welche Jerusalem zerstörten und das Judenvolk in die Welt zerstreuten, ist der Ghetto Roms unter allen Judengemeinden Europas der merkwürdigste. Andere Judenschaften, zumal die von Spanien und Portugal im Mittelalter und die aus ihnen hervorgegangene Synagoge von Amsterdam, sind denkwürdiger durch ihre wissenschaftlich-theologische Ausbildung; keine hat das Alter und die ganz und gar geschichtliche Unmittelbarkeit der Judengemeinde von Rom. Daß es sich hier weder um Talmud noch jüdische Philosophie und Kabbala han-

deln kann, versteht sich ja wol aus dem Local; denn der römische Ghetto ist gleichsam ein zweites Gosen der Pharaonischen Sklaverei, und seine Geschichte die der fast unbegreiflichen Hartnäckigkeit einer kleinen Sklavengemeinschaft im Dulden eines von Geschlecht zu Geschlecht sich fortsetzenden Drucks.

Bedenkt man, daß es Rom ist, wo dieses Judenvolk sich nun 1800 Jahre lang behauptet hat, so erregt seine Widerstandskraft Erstaunen, und es möchte fast rätselhaft erscheinen, daß eine so mishandelte Menschensekte, wenn auch erneut und erkräftigt durch frischen Zuwachs, so doch meist aus einem und demselben verrotteten Familiengeschlecht und in einem und demselben engen Straßenwinkel, in einer und derselben verpesteten Luft sich von Glied zu Glied Jahrhunderte hindurch fortzeugend, als ein individueller und lebendiger Organismus sich hat erhalten können. Denn seit Pompejus dem Großen wohnten die Juden in Rom. Von den ersten Kaisern mehrmals aus der Stadt gejagt, kehrten sie immer wieder, und seit Titus behielten sie bis auf den heutigen Tag ihre Wohnplätze in der Stadt und nisteten hier auf der gefährlichsten Stelle der Welt, weil unter den Augen ihrer Feinde, der Römer, welche Jerusalem zerstört hatten, und darauf der Päpste, der Stellvertreter Christi, den die Juden gekreuzigt hatten. Von Pompejus' Zeit an trugen sie Schimpf und Verachtung, und endlich als unreine Parias zu einem Ghetto organisirt, klammerten sie sich in einem Winkel krampfhaft aneinander und dauerten, nicht mehr, wie zur Zeit des Claudius, den Thieren, aber nun dem mishandelnden Christen-

vorurteil vorgeworfen, allen Wechsel der Jahrhunderte und das furchtbare Einerlei ihres Zustandes aus — ein dunkler Anblick und ein finstres Blatt in der Geschichte der christlichen Menschheit. Sie lebten hoffnungslos und doch nicht ohne Hoffnung, wie dies der Charakter Israels ist, welchem die Propheten den Messias verheißen haben. Unfähig in einem angreifenden Kampf ihren Feinden etwas abzutrotzen, verschanzten sie sich hinter die mächtigste und traurigste Wehr des Elends, die Gewohnheit, und hinter die Zähigkeit des jüdischen Familiengeistes. Die Kraft im Dulden, so sklavisch die Juden, fast mehr als alle andern Sklaven, auch durch Sklaverei geworden sind, ist so merkwürdig, daß ich gestehe, wie ich sie mir nicht erklären kann. Denn den Menschen von Charakter erhält seine sittliche Würde im Elend, den Philosophen die Philosophie, den Christen das Christentum, welches den Himmel mit Märtyrern bevölkert und das Kreuz in das Paradies der Seligen gestellt hat. Nichts gibt Jehovah den Juden jenseit des Grabes, und sie haben keine Heiligen.

Wo man nun auch diese Kraft im Dulden herleiten mag, sie ist eine Thatsache, und es scheint die Natur selbst die traurigste aller Menschensekten mit den heftigsten Lebenstrieben versorgt zu haben. Vielleicht möchte jede andere Nation unter ähnlichen Verhältnissen in Rom ausgestorben sein, unfähig, eine grenzenlose Verachtung der Welt zu ertragen; aber die Juden waren dessen fähig, sie behaupteten sich durch alle Jahrhunderte im Mittelpunkt der katholischen Christenheit selbst, und unter den eigenen Fußsolen des Papsts. Ausgeschieden

von dem bürgerlichen Verband der Menschen, blieben sie mit ihnen unvermischt; noch ihre spätesten Enkel stehen unter den Christen der Stadt so fremd da, wie ihre frühesten Väter, und sie sind den Römern um nichts näher gerückt, als sie es zur Zeit des Pompejus waren. Damals und unter den Kaisern galten sie, obwol schon verachtet, doch als eine orientalische Sekte neben andern Sekten Syriens, Aegyptens und Persiens, und sie standen deshalb nicht so vereinzelt da, wie heute, wo sie aus dem unzählbaren Gewirr von Religionssekten des alten Rom die einzige sind, die sich lebendig und unverändert erhalten hat.

Eine Geschichte der Juden Roms, welche nun hier in Kürze gegeben werden soll, ist, soweit sie die ersten Zeiten betrifft, schwierig zu ermitteln, und nur sparsam sind die Nachrichten römischer Schriftsteller.

Mit dem Einzug des Pompejus in Jerusalem, wo er aus Neugierde und von den Bitten der erschreckten Juden nicht zurückgehalten, das Allerheiligste betrat, beginnt eine fortdauernde Verbindung zwischen Jerusalem und Rom. Pompejus scheint die ersten jüdischen Sklaven nach Rom gebracht zu haben; wenigstens ist es unbestritten, daß seit seiner Zeit jüdische Freigelassene und andere wahrscheinlich durch Speculation herbeigeführte Hebräer in der Stadt wohnten. Sie lebten hier zwanglos nach den Religionsgebräuchen ihres Gesetzes, während die Prinzen und Prinzessinnen ihres Landes, allen andern kleinen Königen und Fürsten gleichgeachtet, ab und zu vor dem Senat und dem Hofe Roms erschienen, ihre Interessen zu besorgen. Denn damals gab

es noch jüdische Fürsten. Man sah also den glücklichen Herodes mehrmals in Rom und mit allen Zeichen königlicher Würde als ein Fürst mit den Cäsaren verkehrend, an ihrer Tafel speisend und im Theater in der Fürstenloge sitzend; man sah Archelaus und die jüdische Prinzessin Salome, Antipas und Antipater in der Stadt, und nicht wenige Judenprinzen wurden dort am Hofe erzogen. Der Enkel des Herodes, Agrippa, ein abenteuernder Glücksjäger, war mit Drusus, des Tiberius Sohn, erzogen worden und der Busenfreund des Caligula, dessen Lüste er teilte. Der junge jüdische Wüstling befreite sich kaum aus dem Schuldturm, als ihn Tiberius in den Kerker warf, wo er sechs Monate schmachtete, bis ihn der Tod des Kaisers erlöste und Caligula ihn zum König der Juden machte. Eine glänzende Rolle spielte in Rom besonders die schöne Prinzessin Veronica oder Berenice, Agrippa's Tochter, Schwester und Bulerin ihres Bruders, des jüngern Agrippa, des letzten Judenkönigs. Sie lebte nach der Zerstörung Jerusalems in den Gemächern des Titus als dessen Geliebte; doch gelang es ihr trotz aller Intriguen nicht, sich zur Kaiserin von Rom zu machen.

Herodes Agrippa war übrigens der letzte Jude, der in Rom ausgezeichnet wurde, und seither sah hier das jüdische Volk keinen Glaubensgenossen mehr geehrt, außer den Baron Rothschild, welchen man zur Zeit Gregor's XVI. mit hoher Gunst fetirte — aus begreiflichen Ursachen.

Während nun in jener Zeit abenteuernde jüdische Prinzen abwechselnd in Rom waren, hatten sich Juden

bereits in der Stadt angesiedelt. Cäsar war ihnen günstig; dies beweist die Thatsache, daß sie nach seiner Ermordung um ihn weinten und Todtenklagen sangen. Auch Augustus gewährte ihnen volle Freiheit, in Rom sich zu bewegen und ihre Geschäfte zu treiben; daher beklagten sie auch dankbar seinen Tod und weinten um ihn, wie es heißt, eine ganze Woche lang. Damals waren sie nicht an einen bestimmten Ort in der Stadt gewiesen, obwol Philo erzählt, daß Augustus den Juden in Rom das Quartier Transtiberis gab, einen guten Teil der Stadt, wie er sagt. Doch wohnten sie auch an andern Stellen, am häufigsten indeß in dem heutigen Trastevere, also nicht weit von dem jetzigen Ghetto und jenseit des Flusses. Der römischen Tradition nach kehrte der heilige Petrus im Jahr 45 n. Chr. in Trastevere ein, in der Nähe der jetzigen Kirche Santa Cecilia, weil dort Juden wohnten; aber er soll auch auf dem Aventin gewohnt haben, im Hause der Heiligen Aquila und Prisca, jüdischer Ehegatten, die zum Christentum übertraten.

Wie mild Augustus mit den Juden verfuhr, geht aus einer Stelle Philo's hervor in seiner höchst merkwürdigen Schrift: „Die Gesandtschaft an den Cajus.“ Der gelehrte Alexandriner sagt dort, daß der Kaiser die Juden stets freundlich behandelt habe, er, der es wol wußte, daß sie den großen Stadtteil Transtiberis bewohnten, meistens Freigelassene, zuvor als Gefangene nach Italien geführt und von ihren Herren losgesprochen, ohne daß man sie zwang, die Gebräuche ihrer Väter zu ändern. An solche jüdische Freigelassene erinnert noch

heute ein merkwürdiger Grabstein auf der Via Appia, welcher die Namen zweier Juden, Zabda und Akiba, trägt. — Ihm war es bekannt, fährt Philo fort, daß sie Synagogen besaßen, wo sie alle Wochen zusammenkamen, um in den Lehren der Weisheit ihrer Väter unterrichtet zu werden. Er duldete es auch, daß sie das Geld von den Erstlingen nach Jerusalem schickten, damit dort für sie geopfert würde. Und dennoch vertrieb er sie nicht aus Rom, noch raubte er ihnen das römische Bürgerrecht, da er dem jüdischen Volk freundlich gesinnt war; auch änderte er nichts an ihren Synagogen noch an ihren Zusammenkünften. Ja er selbst, so erzählt Philo, schmückte den Tempel zu Jerusalem mit kostbaren Weihgeschenken und ließ dort ganze Opfer schlachten; er achtete den Sabbat so sehr, daß er befahl, den Juden nicht an diesem, sondern an dem folgenden Tag die Getreideausteilungen zukommen zu lassen, weil nämlich an jenem heiligen Tage die Juden Geld oder Gaben weder empfangen noch geben dürften.

Man weiß, daß Philo im Jahre 40 n. Chr. von den alexandrinischen Juden an der Spitze einer Gesandtschaft an den Kaiser Cajus (Caligula) abgesandt worden war, um über die grausame Mishandlung Beschwerde zu führen, welche die Alexandriner an den Israeliten ausließen, die in jener Welthandelsstadt zahlreich ansässig waren. Er erzählt, wie Caligula diese Judengesandten in seinem Landhause empfing, wo er wie ein Wahnsinniger aus einem Zimmer ins andere lief, bald Befehle zu Neubauten gab, bald alte Bilder aufstellen ließ, während die Juden ihm von Zimmer zu Zimmer folgten,

unter beständigem Lustgelächter aller Anwesenden. Der Kaiser selbst fragte sie spottend, warum sie kein Schweinefleisch äßen. Der Lärm Derer nun, sagt Philo, die uns auspfiffen und mit schallendem Gelächter verhöhnten, war so groß, als stünden wir auf einem Theater. Und so haben wir schon in jener Zeit dieselben Scenen vor uns, wie sie später im Mittelalter und bis in die neueste Zeit in Rom gesehen wurden, wenn die Juden am Monte Giordano oder am Titusbogen aufgereiht standen, den neuerwählten Papst zu bewillkommnen, verhöhnt von dem Gepfeife der Straßenjungen und dem schallenden Gelächter des Volks.

Caligula war aus einem besondern Grund gegen die Juden erbittert. Er hatte nämlich die Idee gefaßt, sich als Gott in einer kolossalen Statue im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem aufstellen zu lassen, da er vernommen, daß die jüdische Nation die einzige des Erdkreises sei, welche sich weigere, ihm göttliche Ehre zuzusprechen. Er gab Petronius, dem Statthalter von Phönizien, den Befehl, seine Statue aufzustellen. Da zog, wie Josephus und Philo erzählen, ganz Judäa nach Phönizien, Greise, Männer, Weiber und Kinder; gleich einer Wolke bedeckten sie Phönizien, und so groß war ihr Wehgeheul und Weinen, daß selbst, als es still geworden, das Echo noch die Luft durchtönte. Sie warfen sich vor Petronius auf die Knie und beschworen ihn, sie alle zu ermorden, waffenlos, wie sie seien, aber sie würden es nimmer dulden, daß man das Heiligtum ihres Gottes schände. Diese Scene ist eine der großartigsten Volkstragödien, die je erlebt worden sind, und dieser

moralische Widerstand gegen Caligula einer der staunenswürdigsten Züge in der Geschichte der jüdischen Nation, welcher sie mehr verherrlicht als die größten Thaten David's und Salomo's. Petronius war erschüttert, er schrieb abmahnend an Caligula; und nun kam auch des Kaisers Jugendfreund, jener König Agrippa, nach Rom, welcher für sein Volk bittend eintrat. Philo erzählt, sein Entsetzen über die tempelschänderische Zumutung Caligula's sei so groß gewesen, daß er ohnmächtig fortgetragen ward und in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel; und er läßt ihn endlich einen meisterhaften Brief an den Kaiser schreiben, in Folge dessen dieser Herrscher, dem die ganze Welt Tempel, Altäre und Statuen weihte, von seinem Gelüsten abstand, sein Bild im Heiligtum zu Jerusalem aufzurichten.

Sein schneller Tod schützte auch die Juden Rom's vor seiner Rache. Aber leider sagt uns Philo nichts von dem Zustand der damaligen Judenschaft in Transtiberis; es scheint, sie bildeten dort eine Synagoge der Libertiner oder Freigelassenen, denn unter diesem Namen nennt sie auch die Apostelgeschichte 1, 9.

Seitdem die christlichen Mysterien in Rom eindrangen, wurden Juden und Christen als gemeinschaftliche Sekte begriffen, was um so leichter geschehen konnte, als die damaligen Christen größtenteils Judenchristen waren. Sie erlitten daher dieselben Verfolgungen. Im Jahr 51 jagte sie Claudius allesammt aus der Stadt, nachdem sie schon Tiberius auf den Rat Sejan's einmal nach Sardinien vertrieben hatte, um ihrem schmählichen Wucher Einhalt zu thun; dies beweist, daß sie schon

damals in Anleihegeschäften ihren Lebensberuf begriffen. Immer kehrten sie wieder und wußten sie sich zu behaupten; ihre Anzahl wuchs, sodaß man sie unter den ersten Kaisern auf 8000 angibt, was also die heutige Judenzahl um mehr als das Doppelte übersteigen würde.

Nun kam der Fall des jüdischen Landes und die Zerstörung Jerusalem's durch Titus, welcher eine Menge jüdischer Kriegssklaven nach Rom schleppte, von denen ein Teil hingerichtet wurde, der größere aber in der Stadt blieb. Ich halte es für lohnend genug, die Darstellung des Triumphs fortzusetzen, damit der Leser, welchem Flavius Josephus unbekannt ist, dieses merkwürdige Schauspiel gegenwärtig habe. Ich benutze die Uebersetzung Gfrörer's.

„Es ist unmöglich", so fährt Josephus fort, „die Mannichfaltigkeit dieses Schauspiels und die Pracht in jeder Hinsicht, sei es in Bezug auf die Kunst der Werke oder auf Reichtum und Seltenheiten, zu beschreiben. Alles, was je Menschen einzeln besaßen und was nur selten und kostbar ist, schien an jenem Tage vereinigt, um die Größe des römischen Reichs zu zeigen. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein sah man hier in allen Gestalten, nicht blos etwa als einzelne Prunkstücke des Festzugs, sondern wie in einem Strom daherfließend. Gewänder, teils mit dem feinsten Purpur getränkt, teils mit babylonischer Kunst aufs sorgfältigste ausgestickt, schimmernde Edelsteine, in goldene Kronen gefügt oder in andern Fassungen, wurden in solcher Anzahl vorbeigetragen, daß man es für Irrtum ansah, solche Dinge noch für selten zu halten. Es folgten Götterbilder, an

Größe außerordentlich und an Kunst unnachahmlich — Alles aus den kostbarsten Stoffen. Auch Thiere verschiedener Art und in den seltensten Verzierungen wurden vorbeigeführt. Sämmtliche Träger dieser Kostbarkeiten erschienen in purpurner und vergoldeter Kleidung. Besonders herrlich waren die Soldaten geschmückt, die an der Ehre des Triumphs teilnehmen durften. Selbst die Schar der Gefangenen zog die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre bunte Kleidung entzog den Augen der Zuschauer den widerlichen Ausdruck dieser ausgemergelten Gestalten. Das größte Erstaunen erregten die prachtvollen Baldachine. Man mußte unwillkürlich für die Kräfte der Träger fürchten. Einige hatten drei und vier Wölbungen übereinander, und die Kunst der Ausführung war ebenso erstaunlich als angenehm. Viele waren noch mit goldgestickten Teppichen überhangen, an allen funkelten kunstreiche Arbeiten aus Gold und Elfenbein. In allen möglichen Formen und Wendungen stellte sich der Krieg dar. Da sah man eine verheerte Gegend, ganze Reihen gefallener Feinde, Fliehende, Gefangene, unermeßliche hohe Mauern unter dem Stoß der Maschinen stürzen, feste Burgen zertrümmert, die Mauern volkreicher Städte erstiegen, ein in das Innere hereinstürmendes Heer, Blutbad, Hülfeflehende, Wehrlose, brennende Tempel, Häuser, die über ihren Bewohnern zusammenstürzen, endlich nach einer weiten wilden Verheerung hereinströmende Flüsse, nicht um Felder zu wässern oder Menschen und Heerden zu tränken, sondern um den allgemeinen Brand zu löschen. Dies Alles, erzählten die Juden, hätten sie im Krieg erduldet. Die prächtige

Ausführung stellte selbst dem Unkundigen Alles wie gegenwärtig dar. Bei jedem der Baldachine standen die feindlichen Befehlshaber, in der Haltung, wie sie gefangen wurden. Nun folgte eine Menge Schiffe. Andere Kriegsbeute ward haufenweise getragen, doch Alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem: ein goldener Tisch von mehren Talenten an Gewicht, ein Kronleuchter, ebenfalls aus Gold, aber in der Form von den zum Alltagsgebrauch dienenden verschieden; der Schaft in der Mitte war in dem Fuß befestigt und dünne Aeste erstreckten sich auswärts, nach Art eines Dreizacks; oben an jedem befand sich eine eherne Lampe. Deren waren es sieben, ein Symbol der Heiligkeit des siebenten Tages bei den Juden. Hinter diesem wurde das Gesetz Gottes als Schluß der Beute hergetragen. Hierauf kamen Männer, welche Bildsäulen der Victoria trugen, sämmtlich aus Gold und Elfenbein. Zunächst an ihnen ritt Vespasian; ihm folgte Titus; Domitian ritt neben ihm in prachtvollem Gewande und auf einem herrlichen Roß.

„Das Ziel des Triumphzugs war der Tempel des Jupiter Capitolinus; vor diesem angekommen, machten sie Halt. Denn es ist eine alte Sitte, dort zu warten, bis der Herold den Tod des feindlichen Heerführers verkündigt. Simon Bar Giora war es, der auch im Triumphzug mit aufgeführt wurde. Mit einem Strick um den Hals wurde er auf den Felsenrand gegen das Forum gezogen und von seinen Führern mit Ruthen gestrichen. Dort werden nach römischem Gesetz verurteilte Verbrecher hingerichtet. Als verkündigt war, daß

er dahin sei, erscholl allgemeiner Jubelruf, und nun begann das Opfer. Nach den Gebeten und den Spenden kehrten die Kaiser zum Palast zurück. Viele zogen sie selbst zur Tafel, für Andere waren zu Hause reiche Male zubereitet. Die ganze Stadt Rom feierte diesen Tag als Dankfest für den glücklich beendigten Feldzug, für das Ende der Bürgerkriege und für die schönen Hoffnungen auf künftiges Glück."

Vespasian erbaute hierauf dem Frieden einen herrlichen Tempel. In ihn stiftete er die Tempelgeräte Jerusalems; die Bundeslade aber und ihre purpurnen Vorhänge ließ er im Cäsarenpalast niederlegen. Jener Triumphbogen nun, in dessen innerer Wölbung die heiligen Geräte und der feindliche Umzug mit so hoher Kunstvollendung dargestellt sind, wurde erst nach Titus' Tode vollendet. Im Mittelalter hieß er wegen seiner Bildwerke der Bogen der sieben Leuchter oder, wie das Buch der Mirabilien der Stadt Rom sagt: Arcus septem lucernarum Titi et Vespasiani, ubi est candelabrum Moysi cum arca. Seine römische Gestalt wurde im Mittelalter verändert, denn die mächtigen Frangipani, welche das Forum und das Colosseum beherrschten, hatten ihn zu einem Castell umgestaltet und einen Turm daran gebaut, Turris Cartularia genannt. Erst unter Pius VII., im Jahr 1821, wurde der Triumphbogen so wiederhergestellt, wie er nun heute dasteht, eine der merkwürdigsten Antiken der Stadt, doch die modernste Restauration.

Titus hatte es übrigens verschmäht, nach dem Triumph sich den Namen „Judaicus" beizulegen — ein Beweis,

wie sehr er die Juden verachtete. Aber er, wie Vespasian, duldete die Hebräer in Rom, welche sich natürlich durch den Zuzug von Sklaven und Freigelassenen bedeutend vermehrt hatten. Vespasian hatte ihnen freie Religionsübung gestattet, doch mußten sie das Kopfgeld von einem halben Sekel, das sie früher an den Tempelschatz zahlten, an den Capitolinischen Jupiter entrichten. Die Juden zahlen ihren Tribut noch heute an das Capitol, an die Camera capitolina.

Unter Domitian wurde dieser Fiscus judaicus, wie Sueton erzählt, mit großer Strenge eingetrieben. Die Juden wohnten damals offenbar zumeist in Trastevere, wurden aber von dem hartherzigen Kaiser ganz aus der Stadt gejagt. Er wies ihnen merkwürdigerweise das Tal der Egeria an, wofür sie ein Pachtgeld erlegen mußten. Dies sagt Juvenal in seiner dritten Satire:

Hier, wo Numa pflog Umgang mit der nächtlichen Freundin,
Wo nun des heiligen Quells Laubhain und die Stätte der Gottheit
Juden man leiht, die mit sich führen das Heu und den Tragkorb;
Muß doch jeglicher Baum nun Steuer entrichten dem Volke,
Und weil alle Camenen verjagt sind, bettelt der Wald selbst;
Hier nun stiegen wir ab zu Egeria's Tal und den Grotten,
Welche den echten ungleich; wol ehrte man besser des Springquells

Gottheit, säumte mit grünendem Rand Wildkraut
noch die Wellen,
Kränkte der Marmor nicht unziemlich den örtlichen
Tuffstein.

Juvenal sah demnach, wenn er durch das Capenische Tor nach dem Tal der Egeria ging, die Juden, ziemlich bettelhaft, wie es scheint, mit Heubündeln und Körben ein- und ausgehen und dort Zigeunerwirtschaft treiben. Die Heubündel dienten ihnen zur Lagerstatt, und in den Körben schleppten sie Handelsplunder und Mundvorrat mit sich. Aus den römischen Nachrichten geht hervor, daß sie zu jener Zeit in Art und Geschäft den Juden von heute so ziemlich gleich waren. Die Verachtung der Römer gegen diese unglücklichen Menschen war groß, und es galt für eine Beschimpfung, in einem jüdischen Bethaus gewesen zu sein, während die Teilnahme am Cultus der Isis, des Mithras, des Priap keineswegs als Entehrung galt. Und so ist es merkwürdig genug, denjenigen Gottesdienst, welcher in Rom von allen Idolen und aller Bilder- und Thierverehrung zu allen Zeiten allein frei war, mit schimpflicher Verachtung behandelt zu sehen.

In der vierzehnten Satire beklagt sich Juvenal einmal über den Aberglauben, welcher Römer antreibe, sich ins Judentum einweihen zu lassen:

Einige, denen der Zufall gab zum Vater des Sabbaths
Ehrer, beten die Wolken nur an und das himmlische
Wesen,

Und sie achten des Schweins Fettfleisch gleich menschlichem heilig,
Deß sich der Vater enthielt, ablegen sie bald auch die Vorhaut.
Aber das Römergesetz zu verachten, sie selber, gewohnt nun,
Lernen sie Judengesetz und beachten mit heiliger Ehrfurcht,
Was nur immer die Bücher, die mystischen, lehren des Moses.

Zu jener Zeit gaben sich die Juden, wie bei uns die Zigeuner, auch mit Wahrsagerei, mit geheimen Liebeskünsten, Zaubertränken und dunkeln Heilmitteln ab. Auch dies sagt Juvenal in seiner sechsten Satire:

Lassend das Heu und den Tragkorb,
Bettelt die Jüdin, die zitternde, leis in das heimliche Ohr nun,
Die das Gesetz auslegt von Jerusalem, heiligen Waldes
Priesterin sie, die erhab'ne, des Himmels vertrauliche Zeugin.
Sie auch füllet die Hand, doch billig für kleineres Geldstück
Bieten die Juden dir feil, was immer von Träumen du wünschest.

In diesen Versen zeichnet der Satiriker ein so deutliches Bild vom jüdischen Wesen, daß wir ein zigeunerndes Weib, eine Vettel, wie wir sagen, leibhaftig vor

uns zu sehen glauben. Und wie damals zu Domitian's Zeit Judenweiber scheu und nächtlicherweile aus dem Egeriatal hervorkamen, sich in das Haus einer wollüstigen römischen Dame zu schleichen, so geschah es auch bis auf die neueste Zeit in Rom. Denn viele Judenweiber aus dem Ghetto schlichen als Wahrsagerinnen in der Stadt umher, vornehmen Damen Träume zu deuten, Liebestränke zu verkaufen und Lustmittel anzubieten. Ausdrücklich bezieht sich darauf die Bulle Pius V. von 1569, welche beginnt: Hebraeorum gens sola quondam a Domino electa. Dies merkwürdige Decret, wodurch die Juden aus allen Städten des Kirchenstaats, mit Ausnahme von Rom und Ancona, verbannt wurden, ist ein wichtiges historisches Denkmal; ich führe, so große Zeiträume überspringend, Stellen daraus an, um sie sofort mit jenen Versen des Juvenal zu vergleichen. Es heißt darin: „Nachdem dies Volk sein Priestertum verloren, nachdem die Autorität des Gesetzes ihm genommen, ist es aus seinem eigenen Wohnsitz zerstreut, welchen ihm der milde und gütige Gott einst seit dem Ursprung eben dieses Volks bereitet hatte, als ein Land, wo Milch und Honig fließt; nun irrt es seit so vielen Jahrhunderten über den Erdkreis; verhaßt, mit jeglichem Schimpf und Makel bedeckt, treibt es jegliche infame und schändliche Kunst, auf was Weise es immer den Hunger stillen mag, nicht anders als die verworfenste Sklavenschaft.“ Nun werden diese Künste angegeben: „Denn um von so vielerlei Art Wucher zu schweigen, mit dem die Juden das Vermögen bedürftiger Christen gänzlich aufzehren, so glauben wir, es sei offenbar genug, wie sie Hehler

der Räuber und Diebe sind und Helfershelfer, die allerlei gestolenes und gerafftes Gut, nicht allein profanes, sondern auch dem göttlichen Cultus zugehöriges, entweder für eine Weile zu verbergen, oder an einen andern Ort zu bringen, oder ganz umzugestalten wagen, damit es nicht mehr erkannt werde; sehr viele auch stehlen sich, unter dem Scheine, ein ihnen zukommendes Geschäft zu treiben, in die Häuser anständiger Frauen, wo sie viele in den Abgrund schändlicher Unzucht stürzen, und was das Allerverderblichste ist, sie verführen gar viele Unvorsichtige und Schwache mit Satansblendwerk, mit Wahrsagerei, Zaubermitteln, mit magischen Künsten und Hexereien und machen jene glauben, daß die Zukunft vorausgesagt, daß Diebstal, Schätze, verborgene Dinge enthüllt und außerdem Vieles offenbart werden könne, von welchem nicht einmal die Fähigkeit der Ahnung irgend einem Sterblichen jemals erlaubt worden ist." Also die Bulle Pius' V.

Ich zweifle übrigens nicht daran, daß noch heute Judenweiber in Rom solche Zauberkünste und Liebestränke heimlich in die Häuser tragen.

Ich möchte behaupten, daß die Schuld jener in allen Zeiten gleich großen Judenverachtung in dem Naturell der Hebräer selbst lag, welche den Römern durch eine an die Caricatur streifende Persönlichkeit lächerlich sein mußten. Denn es ist eigentümlich, und wir sagen es, ohne weder so viele treffliche und würdige Menschen unter den Juden, noch überhaupt den ganzen Stamm kränken zu wollen, — es liegt für den Europäer im echt jüdischen Wesen oftmals etwas Carikirtes, das so

lächerlich wirkt, wie jener possenreißerische Tanz des Königs David vor der Bundeslade höchst lächerlich war und selbst Michal mit Verachtung erfüllte. Dazu kam der Stolz, das auserwählte Volk Gottes zu sein, eine große und bewunderungswerte Bestimmung, wozu die Geschichte der so wunderbar, ja einzig in der Welt dastehenden Judennation das volle Recht gegeben; endlich die Verachtung gegen jeden andern Glauben und die Scheu vor der Berührung jedes andern Menschen; und so begann dieses Volk den Fluch seines Nationalstolzes und die Strafe seiner kastenhaften Absonderung zu tragen, bis es von den Christen endlich in die Menagerie eines Ghetto schimpflich gesperrt ward.

Die Verhältnisse der Juden in Rom unter den spätern Kaisern sind dunkel. Eine Notiz erzählt, daß Alexander Severus ihnen gestattete, in Trastevere zu verbleiben, welches bis in das späteste Mittelalter von Juden bevölkert gewesen sein muß. Hadrian hatte Jerusalem zum zweiten mal und gänzlich zerstört, und zahllose Juden waren auf den Märkten Syriens zum Preise von Pferden verkauft worden. Ohne Zweifel vermehrte sich seitdem die Judenschaft in Rom beträchtlich.

Sobald nun das Christentum römische Staatsreligion geworden war, mußten die Juden in eine neue und weit gefährlichere Stellung zu den Herrschern und Magistraten Roms geraten, weil sich nun zur altrömischen Verachtung auch der neue Haß gegen die Feinde Christi gesellte. Schon Konstantin erließ ein Verbot wider die Hebräer, christliche Diener zu halten, woraus man erkennt,

daß die Scheidung der Juden von der Gemeinschaft der Christen anfing religiöse Vorstellung zu werden. Noch strengere Vorschriften erließ der Theodosianische Codex gegen ihre Vermischung mit den Christen; er verbot auch den Juden in allen Provinzen ein gewisses Fest zu feiern, wobei sie ihren versteckten Haß gegen den gekreuzigten Heiland sehr schlau auszulassen pflegten. Es war dies ein Fest zum Andenken an den Sturz ihres Feindes Haman; denn eben diesen stellten sie als Gekreuzigten dar und verbrannten ihn an jenem Tag unter großem Schreien und Toben, gleich als wäre es Christus.

Solange nach dem Untergang der römischen Herrschaft noch der Senat, also eine blos bürgerliche Behörde, das Regiment der Stadt führte, mochten die Hebräer sich eines bessern Looses zu erfreuen haben; aber mit der Herrschaft der Päpste waren sie dem Fanatismus preisgegeben, welcher sich nach und nach bis zu einer durch das Gesetz geregelten Barbarei steigerte. Doch war in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters der Judenhaß noch nicht so groß, daß man die Hebräer als den Auswurf der Menschheit hätte betrachten und behandeln mögen. Auch gab es manchen Papst, der sie menschenfreundlich in Schutz nahm. Selbst noch zur Zeit Alexander's III. (1159 — 85) lebten in Rom freie und angesehene Juden, zumal reiche Aerzte von großem Ruf. Benjamin von Tudela erzählt, daß er damals gegen 200 Juden in Rom gefunden habe, angesehene Männer, und Keinem tributbar, worunter der Papst seine Diener habe. Dort findet man, so sagt er, sehr weise Leute, von denen der erste der große Rabbi Daniel und Rabbi

Dehiel des Papsts Minister sei, ein schöner Jüngling, klug und weise, der am Hof Alexander's aus- und eingeht.

Noch merkwürdiger ist, daß der Gegenpapst Anaklet II. (gest. 1138), Pier Leone, eines getauften Juden Enkel war. Sein Geschlecht spielte in Rom als eine der angesehensten Patricierfamilien eine glänzende Rolle, und durch lange Jahrhunderte. Dies Volk, von der Natur und durch den Widerstand, welcher den Witz verschärft, mit Talenten wie auch heute reich begabt, bei aller Verschmitztheit und Unterwürfigkeit frech und zudringlich, wußte sich also bis in die Aula des Papsttums gleichsam einzuschmuggeln. Während Judenweiber in den Häusern des Adels wahrsagten und in geheimer Nacht Liebestränke verschmachtenden Edeldamen brauten, gingen Juden frank und frei bei den geldbedürftigen und verschuldeten Päpsten aus und ein, ihre Wechsler und Banquiers, endlich ihre Aerzte. Man findet alle jüdischen Aerzte der Päpste namentlich aufgezählt in dem Werk des Mandosio: „Degli archiatri pontificj", welches Marini vervollständigt hat (Rom 1784). Der erste in dieser Reihe ist Josua Halorki, Arzt des Gegenpapsts Benedict XIII. (1394), eines Mannes, welcher die Juden besonders geliebt zu haben scheint. Halorki ließ sich später taufen und nannte sich Hieronymus de Sancta Fede; unter diesem Namen schrieb er ein Buch gegen die Juden („Hieronymi de Sancta Fede ex Judaeo Christiani contra Judaeorum perfidiam et Talmud tractatus, sive libri duo ad mandatum D. PP. Benedicti XIII."); sein Name wurde von der Synagoge verflucht, wie der Name Uriel Acosta. Aber auch Inno-

cenz VII., dessen Gegenpapst Benedict war, gab im Jahr 1406 Juden von Trastevere das römische Bürgerrecht, so dem Meister Elia di Sabbato, dem Meister Mose di Lisbona, dem Meister Mose di Tivoli, welche alle Aerzte waren. Sie hatten als solche große Vorrechte und waren auch von dem schimpflichen Judaszeichen befreit. Martin's V. Colonna (1417—31) Leibarzt war Elias aus dem Ghetto Roms. Und bis ins 16. Jahrhundert finden sich jüdische Leibärzte im Vatican, trotz aller Bannbullen dieses oder jenes judenfeindlichen Papsts. Als Orientalen, als Verwandte der Araber standen die Juden überhaupt in aller Welt, auch bei Fürsten und Kaisern, im höchsten Ansehen ärztlicher Wissenschaft. Samuel Sarfadi, ein spanischer Rabbiner, war Leo's X. Arzt, ein grundgelehrter und beredter Mann.

Natürlich fiel ein Schimmer der päpstlichen Gnade, wenn sich der jüdische Arzt ihrer erfreute, auch auf das Judenvolk in Trastevere zurück. Aber bei der Natur des kirchlichen Regiments, welches persönlich ist, sah die römische Judenschaft ihr Loos lediglich vom Charakter der jeweiligen Päpste abhängen, und diese wechselnde Behandlungsweise hielt sie in beständiger Aufregung, nährte oder erschlug ihre Hoffnung und gab sie einem fast gesetzlosen Zustande preis.

Es hatten schon viele Concilien im frühesten Mittelalter die Trennung der Juden von den Christen anbefohlen und ihnen ein Schandabzeichen zu tragen auferlegt; dies Gebot erneute Innocenz III. im Jahr 1215, und erneuten andere Päpste. Doch solche Edicte um-

gingen die Juden meistens, oder sie kauften sich davon los. Bald auch stieß ein gnädiger Papst um, was ein feindlicher verordnet hatte.

Johann XXII. hatte die Juden verfolgt, endlich auch ihren Talmud untersagt und öffentlich verbrennen lassen. Innocenz VII. dagegen war ihnen gnädig, und am meisten schützte sie Martin V., ein Römer von Geburt. Er gewährte ihnen wieder das Privilegium, Aerzte sein zu können, und befahl, daß alle Hebräer im Kirchenstaat zur Carnevalsbeisteuer, welche ehedem die Juden Roms aufzubringen hatten, mit beitragen sollten. Aber schon sein Nachfolger Eugen IV. Condolmieri, ein Venetianer und, wie die meisten Päpste venetianischer Herkunft, dem handelslustigen Volk Israel feind, beschränkte die Juden auf das äußerste. Er verbot ihnen, mit Christen zu verkehren, zu essen oder zu wohnen, oder sie als Aerzte zu behandeln. Er untersagte ihnen, in der Stadt umherzustreifen; er verbot ihnen, neue Synagogen zu bauen, oder irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden; auch durfte eines Juden Zeugniß gegen einen Christen nicht gültig sein. An die capitolinische Kammer hatten sie jährlich 1130 Gulden zu zahlen, außer andern Gefällen und Beisteuern zu den Carnevalslustbarkeiten.

Für diese carnevalischen Spiele auf der Piazza Navona, am Hügel Testaccio auf dem Corso hatte sich nach und nach die Sitte festgestellt, die Juden zur Volksbelustigung zu misbrauchen. Nicht allein mußten sie sich der Entehrung unterwerfen, einen Trupp ihrer Aeltesten, in Jacken oder Wämmser gekleidet, der Cavalcade der Senatoren voranschreiten zu lassen, wenn diese den

Corsozug eröffneten, sondern sie selbst mußten zur Schau rennen. Paul II., ein Venetianer, war es, welcher im festlich begangenen Friedensjahr 1468 den Römern zuerst die Corso-Rennschauspiele zum Besten gab und auch die Juden öffentlich rennen ließ. Noch heute ist es Festsitte in den Städten Italiens, um die sogenannten Pallii zu rennen, das heißt um den Preis von Teppichen und schönen Seidenstoffen, welche der Sieger davonträgt. Als Paul dieses Fest gab, liefen an jedem der acht Carnevalstage Pferde, Esel und Büffel, Greise, Jünglinge, Kinder und Juden. Man gab den Juden, wie man auch später zu thun pflegte, ehe sie rannten, reichlich zu essen, um den Lauf ihnen selbst beschwerlicher, dem Volk aber ergötzlicher zu machen. Sie liefen vom Arco Domiziano bis zur Kirche S. Marcus am Ende des Corso in voller Furie und unter dem Hetzgeschrei und dem Jubelgelächter Roms, während der Heilige Vater auf dem reichverzierten Balcone stand und herzlich lachte. Zwar möchte es scheinen, daß die allgemeine Teilnahme an dem Wettrennen, welchem sich auch Römer, Greise, Jünglinge und Kinder, unterzogen, den Charakter der Entehrung entfernt habe; doch muß man wol bedenken, daß dasselbe Vergnügen, welches Römern eine willige Lust war und als ein olympisches Spiel angesehen wurde, für die Juden als Schimpf galt. Wer nun je einem Corsorennen in Rom beigewohnt hat, wo jetzt der Lauf der Pferde an die Stelle des ehemaligen Judenlaufs getreten ist, und wer es gesehn hat, wie das Volk in fast furiöser Aufregung mit Geschrei und grellem Gepfeife die hinwegstürzenden Thiere vorüberhetzt, der

mag sich leicht vorstellen, wie in jenen barbarischen Zeiten die durch den Corso gehetzten Hebräer mehr als Spießruten laufen mußten.

Später wollte das Volk den Judenlauf nicht mehr missen, und ich finde in Sprenger's „Roma nova" (vom Jahr 1667) die Nachricht, daß die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen mußten, und zwar, sagt er, rennen erst die Esel, dann die Juden, dann die Büffel, dann die Berberpferde.

Gerade zwei Jahrhunderte lang erduldeten die Juden Roms diese empörende Entehrung, bis sie nach immer wiederholtem Flehen durch päpstliches Edikt davon erlöst wurden. Clemens IX. Rospigliosi befreite sie davon im Jahr 1668, und legte ihnen auf, statt des Rennens jährlich 300 Scudi zu bezahlen, und statt des Vorschreitens vor der Cavalcade des Senators, in der Tronkammer vor den Conservatoren Huldigung zu leisten und die Carnevalsprämien zu überreichen.

Am ersten Sonnabend des Carnevals pflegten die Häupter der Juden als Deputation der Judenschaft Roms vor den Conservatoren auf dem Capitol zu erscheinen. Sie warfen sich vor ihrem Sessel nieder, und knieend überreichten sie einen Blumenstrauß und 20 Scudi, mit der Bitte, diese zur Auszier des Balcons zu verwenden, auf welchem der römische Senat auf der Piazza del Popolo seinen Sitz nahm. In gleicher Weise gingen sie zu dem Senator und flehten ihn nach hergebrachter Sitte um die Vergünstigung an, ferner in Rom bleiben zu dürfen. Der Senator setzte seinen Fuß auf ihre Stirn, befahl ihnen, aufzustehen, und sagte nach her=

gebrachter Formel, daß die Juden in Rom nicht aufgenommen, doch aus Barmherzigkeit geduldet seien. Auch diese Demütigung ist geschwunden; aber noch jetzt kommen die Juden am ersten Sonnabend der Carnevalsfeste auf das Capitol und leisten hier Huldigung und Tribut für die Pallien der Pferde, welche sie zu beschaffen haben, in Erinnerung dessen, daß nun die Pferde an ihrer Statt das Volk belustigen.

Es fehlte im Mittelalter nicht an andern Huldigungsceremonien, die den Juden auferlegt waren. Beim Fest der Besitznahme des erwählten Papstes vom Lateran mußten sie in festlicher Deputation ihm entgegenkommen, und man will wissen, daß sie schon den alten Kaisern in ähnlicher Weise verehrend sich darstellten. Die Hebräer opferten in ihrem Tempel zu Jerusalem, wenn der römische Kaiser den Tron bestieg, und brachten Gebete für ihn dar; so sagt schon Philo in seiner „Gesandtschaft an den Cajus", daß die Juden drei mal für Caligula Opfer vollzogen hätten, das erste mal, als er den Tron bestieg, darauf, als er in die gefährliche Krankheit verfiel, das dritte mal für seinen Sieg über Deutschland. Daß auch die Juden in Rom das Gleiche thaten, ist natürlich, und schwerlich haben sie bei den Huldigungsfeierlichkeiten gefehlt, um vor dem Kaiser als Schutzflehende zu erscheinen und solche Duldung zu erbitten, wie sie ihnen von Augustus gewährt worden war.

Als nun an die Stelle der Kaiser die Päpste getreten waren, wechselten nur die Formen, nicht das Wesen der Ceremonien. Bei jeder Huldigung eines Papsts erschienen die Abgesandten der römischen Judenschaft, mit dem

Pentateuch auf der Schulter, an dem Wege, wo der päpstliche Triumphzug vorüberkam. Man betrachtete sie nach dem Ausspruch des heiligen Hieronymus gleichsam als die Bibliothekare der christlichen Religion, weil sie das Alte Testament oder vielmehr das Gesetz in ihrer Bundeslade verwahrt gehalten hatten; und indem sie dem neu erwählten Papst als Schutzflehende nahten, thaten sie dies, wie man sagt, teils weil ihre Väter in solcher Gestalt vor den Kaisern erschienen waren, teils weil sie, auf einen Messias und Befreier aus der Gefangenschaft hoffend, den jedesmaligen Papst darauf hin betrachteten, ob nicht er es sei, der sie von ihrem Joch befreien würde.

Seit Calixt II., der im Jahr 1119 von den Juden eine solche Ceremonie empfing, haben wir von jeder Huldigungsfeierlichkeit Nachricht. Allen brachten sie den Pentateuch auf der Schulter entgegen, so Eugen III., wie Alexander III. und Gregor IX., und sangen Lieder zu ihrem Lobe. Cancellieri in seinem Werke „Storia de' possessi“ (Geschichte der Besitznahme der Päpste) gibt darüber die besten Aufschlüsse aus den Tagebüchern der päpstlichen Ceremonienmeister.

Der Ort, an welchem die Juden sich aufstellten, wechselte. In der Zeit des ältern Mittelalters war es die Region Parione, einer der ältesten und wichtigsten Stadtteile Roms, diesseit der Hadrianischen Brücke gelegen, wo die Judenschaft den nach dem Lateran ziehenden Papst erwartete. So erzählt schon das alte lateinische Gedicht des Cardinals Giacomo Stefaneschi, welches die Huldigungsfeier Bonifacius VIII. im Jahr 1295 beschreibt:

Ecce, super Tiberim positum de marmore pontem
Transierat, provectus equo; turrique relicta
De campo Judaea canens, quae caecula corde est,
Occurrit vesana duci Parione sub ipso,
Quae Christo gravidam legem plenamque sub umbra
Exhibuit Moysi. Veneratus et ille figuram
Hanc post terga dedit, cauto sermone locutus.
Ignotus Judaea deus, sibi cognitus olim.
Qui quondam populus, nunc hostis; qui deus et rex
Obnubi patitur, praesentem temnere mavis,
Quem fragilem reputas hominem, sperasque futurum,
Et latet ipse deus — —

Schon damals hatte dies Schauspiel dieselben Formen, wie sie später beobachtet wurden. Die Juden, Loblieder singend, warteten des im Triumphzug daherreitenden Papsts; sie boten ihm die Gesetzrolle dar, der Papst nahm sie, las einige Worte darin, reichte sie dann hinter sich und sagte: Wir bestätigen das Gesetz, aber das jüdische Volk und seine Auslegung verdammen wir. Hierauf ritt er weiter, und die Juden kehrten in ihre Wohnungen zurück, niedergeschmettert oder zur Hoffnung belebt, je nach Dem, was sie mit scheuer Furcht in den Augen des Papsts gelesen hatten.

Entweder standen sie hinter der Hadriansbrücke, oder, wie es häufig geschah, an dem Platze, welcher Monte Giordano heißt. Obwol dieser aus Schutt entstandene Hügel seinen Namen von Giordano Orsini, einem Edeln dieses alten römischen Geschlechts, empfangen hatte, der dort seinen Palast baute, so wählte man vielleicht um

des Namens Jordan willen gerade diesen Ort für die Judenceremonie; und dort standen die Nachkommen Israels, den prachtvoll in Gold gebundenen, mit einem Schleier bedeckten Pentateuch haltend, umringt vom verhöhnenden Volk und allen Mishandlungen des Spottes oder Hasses ausgesetzt, bis der Papst erschien und sie ihm knieend das Gesetz überreichten. Mit der Zeit wurde die Mishandlung der Juden bei dieser Gelegenheit so groß, daß ihrem dringenden Flehen nachgegeben ward, und ihnen Innocenz VIII. Cibo zuerst im Jahr 1484 erlaubte, im innern Raum des Castells Sant Angelo zu erscheinen. Die Ceremonie beschreibt der Ceremonienmeister Burkhard: „Als der Papst vorüberkam, hielt er nahe am Castell Sant Angelo an, und die Juden, welche sich an die untersten Zinnen im Winkel des genannten Castells gegen das Erdgeschoß zurückgezogen hatten, im Ornat und mit ihrem Gesetze, reichten dem Heiligen Vater das Gesetz zur Anbetung und Verehrung, mit hebräischen Worten ungefähr dieses Sinnes den Papst anredend: Allerheiligster Vater, wir hebräischen Männer flehen Eure Heiligkeit im Namen unserer Synagoge an, daß wir gewürdigt werden möchten, daß uns das Mosaische Gesetz, vom allmächtigen Gott dem Moses, unserm Priester, auf dem Berge Sinai übergeben, möge bestätigt und gebilligt sein, wie auch andere erhabene Päpste, die Vorgänger Eurer Heiligkeit, es bestätigt und gebilligt haben. Es antwortete der Papst: Wir billigen das Gesetz, aber euern Glauben und eure Auslegung verdammen wir, weil Der, von dem ihr sagt, er werde kommen, gekommen ist, unser Herr Jesus Christus, wie

die Kirche uns lehrt und predigt. Nach vollendeter Ceremonie zogen sich die Juden zurück."

Erinnert man sich, daß jenes Castell Sant Angelo das Grabmal Hadrian's war, des Kaisers, welcher Jerusalem zum zweiten mal von Grund aus zerstört und die Juden in die Sklaverei verkauft hatte, so stand auch dieser Ort zur Geschichte Israels in einer kränkenden Beziehung; denn das Andenken Hadrian's hassen die Juden wie das des Titus.

Ausnahmsweise empfing Pius III. im Jahr 1503, weil er krank war, die Juden in einem Saal des Vaticans selbst. Julius II. empfing ihre Huldigung wieder am Grabmal des Hadrian, wobei sie einen langen Sermon machten und besonders der spanische Rabbi Samuel, der Leibarzt des Papsts, mit Beredtsamkeit sprach. Der Papst antwortete „prout in libello", das heißt nach Vorschrift des Ceremonienbuchs.

Auch Leo X. Medici, dessen Huldigungsfeier im Jahr 1513 die glänzendste war, die je ein Papst erlebte, empfing die Juden am Castell Sant Angelo. Der Ceremonienmeister Paris de Grassis beschreibt die Scene. Die Juden standen am Thor des Castells auf einem hölzernen Gerüst, welches mit Goldbrocat und seidenen Teppichen bedeckt war, und worauf acht weiße Wachskerzen brannten. Dort hielten sie die Gesetzestafeln. Als der Papst auf seinem weißen Roß vorbeigeritten kam, baten die Juden um die gewohnte Bestätigung. Er nahm das offene Buch aus ihren Händen, las darin und sagte darauf: Wir bestätigen, aber wir stimmen nicht bei (Confirmamus, sed non consentimus); dann

ließ er das Buch zur Erde fallen, und setzte seinen Zug fort.

Dies war das letzte mal, daß die Ceremonie am Castell stattfand; seitdem wurde sie durch den vorgeschrittenen Geist der Zeit oder durch andere unbekannte Ursachen abgeschafft.

Dagegen gab man nun den Hebräern auf, einen Teil der Straße, durch welche der päpstliche Zug schritt, mit kostbaren Stoffen auszuzieren. Beim Fest der Besitznahme Gregor's XIV. (1590) mußten sie den Abstieg vom Capitol und den Bogen des Septimius Severus mit Teppichen bedecken. Bald darauf wurde es Regel, daß sie den Titusbogen und die Straße bis zum Colosseum ausschmückten. So mußten sie den Schimpf leiden, dasselbe ihnen verhaßte Triumphthor zu verzieren, welches einst dem Zerstörer Jerusalems erbaut worden war.

Dies geschah bei den Tronbesteigungen aller folgenden Päpste. Jedesmal schmückten die Juden den Titusbogen, und sie mußten auf die Tapeten Embleme heften, welche sich auf den Papst bezogen und mit lateinischen Sprüchen aus dem Alten Testament bezeichnet waren. Die Embleme, in der Regel 25 an der Zahl, waren höchst sinnreich und in ihrer phantastischen Bildersprache echt orientalisch. Es wurde also vorgestellt der Myrrhenbaum, der seinen Balsam freiwillig niederträufelt, ohne vom Messer geschnitten zu sein; dazu der Spruch: „Beatus rex, qui nobilis est" (Gesegnet sei der Fürst, der edelmütig ist). Ferner der Pelikan, welcher seine Brut mit dem eigenen Leben tränkt: „Er verschwendete

und gab's den Armen", Psalm 112, 1. 9. — Eine Palme, von der Sonne beschienen; darüber: „Recht wie die Palme wirst du blühen"; darunter: „Dein Einzug wird gesegnet sein." — Das Rhinoceros, welches sein Horn in eine Quelle taucht — eine offene Meermuschel — der Vogel Phönix und ein Regenbogen — ein fressender Schwan — reifes Korn — Bienenschwärme — der Maulbeerbaum — eine bekränzte Harfe — ein Meer mit singenden Sirenen, darüber der Himmel, gegen welchen viele Nachtigallen fliegen; darunter der Spruch aus dem Jesaias: „Zusammen singen sie."

Diese Bildersprache erinnert an ähnliche Huldigungsfeierlichkeiten der sicilischen Araber, wenn sie ihre Herren, die normannischen Könige, beglückwünschten. Mit Jammer und Tränen hatten die Juden solche Teppiche ihrer Schmach gestickt, und wenn sie vom Titusbogen in ihren schmuzigen Ghetto zurückkehrten, reinigten sie sich gewiß mit jeremiadischem Wehgeschrei und mit Gebeten von dieser Huldigung gegen den Statthalter Christi.

Eine Wahrnehmung ist jedoch höchst merkwürdig. Auch in das Vorstellen des Judentums drang mitten im antiken Rom die Mythologie der Heiden ein, und besonders in jener Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts, wo die Götter des Olymps seit Rafael und Leo X. und seit dem Studium des Altertums die Welt wieder beherrschten. Was ist ergötzlicher und widerspruchsvoller, als diese Richtung auch in den Juden Roms sich abspiegeln zu sehen, vor allem im 18. Jahrhundert, in dem goldenen Zeitalter des barocken Parnasses! Da werden auch ihre Embleme mythologisch, ihre Huldigungs-

gedichte reden vom Apoll und von den Musen, und indem sich so Antikes und Alttestamentliches vermischt, wird die Verwirrung des Vorstellens wahrhaft komisch und der Widerspruch noch größer, wenn man bedenkt, daß diese Gedichte und Embleme vom Volk Israel einem Papst gewidmet sind. Die meisten mythologischen Embleme finden sich unter denen, welche die Juden Pius VI. und Pius VII. darbrachten. Man sah Hercules, aus dessen Mund Goldketten gehen, womit er die Völker anzieht, und darunter den Bibelvers: Die Lippen des Frommen tönen von Anmut; Sprichwörter 10, 32. Man sah den Berg Parnaß auf der einen Seite und von der andern eine Plattform, bedeckt mit Tapeten, worauf Pferde und Maulesel Korn fressen, mit dem Spruch aus Hiob: Vor dem Zugvieh lehrt er uns; die barockste Zusammenstellung, welche denkbar ist: Parnaß, Maulesel und Hiob. Man sah die Juno mit einer Lilie, den Atlas, der die Welt trägt, Minerva mit dem Oelzweig, einen Tempel, worin Mercur mit den drei Grazien stand, und worunter zu lesen war: Er wird Solche nicht ihres Guts berauben, welche in Reinheit wandeln, Psalm 84, 12. Von allen mythologischen Göttern war freilich Mercur, der Patron der Kaufleute und Wechsler, der Rothschild unter den olympischen Göttern, diejenige antike Figur, welche dem Ghetto die verständlichste sein mußte. Mehr oder weniger bezogen sich diese Embleme des armen Volks doch immer auf eine und dieselbe Vorstellung, Geld und wieder Geld, daher auch die Hörner der Amalthea, aus denen Gold-

münzen, Wein und Brot geschüttet werden, sehr beliebt waren.

Dem Papst Pius VII. Chiaramonti verehrten die Juden alle ihre Embleme und Mottos, gebunden in ein kostbares, in Miniatur gemaltes Büchlein, welches ihm der Rabbi Leone di Leone d'Ebron in Venedig überreichte, langen Bartes, in einem Kaftan und mit einem orientalischen Turban. Die Ueberschrift des lateinischen Huldigungsgedichts im elegischen Versmaß lautete:

Pio Septimo P. O. M.
Qua die imperii gubernacula solemniter suscipit
Quod bonum felix faustumque sit
Festivissima Hebraeorum universitas D. D. D.

Man sieht, die classischen Juden von Rom hatten nicht fruchtlos an der Halle der römischen Octavia gewohnt. Das Gedicht selbst aber begann zuerst echt jüdisch mit einem O weh, und ging dann zum Apollo und dem Papst selbst fort:

O me si cithara plectroque juvaret Apollo,
Concinerem summi maxima regna Pii,
Meque peregrinis audiret versibus uti,
Quidquid habet tellus, quidquid et axis habet.
Principis astra super ferrem clarissima facta,
Queis comes it recti non temerandus amor:
Quippe suis, velut illa, polo fulgoribus umbras
Dimovet, e vultu quos radiante jacit.

Ast pro me Pindi veniant et culmine Musae
Quas cecinit vatum fabula Graeca deas.
Hae resona fundant solemnia carmina voce,
Tympana pulsantes, sistra lyrasque manu,
Hae Themidis celebrent servantem jura decorae,
Qua duce subjectis imperat agminibns:
Candoremque sinus dantis cum pace salutem,
Viribus ingenii, pondere consilii.
Magnanimis nitit ille notis, prudentibus aeque,
Ne summum videat gloria tanta diem!
Culmina Gregorium nutu qui celsa creavit,
Sospitet, omnigenis condecoretque bonis.
Edat, ut arbor aquae prope rivos consita, fructus,
Et diadema suum vinciat usque caput.
Hic niteat solusque, ferax sit dactilus ipse:
Adspiciat laetos ire, redire dies.
Gaudeat urbs, precibus nunquam non acribus instet,
Ut sibi sint Pacis munera juncta Piae.

Ein reich gebundenes Buch, worin Embleme und Gedichte aufgeschrieben waren, hatten die Juden von Pietro Paoletti, einem Maler aus Belluno, für Gregor XVI. malen lassen, weil dieser Papst aus Belluno gebürtig war. Der Papst schenkte es hierauf dem Kapitel der Kathedrale seiner Vaterstadt als Auszeichnung. Auch dem jetzt regierenden Pius IX. wurde ein ähnliches Büchlein überreicht; der römische Rabbi, ein im Schreiben sehr geschickter Mann, wie mir die Hebräer versicherten, hatte darin kunstvolle Embleme und Sprüche aus der Bibel geschrieben, und es war so köst-

lich ausgeziert und gebunden, daß es gegen 500 Scudi soll gekostet haben.

Solches waren also die durch Local und römische Färbung ausgezeichneten Judenceremonien bei päpstlichen Huldigungen. Aber auch unter andern Verhältnissen fand Aehnliches statt; denn in Korfu, so wird in Moroni's „Dizionario“ erzählt, beglückwünschten die Juden den neugewählten Erzbischof mit großer Feierlichkeit. Als im Jahr 1780 Francesco Maria Fenzi seinen Einzug in Korfu hielt, sah man ein seltsames Schauspiel von den Juden aufführen. Ihren Zug eröffnete ein Jude in italienischer Kleidung, mit einem Feldherrnstab, ihm folgten drei Juden als die drei Erzväter mit längern Stäben; dann zwölf italienisch gekleidete Jünglinge, die zwölf Stämme darstellend, ein jeder einen silbernen Apfel in der Hand; hinter diesen andere zehn Jünglinge mit dem Mantel Talet über den Schultern, darstellend die zehn weisen Rabbiner, die Conservatoren des mosaischen Gesetzes zur Zeit Cäsar's. Es folgten elf Jünglinge mit Blumen in den Händen, die elf Brüder Josef's, und vier Diener, gleich als gingen sie zum König Pharao. Hierauf acht Männer mit Gefäßen und Palmen, die acht Conservatoren des Gebots der Beschneidung; sodann 24 Juden, die Doppelzahl der Stämme, mit silbernen Geräten und Becken und Handschuhe in den Händen, die Blüte Israels darstellend. Es folgte ein Zug von 48 andern Juden mit Pelzmützen; diesen aber sechs Vorsänger, die aus Büchern Psalmen sangen. Hierauf vier Juden in großen Perücken mit Stäben; diesen folgten 15 Judenjünglinge mit den Urim und Thummim auf

der Brust; weiter ein Zug mit Früchten und Palmen, worauf wieder Vorsänger. Sodann die vier Hohenpriester Moses, Aaron, David und Salomo; ihnen folgten die Leviten. Es schritten dahinter die drei Männer aus dem feurigen Ofen. Den Zug schloß der steinalte Großrabbiner, welcher wie das leibhaftige Fasten aussah, in einem langen weißen Gewande, ihm zur Seite zwei Greise, Becken voll von Blumenblättern in den Händen haltend. Dahinter wurde der Pentateuch getragen, behängt mit Schellen, Aepfeln, Kronen und anderm Schmuck von Silber, unter einem weißen Baldachin, welchen vier Großjuden hielten. An sechs Orten der Stadt wurde der Pentateuch geöffnet, wobei alles Judenvolk ein lautes Geschrei ausstieß und die Blumen aus den Becken über das Gesetz geworfen wurden. Die zur Erde fielen, rafften Judenweiber auf, und verwahrten sie als Heiligtum in ihrem Busen. Vier Ordner hatte der Zug selbst, in Erinnerung der vier Gefangenschaften Aegyptens, Babylons, Roms und der Gegenwart. Der Erzbischof endlich wurde neben dem Dom auf einer kostbar ausgezierten Loge von 16 Juden empfangen; er stand aufrecht mit der Mitra und dem Bischofsstabe; und nachdem ein Jude sich das Haupt mit dem Hut bedeckt und den Talet darüber gezogen hatte, recitirte er ein Compliment, welches Monsignore in ähnlicher Weise erwiderte.

Man sieht, eine so prächtige Procession in echt national-jüdischem Charakter konnte wol in Korfu gehalten werden, aber niemals in Rom. Hier, wo das Christentum oder dessen Cultus wesentlich in der Form der Procession auftritt, hätte ein national-hebräischer

Aufzug das Volk belehrt, daß der katholische Pomp in seiner größern Hälfte, wo er nicht entweder altheidnisch oder mittelalterlich-christlich, doch nur ein Abbild alter Judenprocessionen sei. Doch war nicht dies der Grund, warum die Juden in Rom nicht so feierlich auftraten; von ihm zu reden, wäre überflüssig. Eine mosaische öffentliche Darstellung hätten die römischen Gassenjungen gesteinigt, und sie würde in dem Meer des Volksspottes ertrunken sein. Auch hüteten sich die Juden wol, Gold und Silber sehen zu lassen, und erschienen sie im Aufzug vor den Päpsten, so trugen sie nur zur Schau Armut und bürgerliches Elend, Angst und Zittern und jammervolle Knechtsgeberden.

Wir kehren nun zu den Schicksalen der Juden unter den Nachfolgern jenes Paul II. zurück, welcher die Hebräer beim Carneval zuerst rennen ließ. Bald bedrückt und bald erleichtert, wie namentlich von Paul III. Farnese, einem Römer, entschied sich ihr Schicksal unter der Regierung Paul's IV. Dieser Neapolitaner aus dem fanatischen und gewaltthätigen Hause Caraffa, Theatiner, Inquisitor, Begründer der Marterkammern und der Censur in Rom, ein schonungsloser Reformator von eiserner Härte, war kaum auf den päpstlichen Stul gelangt, als er im Jahr 1555 die Bulle Cum nimis absurdum erließ, welche die Stellung der römischen Judenschaft regelte. Er widerrief alle frühern Privilegien der Hebräer; er untersagte ihren Aerzten, Christen zu behandeln, verbot ihnen jegliches Gewerbe und Handwerk, den Kauf unbeweglicher Güter; er vermehrte ihre Tribute und Abgaben und untersagte ihnen den Verkehr

mit den Christen. Selbst den Titel Don, welchen einzelne Juden nach spanischer und portugiesischer Sitte sich beilegten, verbot er. Sie völlig von den Christen zu scheiden, legte er ihnen auf, sich außerhalb des Ghetto nicht anders sehen zu lassen als mit gelbem Hut und gelbem Schleier, jener für den Mann, dieser für das Weib. „Denn", so sagt die Bulle, „es ist gar zu abgeschmackt und unziemlich, daß die Juden, welche eigene Schuld in ewige Knechtschaft gestürzt hat, unter dem Vorwand, daß christliche Barmherzigkeit sie aufgenommen, sich Frechheiten anmaßen, als mit Christen vermischt zu wohnen, kein Abzeichen zu tragen, christliche Diener zu haben, ja sogar Häuser zu kaufen."

Endlich errichtete Paul IV. den Ghetto oder Judenzwinger. Bis auf seine Zeit hatten die Juden die, wenn auch nicht ausgesprochene Freiheit, überall in Rom zu wohnen; natürlich wohnten sie sehr selten in der Mitte der Stadt, noch unter den Christen, ihren Hassern, zerstreut, sondern hielten sich beieinander in Trastevere und an dem Flußufer bis zur Brücke Hadrian's. Nun wies ihnen der Papst, nach Art der Venetianer, ein streng abgesperrtes Quartier an, welches wenige enge und ungesunde Straßen unmittelbar am Tiber umfaßte und von der Brücke Quattro Capi bis zum heutigen „Platz der Tränen" reichte. Mauern oder Tore sperrten das Judenviertel. Man nannte es zuerst Vicus Judaeorum, dann kam der Name Ghetto dafür auf, der nicht mit der venetianischen Benennung Giudecca zusammenzuhängen scheint und wahrscheinlich aus dem talmudischen Wort Ghet gebildet ist, welches Absonderung

heißt. Es war am 26. Juli 1556, als die Juden Roms in diesen Ghetto zogen, weinend und seufzend wie ihre Vorfahren, da man sie in die Gefangenschaft führte.

So war Paul IV. Caraffa der grausame Pharao für die Juden Roms, welcher sie all den Uebeln aussetzte, die aus Mangel an Raum und aus der niedern Lage der Wohnungen am Fluß entspringen mußten, und diese Uebel waren Seuchen und das Fieber und ein ganzes Heer ägyptischer Plagen, deren Schrecken in Wahrheit schwer zu beschreiben sind. Als Caraffa im Jahr 1559 starb, und das römische Volk seine Wut an dem Todten auszulassen aufstand, das Haus der Inquisition plünderte und die Minerva, das Kloster der Dominicaner, stürmte, sah man auch die Juden, furchtsame Menschen, die sich an den Revolutionen selbst zur Zeit des Cola di Rienzo nie beteiligt hatten, aus ihrem Zwinger hervorkommen und Flüche auf das Andenken Paul's IV. schleudern. Ein Jude durfte es sogar wagen, der Statue des Papsts auf dem Capitol den gelben Schandhut aufzusetzen; das Volk lachte, zertrümmerte die Bildsäule und schleifte ihren Kopf mit der Papstkrone durch den Kot. Welchem Schicksal aber die Juden Roms nach Einführung der neuen Ketzertribunale der Inquisition entgegengingen, wird Derjenige wol wissen, welcher mit der Geschichte jener Zeit bekannt ist. Viele Juden verbrannte man auf dem Platz der Minerva oder auf dem Campo dei Fiori, wo die Autos da Fé gehalten wurden. Es war die fürchterliche Zeit, da man auch Giordano Bruno lebendig verbrannte.

In den Ghetto eingesperrt, waren die Juden in fremdes Eigentum eingezogen. Denn die Häuser des Viertels gehörten Römern; auch angesehene Familien wohnten daselbst, wie die Boccapaduli. Ausziehend, blieben diese Eigentümer, jene Mieter. Weil sie aber für immer in jene Straßen eingesperrt wurden, mußte sich ein dauerndes Mietverhältniß feststellen; denn ohne dasselbe konnte sich für die Juden zweierlei Not ereignen: Obdachlosigkeit, wenn es dem Eigentümer einfiel, dem hebräischen Mieter zu kündigen; unerträgliche Verschuldung oder Zahlungsunfähigkeit, wenn er darauf verfiel, den Zins zu steigern. So entstand das Gesetz, welches verordnete: die Römer bleiben im Eigentum der an die Juden vermieteten Wohnungen, aber jene haben die Häuser in Erbpacht; niemals darf dem jüdischen Einwohner die Miete gekündigt werden, sobald er den Zins richtig zahlt; niemals darf der Zins erhöht werden; der Jude kann nach seinem Willen das Haus verändern und erweitern. Man nannte und nennt dieses noch heute bestehende Recht das Jus Gazzagà. Kraft desselben ist der Jude im Erbbesitz des Mietcontracts und darf diesen an Verwandte oder Andere verkaufen; und noch heutiges Tags gilt es als eine köstliche Habe, im Besitz des Jus Gazzagà oder eines erblichen Mietcontracts zu sein, und hochgepriesen wird das Judenmädchen, welches ihrem Bräutigam als Mitgift ein solches Document aufzuweisen im Stande ist. So ward durch dieses wolthätige Gesetz dem Juden ein Dach gegeben, welches er gewissermaßen das seine nennen durfte.

Die Bulle Paul's IV. bestätigte Pius V. Ghislieri

im Jahr 1566; er erließ strenge Verordnungen gegen das Herumschweifen der Juden, welchen befohlen ward, mit der Nacht im Ghetto sich wieder einzufinden. Denn nach Ave Maria schlossen sich unerbittlich die Tore des Zwingers, und Strafe traf den draußen Ergriffenen, wenn es ihm nicht gelang, durch Geld die Wächter zu bestechen. Im Jahr 1569 untersagte derselbe Papst den Juden, in andern Städten des Kirchenstaats zu wohnen als in Rom und Ancona, da sie vordem auch in Benevent und Avignon geduldet waren.

Aber kaum war sein Edict erlassen, als Sixtus V. es wieder umstieß und in das Ghettoelend einen Schimmer von Hoffnung und Menschlichkeit fallen ließ. Der Wechsel der Päpste ließ überhaupt alle Zustände Roms wechseln wie in einer Tombola, einem Lotteriespiel. Sixtus V., ein Mann mit menschlichen Empfindungen, glücklich, geistreich, der christliche Erneuerer Roms, dessen Name fast jede Straße und jeder Bau ins Gedächtniß ruft, fühlte Erbarmen mit dem Volk Israel; er erließ im Jahr 1586 die Bulle Christiana pietas infelicem Hebraeorum statum commiserans, worin er die frühern Privilegien der Juden erneuerte. Er gestattete ihnen frei im römischen Staat zu wohnen, das heißt in den gemauerten Orten, den Städten und Castellen. Er erlaubte ihnen jedes Gewerbe und Geschäft zu treiben, außer dem Weinschank, dem Getreide- und dem Fleischhandel. Er gestattete ihnen den freien Verkehr mit den Christen, sodaß sie selbst christlicher Dienste sich bedienen durften, ohne jedoch christliche Dienstboten zu halten. Er sorgte für größere Bequemlichkeit ihrer Wohnungen; er

bewilligte ihnen großmütig so viel Schulen und Synagogen, als sie deren bedurften; er erlaubte die Anlegung von hebräischen Bibliotheken. Er untersagte es, die Juden an ihren Festtagen vor Gericht zu laden; er schaffte das Judaszeichen ab; er verbot, Judenkinder mit Gewalt zu taufen, oder reisende Juden mit außerordentlichen Wegelasten zu plagen. Er ermäßigte den Tribut und setzte ihn auf ein geringes Kopfgeld herab, außer den Gebühren, die er ihnen für die carnevalischen Pallii zu zahlen auferlegte. So gab Sixtus der Welt das Beispiel eines christlichen Papsts und segnete sein Andenken für alle Zukunft, sodaß, was er für die Juden aus eigener Großmut that, eine bleibende Zierde seines Namens ist.

Hier also hatten die Hebräer einmal einen glücklichen Griff in die Tombola gethan; aber weil es ein Lotteriespiel war, konnte das Blatt plötzlich umschlagen. Und so geschah es auch; denn wenige Jahre nach dem Tode Sixtus' V. hob Clemens VIII. Aldobrandini alle jene die Juden betreffenden Verordnungen auf; er erneuerte das Edict Caraffa's und stieß in die Trostlosigkeit zurück.

In diesem Elend blieben sie nicht allein das 17. Jahrhundert hindurch, sondern es steigerte sich noch im 18. durch die Edicte Clemens' XI. und Innocenz' XIII. Dieser verbot den Juden jedes andere Geschäft als den Handel mit alten Tüchern, Lappen und altem Eisen, was man Stracci ferracci nannte, und erst Benedict XIV. Lambertini gestattete ihnen im Jahr 1740 auch den Handel mit neuen Tuchwaaren, welchen die Juden denn auch heute eifrig betreiben. Man sah sie also bis auf

diese Zeit mit alten Sachen hausiren gehen, und in den Straßen hörte man sie Hep! rufen, womit sie sich ankündigten und zum Kauf ihres Bettels einluden.

Das 16. und 17. Jahrhundert, wo die Medici den Juden in Toscana so große Freiheiten gaben, war vielleicht die drückendste Zeit, welche die römische Ghettobevölkerung erlebte. Ich finde in einer römischen Schrift vom Jahr 1667 („Stato vero degli Ebrei in Roma, stamperia del Varese“) die Angabe, daß die Judenzahl damals sich auf 4500 Menschen belief; darunter befanden sich 200 wolhabende Familien. Der Verfasser sagt, daß der Ghetto im 16. Jahrhundert 4861 Scudi an Tribut aufzubringen hatte, im 17. Jahrhundert aber nur 3207 Scudi. Obgleich jene Schrift im höchsten Sinn judenfeindlich ist, wage ich doch nicht, sie durchweg der Lüge zu zeihen. Der Verfasser bemerkt, daß trotz der Beschwerden der Juden, welche sich immer und immer formulirten, der Ghetto reich sei, daß er nach Bezahlung aller Lasten alle fünf Jahre 19,470 Scudi zurücklege, daß er überhaupt ein Vermögen von einer Million besitze. Ohne Zweifel gab es damals reiche Juden in Rom; unter den Hehlern, Diebshelfern und Nekromanten des Ghetto saßen die Wucherer, die Schelme aller Schelme, und scharrten Zins zu Zins. Kein Papst vermochte diese jüdischen Bankgeschäfte zu unterdrücken; die verschuldeten Nobili schützten die Juden, und während der Ghetto mit dem Schimpf der Zeit bedeckt war, empfing der römische Große, und der Cardinal, ja der Papst selbst, den gelbbehuteten Wucherer in seinem Palast. Der Verfasser jener Schrift sagt: 235,000

Scudi hätten sich die Juden von den Christen erwuchert, und es vergehe kein Abend, wo sie nicht mindestens 800 Scudi aus Christentaschen durch die Tore des Ghetto in ihre Häuser schleppten. Das verschmitzte Volk wußte mit allen Künsten Geld zu erschwindeln; und dieser Wucher mußte dem Haß der Christen Nahrung geben. Johann von Capistrano hatte einst Eugen IV. eine Flotte angeboten, die Juden sammt und sonders aus Rom über das Meer wegzuführen. „Nun er todt ist", sagt der mit Recht erbitterte Verfasser jener Schrift, „wäre zu wünschen, daß er dem Papst Clemens IX. eine Flotte vom Himmel schickte, um all diese Diebe aus Rom zu schaffen." Die jüdischen Rothschilde nahmen damals in der Regel 18 Procent. So ist bis auf den heutigen Tag jüdisches Geld eine rächende Macht geblieben; auch der heutige Ghetto leiht auf Zinsen. Um Geld und Erwerb dreht sich hier Alles, und wie sollte es auch anders sein? Als ich eines Tags durch eine Straße des Ghetto ging, rief mir ein elendes Judenweib, welches an Lumpen nähte, nach: „Herr, was befehlen Sie?" Die Geistesgegenwart dieses Weibes zu prüfen, drehte ich mich augenblicklich zu ihr um und rief: „Fünf Millionen!" Hierauf sagte das Weib augenblicklich: „Gut, Herr, vier für mich und eine ist für Euch!" — Ja, Israel kann sich nicht verleugnen.

Mit Strenge hielt man im 18. Jahrhundert darauf, daß die Juden an bestimmten Tagen christlichen Bekehrungspredigten beiwohnten. Schon Gregor XIII. (1572) hatte die Verordnung erlassen, sie sollten gehalten sein, jede Woche eine Predigt anzuhören. Ein Jude selbst

hatte diesen Gebrauch eingeführt, natürlich ein bekehrter, Andreas mit Namen, welcher mit hündischer Convertitenseele in den Papst Gregor drang, jenes Edict zu erlassen. Man sah also am Sabbath Häscher der Polizei in den Ghetto kommen und die Juden mit Peitschenhieben in die Kirche treiben, Männer, Weiber und Kinder, wenn diese über zwölf Jahre alt waren. Es mußten sich mindestens 100 Männer und 50 Weiber, später 300 an der Zahl, zur Predigt einfinden. Am Eingang der Kirche zählte ein Wächter die Eintretenden; in der Kirche selbst wachten Häscher über die Aufmerksamkeit der Anwesenden, und schien ein Jude teilnahmlos oder schlaftrunken, so weckten ihn Peitschenhieb und Stoß. Ein Dominicaner hielt die Predigt, wobei das Allerheiligste vom Altar genommen war; er sprach über solche Texte des Alten Testaments, welche die Juden an demselben Tag in ihrer Synagoge hatten lesen oder erklären hören, damit auf die jüdische Erklärung die katholische unmittelbar folge, und der Hebräer im Stande sei, die christliche Wahrheit zu erkennen. Diese Predigten wurden anfangs in San Benedetto alla Regola gehalten, später aber in jener Kirche Sant Angelo in Pescaria, vor der einst Cola di Rienzo seine ersten begeisterten Reden an die Römer hielt.

Verweilen wir einen Augenblick an dieser kleinen, in die finstere Halle der Octavia eingebauten Kirche des Engels Fischverkäufer; sie erweckt Erinnerungen an einen der merkwürdigsten Menschen des römischen Mittelalters. Cola war im Jahre 1313 im Rione der Regola geboren, also nahe am Judenviertel, und wie die „Vita“

Rienzo's sagt, lag seine Wohnung am Flußrand, zwischen den Mühlen, auf dem Wege, welcher zur Regola führt, hinter San Tommaso, unter dem Judentempel (sotto lo tempio de li Judei). Dort hielt sein Vater Lorenzo eine Herberge, und seine Mutter Maddalena erwarb ihren Unterhalt durch Waschen und Wassertragen. Sein Haus stand also in der Nähe jener Kirche Sant Angelo in Pescaria, und hier war es, wo er an der äußern Wand das merkwürdige allegorische Gemälde malen ließ. Man sah auf ihm Könige und Männer aus dem Volk in einem Feuer verbrennen, auch eine Matrone, die schon halb verbrannt war; auf der rechten Seite eine Kirche, aus welcher ein weißgekleideter Engel kam, ein nacktes Schwert in der Hand, während er mit der Linken jene Matrone aus dem Feuer zog. Auf der Höhe des Glockenturms standen St. Peter und St. Paul und sprachen: Engel, Engel, hilf unserer Herbergsmutter (Agnilo, agnilo, succurri a l'albergatrice nostra). Außerdem sah man vom Himmel viele Falken (Barone) in das Feuer fallen, und eine schöne weiße Taube, die in ihrem Schnabel einen Myrtenkranz trug und ihn einem kleinen Vogel (Rienzo) gab, der die Falken vom Himmel jagte, worauf er den Myrtenkranz der Matrone aufs Haupt setzte. Darunter stand geschrieben: „Ich sehe die Zeit der großen Gerechtigkeit, und du erwarte diese Zeit.“ Dies war das Bild, welches Cola darstellen ließ. Die „Vita“ nennt jene Kirche die des Engels Fischverkäufer (de santo Agnilo Pescivennolo), weil schon damals in der Halle der Octavia die Fische verkauft wurden. Hier werden also auch die Juden

zusammengeströmt sein, das Gemälde zu betrachten; aber wir hören nicht, daß sie sich am Aufstand beteiligten, und nur nach dem Tod Rienzo's traten sie in merkwürdiger Weise in diesem Trauerspiel handelnd auf. Sie bestatteten die Leiche des Volkstribunen. Als er am Capitol ermordet war, schleppte das Volk seinen verstümmelten Leichnam auf die Piazza San Marcello, wo man ihn an den Füßen aufhing. Dort blieb er zwei Tage, ein Ziel für die Steinwürfe der Straßenbuben, bis am dritten Tag Jugurta und Sciarretta Colonna den Befehl gaben, den Todten nach dem Mausoleum des August zu bringen. Hier versammelten sich, wie die Lebensbeschreibung sagt, alle Juden in großer Zahl, und nicht einer blieb zurück, und sie machten ein Feuer von trockenen Disteln; in dies Feuer wurde die Leiche geworfen, sie war fett und wegen ihrer großen Fettigkeit brannte sie leicht (ardeva volentieri). Es standen dort die Juden sehr geschäftig und emsig, und im Haufen schürten sie die Disteln, auf daß sie brenne; so ward jener Leichnam zu Staub gemacht, und es blieb keine Faser übrig. — Man glaube nicht, daß es Anhänglichkeit war, welche die Juden bewog, dem Cola diesen Dienst zu leisten, den das römische Volk wol als tiefsten Schimpf betrachtete. Die Juden wollten vielmehr den Colonna's schmeicheln; das strenge Regiment Rienzo's, welches in allen Dingen eine neue Ordnung eingeführt hatte, konnte Denen nicht erwünscht sein, die im Trüben fischten und von Hehlerei und Wucher sich bereicherten.

Nach dieser Episode kehren wir zu den Judenpredigten zurück. Sie wurden später nur fünf mal im

Jahr gehalten, und der Gebrauch wollte von selbst erlöschen, als Leo XII. Genga (1823—29) ihn erneuerte. Heute ist auch diese Barbarei geschwunden; sie ward abgeschafft im ersten liberalen Regierungsjahr Pius' IX., wie man mir erzählte.

Dem zum Christentum bekehrten Juden lohnte natürlich die Erlösung aus dem Ghetto, das Bürgerrecht und alles Menschenrecht, welches dessen Folge ist. Es ereignete sich nicht selten, daß Juden aus dem Ghetto getauft wurden; dann wurden sie, wie das im Charakter von Convertiten liegt, bekehrungssüchtiger als ihre Bekehrer. So liest man heute auf einer Kirche gegenüber dem Ghetto an der Brücke Quattro Capi, auf deren Fronte die Kreuzigung gemalt ist, in hebräischer und lateinischer Schrift den zweiten Vers aus dem 65. Capitel des Jesaias: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“ Es ist dies eine Mahnung, welche ein bekehrter Jude, dem neuen Glauben zu schmeicheln, dort hat aufschreiben lassen.

Nach der mittelalterlichen Sitte empfingen jüdische Täuflinge den Namen ihrer Taufpathen, und weil sie diese unter den angesehensten Männern Roms suchten, geschah es, daß sich Juden in die ältesten Adelsfamilien Roms einschmuggelten. Mancher getaufte Jude nannte sich fortan nach dem Namen des Barons, der sein Pathe gewesen war, und es gab jüdische Colonna, jüdische Massimi, jüdische Orsini; ja man behauptet heutzutage in Rom, daß manches stolze römische Fürstengeschlecht,

nachdem es ausgestorben, durch Juden aus Trastevere fortgeführt worden sei.

Heute, wo die alten Mishandlungen aus dem Tageslicht geschwunden sind, hat man gleichwol den althergebrachten öffentlichen Act einer feierlichen Juden- und Türkentaufe als Form beibehalten. Sie findet in jedem Jahr am Ostersonnabend in der Taufkapelle des Lateran statt; und man weiß zu sagen, daß dieses Schauspiel um jeden Preis vollzogen werden muß, selbst wenn man, im Fall daß ein bekehrter Täufling mangele, einen Juden oder Türken von auswärts holen müßte. Im Jahr 1853 taufte man eine Jüdin vor großer Menschenmenge und mit höchst feierlichen Ceremonien. Die Tochter Juda's, nicht schön wie Rebekka, sondern von einer ausgesuchten Häßlichkeit, stand in weiße Schleier gehüllt am Taufbecken, eine brennende Kerze, das Symbol der Erleuchtung, in der Hand, und nach vollzogener Salbung des Haupts und Nackens und empfangener Wasserweihe in jenem Becken Constantin's, in welchem einst Cola di Rienzo sich in Rosenwasser gebadet hatte, ward sie in Procession nach dem Lateran zurückgeführt. Der Cardinal, der sie getauft hatte, segnete sie vor dem Altar ein, und nach geendigter Ceremonie sprach er, auf den Täufling hindeutend, vor dem Volk seine Freude aus, daß hier ein so erhabenes und göttliches Wunder sich vollzogen habe, da ein Mensch, eben noch von den Dämonen besessen, und eine Beute der Hölle, urplötzlich in die reine Unschuld des Kindes und in das reine Licht Gottes sich gekleidet habe.

Ehemals drückte man sich kräftiger aus; denn der

Jesuit Stephan Menochio sagt in seinem Buch „Stuore“ (Venedig 1662), die Juden stänken am Leibe, verlören aber diesen Gestank gleich nach der Taufe. Sehr naiv erzählt er, daß sich schon der Kaiser Marc Aurel über den Judengestank beklagt habe. Dies sei eine ausgemachte Sache; und so ließen sich die Agarener taufen, um nicht übel zu riechen wie die Hunde.

Leo XII., von dem wir wissen, daß er den Juden nicht freundlich gesinnt war, gab ihnen gleichwol das Recht, Häuser zu erwerben, wenn sie schon das Jus Gazzagà hatten. Er erweiterte auch den Umfang des Ghetto, indem er ihm die Via Reginella und einen Teil der Pescaria hinzufügte, sodaß er im Ganzen acht Tore hatte, die überwacht und allnächtlich geschlossen wurden. Während der französischen Herrschaft in Rom war, wie man leicht begreifen wird, die Ghettosperrung aufgehoben, und den Juden alle Freiheit in der Stadt zu wohnen und Gewerbe zu treiben, gestattet worden. Aber Pius VII. schloß im Jahr 1814 den Ghetto von neuem, und er blieb in der alten Verfassung bis auf den heute regierenden Papst.

Es gereicht Pius IX. zur Ehre, daß er, menschenfreundlich und liberaler als seine Vorgänger, die Ghettoschranken niederriß; dies geschah, wie es mir Juden ausdrücklich selbst bemerkten, nicht durch die jüngste Revolution in Rom, sondern ein Jahr zuvor, da die öffentliche Meinung und der reformirende Sinn des Papsts dieses Zugeständniß an die Moral des Jahrhunderts verlangten. Es fielen alle Mauern und Tore, welche den Ghetto sperrten. Der Umschwung der öffentlichen

Grundsätze hatte auch die erfreuliche Folge, daß den Juden erlaubt wurde, überall in Rom zu wohnen, und nicht minder das Recht, Gewerbe und Handwerke zu treiben. Der Ghetto ist also als Zwinger aufgehoben, doch besteht er factisch fort als das traurigste Quartier Roms, ein Winkel des Schmuzes und der Armut, und nicht leicht macht der Jude von seinem Recht Gebrauch, in die Mitte der Stadt zu ziehen, weil, wie man mir sagte, was nun das Gesetz freistellt, doch durch das unausrottbare Vorurteil unendlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Als ich eines Tags (es war Sonnabend) am Brunnen der Navona stand, kamen festlich gekleidete Judenfrauen herzu, und betrachteten das Brunnenwerk. Ein römisches Weib beschaute sie mit Verachtung, und sagte darauf zu mir: „Seht, seht, sie sind jetzt wie wir Christen."

Die politische Reform des Jahrs 1847 bezeichnet also das Ende jener Sklaverei der Juden Roms, welche so viele Jahrhunderte hindurch gedauert hat; so wenigstens hoffen wir, daß die Macht der öffentlichen Meinung sich stärker zeigen werde als ein willkürliches Vorurteil, wenn es sich in späterer Zeit erneuern sollte, und daß die geringen Freiheiten, welche nunmehr die Hebräer errungen haben, sich auch so weit ausdehnen werden, daß ihnen ein ungeschmälerter Anteil an allen Gütern der Cultur und der Civilisation gegeben werde. Die Aussichten stehen freilich in der Ferne, aber sie sind näher gerückt.

Gegenwärtig berechnet man die Gesammtzahl der Ghettobevölkerung auf 3800 Menschen, eine unverhält-

nißmäßig große Menge, überblickt man den kleinen Raum des Ghetto, welcher an Flächenausdehnung weniger beträgt als der fünfte Teil irgend eines Städtchens von 3000 Seelen. Die ganze Judenschaft (Università degli Ebrei) steht unter der obersten Congregation der Inquisition, und ihr Specialmagistrat für alle civilen und criminellen Vorkommenheiten ist das Cardinalvicariat. Das Tribunal, welches sie richtet, besteht aus dem Cardinalvicar, aus dem Prelato Vicegerente, dem Prelato Luogotenente Civile und dem Criminallieutenant. In polizeilichen Angelegenheiten übt die örtliche Polizeimagistratur der Präsident der Region von Sant Angelo und Campitelli. Die jüdische Gemeinschaft selbst hat das Recht, ihre innere Ordnung durch drei sogenannte Fattori del Ghetto zu regeln, welche auf ein halbes Jahr gewählt werden. Diese sorgen für Erhaltung der Straßenordnung, für Erleuchtung und Brunnen, verteilen die Abgaben auf die Einzelnen, taxiren sie nach dem Vermögen, handhaben Krankenpflege, Almosenspende und dergleichen. Im Ganzen beträgt die jährliche Abgabe des Ghetto an den Staat und an verschiedene religiöse Körperschaften gegen 13,000 Francs.

Wir haben die Geschichte der Juden in Rom zu Ende geführt, doch soll sich damit diese Betrachtung noch nicht schließen. Denn aus eigener Anschauung wollen wir nun den römischen Ghetto in seinem gegenwärtigen Zustand kennen lernen.

Man gelangt zu ihm entweder von der Stadt her am Marcellustheater und der Octavia-Halle durch die Straße Savelli, oder von Trastevere über die Tiber-

insel und die Brücke Quattro Capi. Von ihr übersieht man das originellste Bild des antiken und mittelalterlichen Rom, ein Gemälde, das fremdartig und hinreißend ist, wie kaum ein zweites in dieser Stadt der Erinnerungen. Dort sieht man das malerische Trastevere mit seinen alten Architekturen und zersplitterten Türmen, sieht über dem Fluß die Bogen des Ponte rotto und darüber den schönen Vestatempel, den alten Turm der Santa Maria in Cosmedin, die riesigen Trümmer der Kaiserpaläste mit ihren schwarzen Cypressen, und in der Ferne die Gipfel des Albanergebirgs; vor sich aber die Häuserreihe des Ghetto, turmartige Massen, bizarr gebaut, mit vielen Blumenscherben an den Fenstern und zahllosem, an die Wände gehängtem Hausrat, der Reihe nach aus dem Fluß aufsteigend, dessen trübe Wellen an den Mauern hinrollen. Mit wenigen Schritten ist man von der Brücke in den Ghetto getreten, der sich tief absenkt.

Als ich ihn zum ersten mal besuchte, war der Tiberfluß gerade ausgetreten und seine gelbe Flut strömte durch die Fiumara, die unterste Ghettostraße, deren Häuserfundamente unmittelbar als Quai den Strom einfassen; es strömte der Fluß auch am Bogen der Octavia, und das Wasser bedeckte die untern Räume der am tiefsten stehenden Häuser. Welch ein melancholischer Anblick, das elende Judenviertel in den trüben Tiberfluten versunken zu sehen! Alljährlich muß Israel in Rom die Sündflut an sich erleben, und der Ghetto schwimmt in den Wellen wie die Arche Noah mit Menschen und Gethier. Es steigt die Not, wenn der Tiber,

vom Schnee der Berge und der Regenflut schwellend, noch durch den Westwind vom Meer zurückgetrieben überströmt; dann flüchtet sich, was zu unterst wohnt, in die obern Stocke, welche sich unerträglich anfüllen und von erstickender Atmosphäre sich durchpesten. Das Unglück ist größer, weil Nahrung und Erwerb stockt und die Flut verwüstet, was nicht rettbar ist. Man zeigte mir im Ghetto die Marke, welche den Wasserstand während der Ueberschwemmung des Jahrs 1846 bemerkt; die Flut hatte damals alle untern Zimmer bis zur Decke angefüllt. Im verwichnen Herbst und in diesem Frühjahr war der Tiber nur für kurze Zeit ausgetreten, doch dünkte mich auch diese Not höchst empfindlich, und ihre Folge äußerst traurig bei so großer Enge und so großer Armut. Gleichwol soll die Sterblichkeit während des Cholerajahrs 1837 im Ghetto nur gering gewesen sein; mißt man sie nach den Leichensteinen der Juden, so erscheint die Zahl ihrer Todten sehr klein. Diese weißen Steine mit ihren Inschriften stehen vereinzelt und wie ein ärmliches Häuflein von Verstoßenen beisammen, auf einer classischen Stelle Roms, in einem Winkel des alten Circus maximus, mitten im wilden Gras und unter giftblumigem Schierling. Denn dort, in der ältesten, von Tarquinius Priscus gebauten Rennbahn Roms, liegt heute der Judenkirchhof, Orto degli Ebrei genannt. So wandeln sich die Zeiten!

Gibt es nicht eine wunderbare Ironie, welche auch das Oertliche in die Physiognomie von Menschen oder Dingen hineinzieht, daß sie von jenem wie von einer charakteristischen Luft umgeben werden? Ich habe dieses

Gesetz zu oft wahrgenommen, als daß ich es nicht aussprechen sollte. So fiel mir auch die Physiognomie der Ghettoumgebung als eine solche auf, welche die Atmosphäre mit traurigen Vorstellungen durchdringt. Ich meine nicht einmal jenen judengeschichtlichen Porticus der Octavia, der nun verfallen im Kot starrt, den schwarzen Trümmerbogen öffnend auf die stinkende Pescaria, den ganz engen dunkeln Fischmarkt, wo auf steinernen Platten Fische aufliegen, Judenfastenspeise; noch meine ich die schwarzen Reste vom Theater des Marcellus, in dessen Trümmer die Savelli, einst weit ins Land hin schreckende Raubritter, ihren Palast gebaut haben, und wo in Kerkern mancher Unglückliche endete; auch nicht die Erinnerung an Cola di Rienzo. Lesen wir nun den Namen dort auf der an den Judenplatz hart anstoßenden Piazza: „Platz des Weinens", so heißt er von der Kirche Santa Maria del Pianto; ein passender Name, ins Ghettoviertel zu dem jeremiadischen Volk zu geleiten, dem das Klagelied Nationaleigenschaft ist, und nie hat wol ein Volk mehr geweint als diese Juden hier in Rom. Am Platz der Tränen steht ein alter Palast zwischen zwei Kirchen. Auf der einen sagt die Inschrift, daß sie der Maria des Weinens geweiht sei, auf der andern steht der grausenerregende Name des Erbauers, Francesco Cenci. Es ist der Palast der Cenci — hier erfaßt den Betrachter Grauen, gedenkt er der schönen Beatrice Cenci, des Francesco unglückseliger Tochter, der Mörderin eines ungeheuerlichen Vaters. Der Palast blickt über den Judenplatz hinweg gerade auf die Synagoge, in der an

Festtagen die Psalmen und die Klagelieder der Hebräer sich hören lassen.

Noch mehr — in diesem Palast wohnt der Maler Overbeck; freilich die Ironie ist wunderbar. Sie nötigte mir ein Lächeln ab, als ich in das Atelier trat, welches stille Menschen still betreten wie ein Allerheiligstes, und wo ein blasser Mann mit langem gescheitelten Haar, liebenswürdig, sanft, kaum hörbar, nicht sprechend, sondern leise Worte aushauchend, die Heiligenbilder auf den Staffeln erklärt. Auch diese sind still und tonlos; ein entschlafener Joseph in den Armen des Heilands, eine schattenhafte weinende Madonna, ein Christus, den Verfolgern entschwebend und auf luftige Wolken tretend, geflügelte Kinderengelköpfe, leiblos; entleibte Menschen, entleibte Kunst, Rede ohne Worte, Bilder ohne Farbe, die Madonna dolorosa, die Passion an der Wand, das Trauerspiel Cenci, drüben der überschwemmte Ghetto, hier die heilige Maria vom Weinen, mitten inne der Beato Angelico der modernen Malerei.

Ich wollte sagen, daß in diesem Palast Cenci, wenige Schritte vom Ghetto und von der Judensynagoge, Overbeck wohnt und seine christlichen Bilder malt wie gleichsam unter der Inspiration des Geistes Jehovah's und der Propheten. Es ist also hier beisammen, wie sich gebührt, Altes Testament und Neues Testament, und wenn ich zwischen dem Cencipalast und der Judensynagoge stehe, so ist es mir immer, als liege beides vor mir aufgeschlagen: Alter Bund und Neuer Bund, Judentum und Christentum.

Vor dem Jahre 1847 trennte noch eine hohe Mauer den Platz Cenci von jenem der Juden, welcher auch Piazza delle Scuole heißt. Hier befand sich das Haupttor des Ghetto; Mauer und Tor sind nun niedergerissen, und der Schutt liegt noch zum Teil umher.

Gehen wir nun in eine der Ghettostraßen selbst hinein, so finden wir Israel vor seinen Hütten in voller rastloser Arbeit und im Mühsal begraben. Sie sitzen in den Thüren oder draußen auf der Gasse, die kaum mehr Licht gewährt als die feuchte und dumpfige Kammer, und wusten im Plunderkram oder nähen und flicken emsiglich. Es ist nicht zu sagen, welches Chaos von Flicken und Lappen (Cenci genannt im Italienischen) hier zusammengehäuft ist. Die ganze Welt scheint als Judenplunder in zahllosen Fetzen und Lappen zerzupft und zerrissen umherzuliegen. Haufenhoch liegen die Lappalien vor den Thüren, und jeglicher Art und Farbe, goldiges Franzengeflitter, Stückchen Seidenbrocat, Sammetläppchen, rothe Flickchen, blaue Fetzchen, orange, gelbe, schwarze, weiße, alte, zerschlissene, zerfaserte, abgeriebene Stücke und Stückchen. Ich habe nimmer ähnlichen Plunder gesehen. Die Juden könnten damit die ganze Schöpfung ausflicken und die ganze Erde so bunt belappen, wie ein Arlechino bunt ist. Sie sitzen nun davor und wühlen in dem Meer von Flicken, als suchten sie nach Schätzen, wenigstens nach einem versunkenen Goldbrocätchen. Denn sie sind so gut römische Altertumsforscher als alle Jene in Rom, welche den Schutt durchwühlen, um einen Säulenstumpf, ein

Stück Relief, eine alte Inschrift, eine Münze und dergleichen Plunder ans Tageslicht zu fördern. Jener hebräische Winckelmann im Ghetto legt mit einem gewissen Stolz seine Lappen zum Verkauf aus wie der Händler mit Marmortrümmern. Dieser pralt mit einem Stück Giallo antico — dagegen kann der Jude einen vortrefflichen Lappen gelber Seide halten; Porphyr — hier ist vortrefflich gemustertes Flickchen von tiefrotem Damast. Verde antico — hier ist ein schönes grünes Sammetflickchen von ausgesuchtester Antike. Und so gibt es weder Jaspis noch Alabaster, noch schwarzen und weißen Marmor oder Breccia, wogegen nicht der Antiquar des Ghetto seine Altertümer stellen könnte. Die Geschichte sämmtlicher Moden von Herodes dem Großen bis auf den Erfinder des Paletots und sämmtlicher Trachten der vornehmen wie der bürgerlichen Welt läßt sich aus diesen Lappen durch geistreiche Hypothesen kritisch herausstellen, und manche Flicken sind wahrscheinlich historisch und einst getragen worden von Romulus, von Scipio Africanus, Hannibal, Cornelia, Augustus, von Karl dem Großen, Perikles, Kleopatra, Barbarossa, von Gregor VII., Columbus u. s. w.

Es sitzen nun die Töchter Zions auf diesen Lappen und nähen, was nähbar ist. Groß ist ihre Kunst, so rühmt man, im Sticken, Stopfen, Vernähen, und man sagt, daß es keinen noch so fürchterlichen Riß in irgend einer Draperie oder Gewandung gebe, welchen diese Arachnen nicht unsichtbar und spurlos zu machen wüßten. In der Fiumara zumeist, der untersten, am Fluß gelege-

nen Gasse, und in den Winkelgassen, von denen eine delle Azzimelle, d. h. der ungesäuerten Brote, genannt wird, treibt man diese Plundergeschäfte. Ich sah ihnen manchmal mit peinlichem Gefühl zu, wenn sie, bleiche und verkommene Menschen, in sich gebeugt, mit der Nadel emsig arbeiteten — Männer so gut als Weiber, Mädchen und Kinder. Das Elend starrt gesträubt aus dem wirren Haar und klagt aus dem braungelben Angesicht, und keine Schönheit der Gesichtszüge erinnert an Rahel und Lea, oder Mirjam; nur bisweilen begegnet der Blick einem tief versunkenen, schwarzen, blitzenden Auge, das von der Nadel und dem Lappen aufblickt, als wollte es sagen: „Es ist von der Tochter Zion aller Schmuck dahin. Die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weint des Nachts, daß ihr die Tränen über die Backen laufen; es ist Niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste; alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde geworden. Juda ist gefangen im Elend und schweren Dienst, sie wohnt unter den Heiden und findet keine Ruhe; alle ihre Verfolger halten sie übel. Wie hat der Herr die Tochter Zion mit seinem Zorn überschüttet!"

Doch es ist nicht der Zweck dieser Blätter, Ghettomysterien des Elends auszumalen und jene dunkle Lebensweise der Dürftigen in ihren von Menschen überfüllten Kammern zu beschauen; findet man doch allerwegen in den größten Städten der Erde und unter den civilisirtesten Nationen Europas ein gleiches, wenn nicht ein größeres Jammerleben. Auch soll man nicht

glauben, daß der Ghetto Roms, was Straßen und Wohnungen betrifft, an sich elender sei als ähnliche Viertel der Armut in vielen andern Städten der Welt. Lieber sage ich, daß die Juden Roms reich sind an Menschlichkeit unter sich, daß der wolhabende dem elenden gern hilft, daß der aufopfernde Familiengeist, das dauernde Erbe Israels, nirgends so mächtig und so wolthätig sich zeigen möchte als dort, und daß es Thatsache ist, wie diese nüchternen und fleißigen Menschen selten um Verbrechen willen gestraft werden. Was den Betrachter des Ghetto am meisten schreckt, ist die Enge und der Schmuz dieser gewinkelten Gassen und Gäßchen, deren Häuser hoch und schmal sich heraufstrecken. Es sitzen darin die Judenfamilien wie in einem römischen Columbarium übereinander geschichtet; und auffallend ist gerade hier in Rom eine solche Beengung menschlicher Wohnungen, in einer Stadt, die, in weiter Ebene hingebreitet, selbst charakteristisch ist durch ungeheuere Räume, durch große und erhabene Dimensionen in den Architekturen, und durch Paläste, welche, kolossal wie sie sind, zum Teil öde stehen, und von denen vielleicht einer genügte, die halbe Ghettojudenschaft bestens zu behausen. In herrlichen Sälen wohnt das steinerne Volk der Statuen unter kühlen Springbrunnen. Die marmornen Reste des Altertums sind bis auf die kleinsten Trümmer königlich logirt, die einzigen lebenden Reste des alten Rom, Menschen mit Vieles duldenden Herzen, wohnen in dem elendesten Schmuze.

Glücklicher sind die Juden, welche den obern Teil

des Ghetto bewohnen, zumal die Via Rua. Diese breitere Straße mit wohnlicheren Gebäuden ist gleichsam der Corso des Judenviertels; denn auch bei gleichem Loose vor dem politischen Gesetz und selbst in der Sklaverei macht der Mensch das Recht der Ungleichheit geltend. In der Via Rua wohnen die Juden, welche das beste Document Gazzagà in der Tasche haben, selbst Häuser besitzen und vermögend sind. Hier findet man Kaufläden mit Tuchwaaren von dem gröbsten Zeuge bis zu den kostbarsten Stoffen. Es gibt auch wolhabende Juden; werden sie reich, so ziehen sie, wie man mir sagte, gern nach Toscana. Es ist auffallend, daß echt jüdische Namen nirgends zu lesen sind. Die Juden Roms nennen sich meist nach italienischen Städten, wie Asdrubale Volterra, Samuele Fiano, Pontecorvo, Gonzaga, und es ist komisch genug, sie solche stolz und fürstlich klingende Namen führen zu sehen. Auch ihre Sprache ist römisch; nur selten hörte ich Juden unter sich hebräisch reden; ihre Tracht unterscheidet sich nicht von der des römischen Volks, und selbst an ihrem Fest bemerkte ich kein einziges orientalisches Costüm.

Ein Fest im Ghetto — fast eine Ironie, wenn man Geschichte wie Lage der Judengemeinde überdenkt; ein solches Schauspiel dürfte gerade in Rom lockend sein, wo ein Fest das andere drängt, und wo ein schauprangender Tag den ermüdeten Fremden dem andern Festtage zuführt, der seiner schon wartet. Wenn auf den Straßen Roms diese großartigen Triumphfeste einherziehen und alle Welt bewundernd und fröhlich sie

mitgenießt, und wenn das Geld mit vollen Händen von dem Ueberfluß ausgegeben wird; wenn alle diese Plätze und Straßen in Blumen und Teppichen, oder im Glanz der Lichter stralen und von Carrossen und Fußgängern wimmeln, dann sitzt dunkel, anteillos und festlos Israel in seinem Ghetto und näht im Schweiße seines Angesichts an den Lumpen, die vor seiner Thüre liegen.

Nun aber kommen auch seine Feste. Der arme Hausirer legt seinen Plunder beiseite, zieht sein bestes Kleid an und erhebt seine gebeugte Gestalt. Und gerade hier, so glaube ich, ist die tiefste Poesie des Fests und sein höchster Sinn zu finden, weil der festliche Mensch aus den Sklavenbanden der Alltagsarbeit und aus dem staubigen Elend sich erheben und zu einem idealen Menschen verwandeln soll, der nicht seiner engen Kammer noch seinem dumpfen Nahrungsgeschäft, sondern dem Universum angehört. Dies seltsame Volk kommt dann festlich zusammen, und wo sie nur sitzen mögen, in welchem fernen und feindlichen Winkel der Erde es sei, schauen sie sich als das alte Volk Israel an, als Abraham's und Jakob's Kinder und als die Blüte der Menschheit, welche Gottes eigene Hand mitten in die Welt gepflanzt hat. Ich wohnte dem Passahfest im Ghetto bei. Zufällig kam ich zu der Kunde von dem Tage, weil ich den Ghetto durchwandernd vor jeder Thüre blankgescheuerte Kessel und an jedem Brunnen die Gefäße reinigen sah. Man sagte mir, es geschehe um des Osterfestes willen, das in einigen Tagen gefeiert werden solle. Das Osterfest der Juden gilt dem

Andenken an die Auswanderung aus dem Aegypterland. Dem wundersamen Volk ist es ideelles Freiheitsfest und ein tröstlich-prophetisches, zumal in Ghettogefangenschaft.

Nach den großen kirchlichen Feierlichkeiten der Char- und Osterwoche in Sanct Peter und in der Sixtinischen Kapelle, die im Verein so großer Werke und so großer Kräfte die allerhöchste Production des christlichen Cultus sind, ist es ungemein anziehend, in jenem dunkeln Ghettowinkel einer Osterceremonie beizuwohnen und hier die uralten, kaum veränderten Grundlagen für jenen katholischen Cultus Roms aufzufinden. Es sind die Wurzeln dieses Cultus, und je prachtvoller der Baum sich entfaltet hat, desto tiefer begräbt sich seine Wurzel in die Nacht. Das Fest ward in der Synagoge gefeiert.

Ich sagte schon, daß die Synagoge der Juden Roms dem Palast Cenci gegenüber liegt; sie vereinigt fünf Schulen in einem Hause, die Scuola del Tempio, Catalana, Castigliana, Siciliana und die Scuola nuova, woraus man erkennen wird, daß der römische Ghetto in fünf Sprengel oder Parochien zerfällt, von denen jede eine besondere Art darstellt, je nach der vorherrschenden Nationalität der Juden, deren Väter entweder seit Altersher römisch-jüdisch gewesen sind, oder von Spanien und Sicilien hergeleitet werden. Man sagte mir, daß der Sprengel del Tempio behaupte, vor allen andern Hebräern von den Juden vor Titus abzustammen. Jede Synagoge hat ihre Schule, in welcher die Kinder notdürftig lesen, schreiben und

rechnen lernen, Wissenschaften aber nicht gelehrt werden, und eine jede hat ihr Allerheiligstes, worin der Pentateuch aufbewahrt wird.

Ich sah diese Tempelsäle am Osterfest. Der Ghetto hat sich hier Gold und Silber abgerungen, um ein mosaisches Haus auszustatten. Schon von außen verrät sich das Synagogengebäude nicht allein durch Inschriften, sondern durch seinen vereinzelten Baustil. Die Juden haben ihr Gotteshaus gleichsam verstolen und nächtlicherweile ausgeziert, in Rom, wo die Tempel und Kirchen in unübersehbarer Pracht sich ausdehnen. Es scheint, als hätten sie aus der Fülle des römischen Marmors ein paar Säulenstümpfe, ein paar Capitäler und einige Marmorstücke geraubt, um sie in ihr Heiligtum in aller Stille einzufügen. Das kleine Frontispice in der Mitte des Synagogengebäudes ist mit korinthischen Pfeilern geschmückt und lehrt, daß auch in den Ghetto der römische Baustil eingedrungen ist. Auf dem Friese prangt in Stuck das Abbild des siebenarmigen Leuchters, die Harfe David's und die Zither Mirjam's.

Ein Schriftgelehrter hatte mich auf den Abend in den Tempelsaal eingeladen, wo, wie er sagte, die Vesper würde gesungen werden und ich ein vortrefflich ausgeführtes Oratorium würde zu hören bekommen. Am Abend drängte sich demnach das Judenvolk vor dem Eingang der Synagoge. Auch Römer, selbst einige Priester waren unter der Menge zu bemerken. Wol eine halbe Stunde ließ man warten, ehe aufgethan wurde, und es freute mich nicht wenig zu warten und

warten zu sehen, weil mich dies als ein Zeichen der Souveränetät ergötzte, geübt einmal auch von einer unterdrückten und verachteten Menschensekte. Als nun die Thüren sich aufthaten, stieg man über enge Stiegen in den Tempelsaal. Ich sah die stattliche Judensynagoge Livornos, die reichste vielleicht in der Welt; doch erschien sie mir bei weitem weniger merkwürdig als diese Tempelzimmer des römischen Ghetto. Das Haus in Livorno ist groß, vornehm und nüchtern; die Tempelzimmer in Rom sind klein, ganz alt, höchst malerisch, bizarr und fremdländisch. Durchaus in der Weise der katholischen Kirchen Roms, wenn Feste in ihnen gehalten werden, hatte man die Wände der Zimmer mit roten und in Gold gestickten Tapeten behängt, die Pfeiler mit Damast überzogen. Häufig las man Sprüche aus dem Alten Testament darauf gestickt. Die Decke ist nach Art der römischen Basiliken gefeldert, doch nur mit gemalten Cassettoni geziert. Ringsum trägt der Fries in Stuck gearbeitete Reliefs, welche den Tempel und alle auf den Cultus bezüglichen Geräte darstellen, und verwundersam sind sie gerade hier in Rom zu sehen, wo man ihrer einige auf dem Titusbogen dargestellt findet. Man sieht den Tempel Salomo's kunstvoll abgebildet mit allen seinen Toren, Seitenhallen und Altären, das eherne Meer, die heilige Lade mit den Cherubim, Priestergewänder und die Priestertiara, Urbilder der bischöflichen und päpstlichen Costüme. Man sieht aller Art Tempelgeräte, Töpfe, Schüsseln und Schaufeln, Becken, Löffel und Pfannen und Gestüle; endlich sämmtliche musikalische Instrumente, Pauken

Tambourins, Harfen, Zithern, Flöten, die Jubeljahrstrompeten, die Sackpfeife, Cymbeln, auch das Sistrum der ägyptischen Isis, wie man es so oft auf Isisbildwerken im Vatican bemerkt. Mit diesen Erinnerungen an den Tempel Jerusalems hat sich hier die Phantasie des Juden umgeben.

In der nördlichen Wand fällt ein rundes Fenster in die Augen, welches in zwölf Felder verschiedener Farbe getheilt ist; dies Symbol stellt die Stämme Israels dar und ist das Bild der Urim und Thummim, jenes aus köstlichen Steinen zusammengesetzten Schmucks, den der Hohepriester auf der Brust zu tragen pflegte. Westwärts steht der runde Chor, ein hölzernes Pult für Vorsänger und Sänger; auf ihm der silberne Tempelleuchter und andere verwunderliche Gefäße von Silber, die auf den Pentateuch als Schmuck gelegt werden. Gegenüber steht an der östlichen Wand das Allerheiligste, ein kleines Tempelfrontispice mit herausragenden Stangen (als für das Tragen der Bundeslade bestimmt), auf korinthischen Säulen ruhend. Der Vorhang bedeckt dasselbe; auf ihm sind in Goldstickerei Sprüche zu lesen und allerlei Werk von Rosen und von zierlichen Arabesken nach Weise des Tempels Salomonis. Die Spitze des Ganzen krönt der silberne siebenarmige Leuchter. In diesem Allerheiligsten liegt der Pentateuch verschlossen, eine große Pergamentrolle. Er wird in Procession durch den Saal getragen und von dem Pult nach allen vier Weltgegenden gezeigt, wobei die Juden die Arme erheben und ein Geschrei ausstoßen. Dies ist gleichsam die Monstranz und

Hostie der Juden. Es ist der gewaltigste Gott der Erde, welcher noch heute die Welt gefesselt hält, der Gott, welcher nicht das Wort ist, sondern der „Buchstab", ein fürchterlicher, positiver, unverrückbarer Gott der Knechtschaft. Das Judentum ist die positivste aller Religionen, darum dauert es noch heute. Den luxuriösen Formen und phantasiereichen Ceremonien der katholischen Kirche gegenüber erscheint dieser starre, bildlose, phantasielose und gestaltenbaare Jehovahdienst bewundernswürdig in seiner absoluten Einfachheit und furchterregend erhaben in der nüchternen Despotie des Gesetzes, welches beides schonungslos verschlingt — den Menschengeist wie die Natur.

Bedeckten Hauptes, Hut oder Mütze auf dem Kopf, sitzen die Juden in ihrem Tempel wie Pairs vor ihrem Gott, oder als wären sie auf der Börse; und ziemliche Ungenirtheit herrscht beim Singen und Beten, da Jeder singt, wann er will, oder mit seinem Nachbar plaudert. Der Vorsänger sitzt dabei auf dem Chor. Mir fiel die Hast auf, womit alle diese Gebete abgesungen oder abgemurmelt wurden. Die Frauen sitzen in einer obern Galerie, hinter einem Gitter, gleichsam im Harem, und sind nicht sichtbar.

In einem zweiten Saal wurde die Vesper gesungen. Auch er war auf das beste decorirt und flimmerte reichlich von Lampen. Nicht platt gedeckt wie der erste, erhob er sich vielmehr stockweise übereinander in einer bizarren Kuppelform. Auf dem Chor saßen die Sänger hinter dem Vorsänger. Dieser trug einen schwarzen Talar, ein hohes schwarzes Priesterbaret,

von welchem ein weißer Schleier zu beiden Seiten herabfiel. Die Einfachheit des Ornates fiel mir auf, gedachte ich des alten jüdischen Priestercostüms, dessen wunderbare Pracht noch das päpstliche Costüm erhalten hat. Denn der Hohepriester im Tempel Jerusalems muß an herrlicher Gewandung den Papst noch übertroffen haben. Er war, so oft er das Allerheiligste betrat, also gekleidet: gehüllt in einen linnenen Rock, über welchen ein hyacinthblaues gefranztes Oberkleid herabwallte. Goldene Glöckchen hingen abwechselnd mit Granatäpfeln an den Franzen. Eine Binde von fünf Gürteln aus Gold, Purpur, Hyacinth, Scharlach und Byssus befestigte das Oberkleid. Eine Schulterbekleidung in denselben Farben, doch reich an Gold, von schildförmigen goldenen Spangen mit Sardonychen geschlossen, kam dazu, ferner die Urim und Thummim aus zwölf köstlichen Steinen. Auf dem Haupte trug er die Tiara aus Byssus, mit Hyacinth durchwoben, um die Tiara lief ein goldener Kranz mit den Schriftzeichen „Jehovah". So beschreibt Josephus das Costüm des Hohenpriesters, und man sieht wol, daß er stattlich genug muß ausgesehen haben.

Die Chorsänger sangen die Vesper ganz vortrefflich, während der Vorbeter pausenweise betete und das Gesicht in den Schleier barg, bitterliches Weinen ausdrückend. Die Gesänge waren harmonisch, doch nicht von altem Gepräge, sondern vielmehr modern und im Stil der Oratorien. Schöne Knabenstimmen, prächtige Bässe — und so war denn auch in dieser Vesper im Ghetto der Einfluß Roms zu erkennen, und auch das

Judenvolk hatte sein Miserere aufzuweisen. Nicht wenig fühlten sich diese armen Menschen erhoben und glücklich, daß auch sie in ihrem Winkel eine Kunstproduction zu leisten vermochten. Gespendetes Lob wurde mit sichtbarer Freude aufgenommen; der Gast, neben den sich ein jüdischer Jüngling gestellt hatte, hörte mit Vergnügen, wie sein reichlich ausgesprochenes Lob von diesem weiter gesagt wurde. „Was hat er gesagt? Er hat gesagt: «Herrlich ausgeführt, ben bene, eccellentissime, ihr habt eine Sixtinische Kapelle.»"

Doch hier brechen wir ab. Es wollten diese Blätter dazu beitragen, irgend einen Kundigen zu einer ausführlichen Darstellung der Geschichte der Juden Roms anzuregen. Dieses Stück römischen Altertums ist schreibenswerter als manche unfruchtbare Untersuchung über Antiquitäten. Die Entwickelung des römischen Christentums von der ältesten Zeit her begleitend, möchte eine Geschichte des Ghetto wol geeignet sein, einen Teil der Geschichte der Civilisation überhaupt zu vervollständigen.

Den Verfasser dieser Abhandlung reizte sie zu schreiben nicht die bürgerliche Judenfrage, vielmehr allein die Grellheit des Gegensatzes zwischen dem historischen Christentum und dem historischen Judentum hier in Rom. Der Charakter dieser Stadt der Städte, wie er sich dem heutigen Beobachter darstellt, trägt das Gepräge der drei großen Culturperioden des menschlichen Geschlechts, des Judentums, des Antiken und des Christentums. Man kann sie kaum mehr scheiden, so sehr sind sie ineinandergewachsen, und so sehr hat

der christliche Cultus das Jüdische und das Antike in sich vereinigt. Von den Anschauungen des Altertums nicht zu sprechen, so durchwandere man doch Rom und seine Herrlichkeiten: überall springt in die Augen Geist und Gestalt des Hebräertums, selbst auf den Gipfeln der christlichen Kunst. Ist es die Sculptur, so ist mit das Höchste, was christliches Genie in Marmor schuf: der Moses des Michel Angelo auf dem Grabmal des Papsts Julius II. Ist es die Malerei: Stanzen und Loggien des Rafael, die Kapelle des Sixtus und so Ungezähltes sind voll von Darstellungen des Testaments der Juden. Ist es die Musik: was als Höchstes und als Tiefstes der Musik in der Charwoche gesungen wird, die Lamentationen und das Miserere, sie sind die Klagelieder Jeremiä und die Psalmen der Juden. Und von diesem Volk, welchem das Schicksal die Urkunden der Menschheit anvertraute und dem das Christentum gleichsam von seinem Eigentum hinweggenommen hat, lebt hier im Ghettowinkel einer der ältesten und historisch merkwürdigsten Reste, an welchem die Geschichte seine große tragische Ironie vollzogen hat.

Doch hat auch dieses also verachtete Volk seine eigene Ironie an der politischen Welt vollzogen, indem es zu allen andern Symbolen seiner Religion noch ein anderes mächtiges in die politische Geschichte hineingesetzt hat — ich meine das goldene Kalb, um welches die anleihebegehrende Welt tanzt, wie das geweissagt, geschrieben und dargestellt ist in den Büchern Mosis, des Propheten.

Idyllen vom Lateinischen Ufer.

1854.

Das lateinische Meeresufer liegt nur fünf Stunden von Rom entfernt; drei mal in der Woche fährt ein Omnibus Gäste dahin, welche sich einige Tage in Porto d'Anzio, oder in Nettuno vergnügen wollen, oder solche, die dort Bäder nehmen, oder sich nach Neapel einschiffen. Wie zu den Zeiten der Kaiser sind noch heute jene Ufer Vergnügungsorte der Römer, und es gehört zum römischen Leben, einmal nach Antium zu fahren, wie nach Frascati, Tivoli und Albano, um für eine Zeit Rom zu vergessen. Denn selbst die herrlichste Stadt der Erde kann ermüden.

Ich fühlte das recht gegen Ende des Frühjahrs 1854, nachdem der Scirocco, der Plagegeist Roms, fast acht Wochen lang auf der Stadt gelegen hatte, und als ich nun am 24. Juni früh um 5 Uhr aus der Stadt mich aufmachte, genoß ich des heitersten Gefühls der Befreiung. Es war ein sonniger Morgen, das Volk schon auf den Straßen; Blumen in den Händen, zogen sie nach dem Lateran, wo der schöne Platz einem Blumenmarkte glich. Denn heute war das Fest Sanct Johann, eins der lebhaftesten Roms.

Draußen aber auf der Campagna wehte die weichste Luft über die schimmernde Grasebene und die jüngst gesichelten Weizenfelder, welche dieses Jahr zwanzigfältig getragen haben.

Die Fahrt geht fünf Stunden lang meerwärts unterhalb des Albanergebirges hin. In Fontana di Papa wird gehalten. Dies ist eine einsame Schenke zwischen Weinbergen, und heißt so von einem von Innocenz XII. angelegten Brunnen. Auch pflegt der Papst dort zu rasten, wenn er im Monat Mai an den lateinischen Strand zieht, in seiner Villa zu Porto d'Anzio die Meereskühle zu genießen.

Da herrscht nun das bunteste Leben. Man sitzt an den Tischen umher und verspeist Maccaroni oder vortreffliche Eierkuchen und trinkt den schlechtesten Wein dazu. Alle Augenblicke kommt eine Carrosse oder ein Reiter, ein Trupp Sbirren, welcher den Wald durchstreift hat, und von denen der eine sich laut rühmt, gestern einen Räuber erschossen zu haben. Eben langt von Anzio ein Zug Galeerensklaven an; sie sitzen paarweise gefesselt auf einem Karren, mitunter schöne junge Leute, sauber gekleidet, mit neuem Strohhut, weißem Hemdkragen und flatterndem seidenen Halstuch, denn diese Galeoten werden in Rom losgesprochen. Man bringt ihnen Wein und Cigarren, die Sbirren stehen mit geschultertem Gewehr neben ihnen und lassen sich gleichfalls einschenken. Dies sind Scenen aus Fontana di Papa.

Nun geht es zwei Stunden lang durch den Buschwald fort, welcher die pontinischen Sümpfe bis gegen

Terracina begleitet, meerentlang die Küste bedeckt, und bevölkert wird vom Eber, vom Stachelschwein, vom Büffel und Stier, vom Fieber und vom Räuber, der aus dem Wald auf die Appische Straße streift, den Reisenden bei Cisterna oder bei Forappio, oder unter dem Felsen von Terracina auszuplündern.

Endlich blitzte das Meer auf, entzückend sonnig, blau und still, und wir grüßten Alle freudig die azurnen Wellen von Antium, jener alten Volskerstadt, wo der verbannte Coriolan seinen Tod gefunden, und auf dessen Küste einst das weltberühmte Kunstwerk, der Gipfel aller auf uns gekommenen Sculptur, in seiner Tempelnische stand, der Apoll vom Belvedere.

Nun sind es neun Jahre, daß mich jeden Sommer das Meer erquickt hat. Die schönsten Stunden meines Lebens und die heitersten Wanderungen sind an Meeresstrand und Welle mir geknüpft gewesen. Unzählige Bilder und Erinnerungen tauchten mir nun bei jenem ersehnten Anblick des Lateinermeers wieder auf. Aber indem hell und heller vor meine Phantasie traten die elysischen Küsten von Corsica und von Campanien, die schönen Golfe von Palermo und Cefalù, von Syrakus und vom Aetnastrand, stimmte mich der Anblick der lateinischen Küste ganz herab. An jenen Meeren standen gar zu herrlich Felsenufer und Vorgebirge in den edelsten Formen, dort erhoben sich Klöster und Städte kühn und frei auf den Uferbergen, und Oelbäume, duftige Orangengärten und feurig blühende Granaten hingen ihre Zweige fast in die Wellen nieder. Wer kann im Anblick des Meers die Zauber-

welt von Sorrento vergessen, die Gärten von Palermo oder den rebenumschlungenen, sagenvollen Strand von Aci reale am Jonischen Meer? Daß ich es also gestehe, der Eindruck dieser Ufer und des darauf stehenden kleinen Anzio machte mir Weh. So weit nur das Auge gegen Ostia hinreicht, sah ich nichts als öde Haide, ein niedriges Ufer aus Thon und Sand, eine kleine Schanze darauf und Heerden, welche weideten. Das Städtchen, ein Gemisch von Villen im römischen Palaststil, von steinernen Häusern und von strohbedeckten Campagnahütten, welche sich um einen kleinen Golf hinziehen, auf dessen Strand eine Reihe von Barken und in dessen Hafen einige Segelboote sich bemerklich machen.

In seinem Zimmer der kleinen Locanda saß ein talentvoller Landschafter an der Staffel, und frisch gemalte Seestücke an den Wänden bewiesen mir, wie reich seine Ausbeute gewesen war. Ich verschwieg ihm meine Enttäuschung nicht. Er aber zeigte zum Fenster hinaus auf das spiegelnde Meer und die blauen Volskergebirge im Hintergrund. Und kaum war der Tag vergangen, als jene leuchtenden Erinnerungen schönerer Küsten zur Ruhe kamen, und der ganz neue Zauber dieser einsamen und heimlichen Ufer von Antium mich gefangen hatte. Sie sind graziös wie der baltische Strand meiner Heimat, und wenn auch unendlich schöner und von feinerm Wesen, so doch ihm manchmal ähnlich, und mehr als ein mal habe ich an diesen gelben felsenlosen Küsten verwandter Form und Bildung ausgerufen: Das ist ja leibhaftig Neukuhren, Wangen und Sassau!

Die baltische Küste und die lateinische verhalten sich so zueinander wie ein schönes, naturfrisches Volkslied zu einer classischen Idylle des Theokrit.

Weder Poussin, noch Claude, noch Salvator Rosa würden hierher kommen, eine Meerlandschaft zu malen. Es gibt hier nichts Episches oder Heroisches von grandiosem Stil, nichts Gewagtes oder Bizarr-Phantastisches. Hier ist Alles weite, atmende, sagenvolle Ferne, Stille und Anmut, im eigentlichen Sinn Meeridylle. Weit und breit sind diese Ufer von einer durchaus lyrischen Stimmung. Nun begreife ich recht, was dieses Meer von Antium für das weltgeschichtlich bewegte Rom sein mußte. Jene Römer zur Zeit des August, des Caligula und Nero (und dieser wurde in Antium geboren) liebten es, sich aus ihrer großen Welt zu flüchten, einen müßigen Sommermonat in Antium zu verleben, wie es ja noch heute der Papst thut.

Ja, diese Meereseinsamkeit überschleicht unversehens das Gemüt! Jene feinen, sanften Uferlinien, welche in Meilenweite sich im Duft verlieren, jener weiche und schimmernde Sand, dies wolig rauschende Meer in seinem äterischen Farbenspiel, das märchenhafte Cap der Circe drüben, welches als Insel wie ein großer Saphir homerisch-sagenvoll herüberfunkelt, die fernen kleinen Ponza-Eilande, die ihre blauen Gipfel wie Blumenglocken kaum aus den Wellen erheben, hundert weiße Segel, welche kommen, gehen und dahinschwinden, der melancholische Gesang der Fischer, Flöten- und Harfenklänge — wahrlich! die ganze Welt draußen dürfte mit glühenden Bomben und Raketen beschossen werden, hier

spürte man es nimmer. In Rom konnte ich noch vor wenig Tagen die Stunde kaum erwarten, wenn die Zeitungen ins Café gebracht wurden, und über den „Monitore di Toscana“, die „Gazetta di Genova“ oder die augsburger „Allgemeine“ fiel ich daher, sobald sie sich nur zeigten. Hierher gelangt keine Zeitung; nicht einmal das „Giornale di Roma“, ein Tageblatt, das so harmlos ist wie eine Ekloge des Virgil, wird hier gehalten, und wenn man die Leute fragt: was macht Omèr Pascià, wie steht es mit dem großen Admiral Napieri, und hält sich noch Silistria? so zucken sie die Achseln und verstehn es nicht.

Wenn ich im Fenster meines Zimmers liege, vor welchem die neapolitanischen Fischer auf dem weißen Sande sitzen und die Netze ausbessern, thut sich der ganze herrliche Golf vor mir auf, und ich sehe das lieblichste Ufer vor mir bis zum Circeischen Cap. Auf der Küste erhebt sich nahe bei Anzio die edelgeformte Villa des Fürsten Borghese in einem wilden Park von Steineichen und Olivenbäumen, weiterhin Castell und Stadt Nettuno, braun und pittoresk, ins Meer gebaut, und in aller Welt berühmt durch die Schönheit der Frauen und ihre herrliche Tracht. Die Linie der Ufer wird nun immer sanfter, feiner und länger ausgezogen; an ihrem Ende steht in traumhafter Ferne ein kleines weißschimmerndes Schloß. Dies Castell breitet um Küste und Meer eine melancholische Stimmung aus, wie das Cap der Circe Homerische Poesie verbreitet. Die Augen jedes Deutschen zieht es magisch an und rührt sein Herz zur Wehmut und Trauer; denn es be-

zeichnet einen der größten Abschnitte in der Geschichte unsers Vaterlandes. Ist es doch jener einsame Turm von Astura, wo der letzte Hohenstaufe, Konradin, nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo hinüberfloh, und wo der Verräter Frangipani ihn festnahm und in die Hände des blutgierigen Karl von Anjou lieferte. An jenem Turm sank die Sonne der Hohenstaufen in das Meer. Nun blickt das Schloß Astura unablässig zu mir herüber in mein Fenster, gemahnt mich wie ein sehnsuchtsvoller Klang des fernen Vaterlandes und mehrt mir die heimatliche Stimmung, in die mich die Küste schon an sich versetzt. Es hat mir nicht Ruhe gelassen, bis ich eines Tags hinüberwanderte und sein altes Gemäuer durchsuchte, und nun kann ich die blinkenden Zinnen wieder beruhigt ansehen. Und auch dahin wollen wir gehen; denn überall streifen wir hier umher, weil uns doch die Götter diese Muße schenkten.

Als noch die römischen Herren nach dem alten Antium gingen, um dort ihre Villeggiatur zu halten, war die Stadt groß und ein blühender Hafen. Nero hatte ihn prächtig ausgebaut, und noch heute sieht man die Reste des steinernen Molo in den Wellen; sie sehen fast so aus wie die sogenannte Brücke des Caligula im Golf von Puzzuoli. Schon im frühen Mittelalter verfiel und versandete der Hafen; die Stadt selbst, den Sarazenen zur Beute überlassen, verschwand vom Erdboden, und auch heute ist Anzio nur ein Dorf zu nennen. Im Jahr 1700 hatte Innocenz XII. den Hafen erneuert, die Wege verbessert, einige Häuser und

einen Brunnen gebaut. Seitdem sind die Päpste ab und zu hierher gekommen, um in dieser Stille zu wohnen, ehe die Fieberluft aus den pontinischen Sümpfen aufsteigt. Pius IX. hat gegenwärtig die ansehnliche Villa gekauft, welche der berühmte Cardinal Alexander Albani im Jahr 1710 erbauen ließ, und wo Winckelmann manchen Tag in seiner und der Prinzessin Albani Gesellschaft zubrachte. Mit den Ausgrabungen, die der Cardinal hier veranstalten ließ, trieb er nicht allein überhaupt ein ansehnliches Geschäft, sondern er versorgte auch seine eigene Villa in Rom mit Statuen auf das reichste. Die Villa von Antium ist ein Palast im Luxusgeschmack jener Zeit, in einem großen, doch verwilderten Garten, welcher an Blumen und Zierbäumen arm ist, aber an Orangen und an Wein Ueberfluß hat. Hier kann der Papst in einer ländlichern Einsamkeit leben als in Castell Gandolfo; er muß selbst den Anblick der elenden Strohhütten ertragen, in welchen arme Fischerfamilien wohnen, und einen noch schlimmern. Denn hart am Molo liegt der Bagno, ein großes, vom Castell auf der einen und von der Kirche auf der andern Seite umschlossenes Haus, worin die Galeerensklaven bewacht werden. Sie arbeiten alle Tage auf dem Bagger, der den Hafen reinigt; aber verschämt tragen sie ihre Ketten unter den Kleidern, welche meist auch keine Abzeichen haben. Man sieht viele junge Räuber unter ihnen. Diese Galeoten lassen die Industrie von Porto d'Anzio nicht aufkommen, weil sie jedes Handwerk betreiben, dem unbescholtenen Handwerker also das Brot nehmen. Sie sammeln sich ein

Ersparniß, leben gut, wissen die Wächter zu bestechen und mancher Freude zu genießen; wenn sie entlassen werden, bleiben sie meist am Ort und heiraten ihre Liebschaft.

Ein Bagno und ein idyllischer Sommeraufenthalt des heiligen Vaters scheint wenig zusammenzustimmen; doch das ist echt römisch, denn irgend ein Widerspruch und Mißton muß sich in dem römischen Leben und mitten in der paradiesischen Natur offenbar machen. Der Papst will übrigens Antium wieder emporheben; er läßt viele Häuser bauen; er hat gesagt, er wolle den Anblick der schimpflichen Strohhütten nicht länger dulden. Auch der Hafen wird mit jedem Jahr lebhafter. Seine Lage ist so ausgezeichnet, daß er einen großen Verkehrspunkt abgeben würde, weil er näher an Neapel liegt als Ostia und Civita vecchia. Eine römische Gesellschaft hat bereits ein Dampfschiff gebaut, welches nun zwischen hier und Neapel zwei mal in der Woche fährt und mit der Post in Verbindung steht, die an diesen Tagen Reisende von Rom bringt. Man kann in 13 Stunden das schöne Neapel erreichen und zahlt den Spottpreis von 5 Scudi für die Fahrt. Dieser Verkehr zieht einiges Leben und die Anfänge der Industrie nach Anzio; und auf diese allein sind die Bewohner angewiesen, weil sie das Land fast gar nicht bauen. Es gibt hier weder Weinberge noch Olivenpflanzungen, nur Heerden weiden auf der Küste; die Lebensmittel kommen landwärts herein, Nettuno schickt Wein und täglich sogar das frische Brot, Genzano Oel und Früchte, und selbst vom Volskergebirg kommen aus Cori her Kirschen und Feigen.

Die Gasthäuser sind klein und mangelhaft. Man zahlt hier für ein Zimmer täglich 25 Bajocchi und kann auf römische Art nach der Karte essen; oder man gibt für die ganze Verköstigung täglich 7 Paul, einen Thaler preußisch Geld. Dafür hat man vier Schüsseln zu Mittag und drei Schüsseln zu Abend. Es sind meist die deutschen Maler, welche das Gasthausleben in den kleinen Küsten- und Gebirgsörtern auf solchen Fuß civilisiren, und vielfach kann man sie als Missionäre der Gasthauscultur betrachten. Es gibt hier eins vollauf, das sind Fische, die köstlichsten feinsten Seefische und Hummern, welche der wimmelnde Golf täglich spendet. Aber nicht die Bewohner von Anzio fischen hier, denn wie sollten sie sich bis zum Besitz einer Barke emporschwingen, sondern es kommen die beweglichen Neapolitaner auf ihren zierlichen Barken von Puzzuoli, von Bajä, von Portici und von Torre del Greco, rings von allen Küsten ihres herrlichen Golfs, und viele Monate des Jahrs bleiben sie hier und schlafen auf ihren Barken. Andere bewohnen die Strohhütten, und es sind dies meist solche Neapolitaner, welche vor der Conscription geflüchtet sind und ihr Vaterland aufgegeben haben. Weithin an den Küsten des Mittelmeers kann man diese Marinari Neapels, die Fischer aller Fischer, finden, selbst an den spanischen Inseln, selbst an den Ufern von Afrika, wo sie den Korallenfang betreiben; und so durchschneiden ihre bunten, graziös geformten Barken nach allen Richtungen furchtlos dieses ausgedehnte Meer.

Es war mir eine große Freude, die alten Bekannten hier zu finden. Wie erinnerten sie mich durch ihre

lebhafte Gesticulation, ihre Mimik, ihren Dialekt, ihr Costüm an jene Fischerscenen, die man an den Küsten Neapels sieht. Sie sind bis zum Ueberdruß gemalt worden, in der Natur aber, am Meer selbst bleiben sie ewig schön. Drei Schritte weit vor meinem Fenster stehen ihre Barken, gegen zwanzig an der Zahl; eine jede ist zum mindesten mit fünf Mann besetzt und hat einen Führer.

In der Regel gehen die Fischer gegen Ave Maria in See und fischen die Nacht durch. Der Fang wird des Morgens in die strohbedachten Verschließe getragen, Abends aber registrirt und verpackt, um Nachts auf Karren nach Rom gebracht zu werden. Da gibt es nun Abends eine bewegte Scene. Die Schreiber sitzen am Tisch bei einer Laterne und registriren; rings umher sind die Fischer beschäftigt, die Fische in Körben herbeizubringen, während andere Eisstücke zerschaben und die Fische auf diesen Eisgrus legen. Die Mannichfaltigkeit und wunderliche Form dieser Meerthiere ist erstaunlich. Da gibt es den langen Grongo, den großen und prächtigen Palombo, die schön gefleckte Murena, den flunderähnlichen stachlichten Rochen, die große Menge von glitzernden Triglien und von Sardinen, und den wolschmeckenden Merluzzo. Bisweilen kommt auch ein Delphin mit herauf, und an einem Abend sah ich im Fischlager zwei Haifische (pesce cane), welche man eben gefangen hatte. Sie waren 8—10 Fuß lang; ihre schwärzlich=stahlblaue Farbe hat etwas Widerliches. Man fängt sie mit dem Köder, und wenn der Hai angebissen hat, zieht man ihn herauf und erschlägt ihn

mit einer Keule. Sein Fleisch, weißlich wie das des Störs, wird gegessen, doch ist es ziemlich hart.

So treiben es die armen Fischer Tag für Tag und führen ein rauhgewöhntes Leben der Entbehrung, welches nur Demjenigen reizend erscheint, der, wie wir, müßig am schönsten Meer dahinschlendert und den tanzenden Barken und schwebenden Lichtern auf dem Wasser zuschaut. Wir kennen es ja auch von unserm baltischen Ufer her. Aber hier zeigt sich der Unterschied des nebelfeuchten Nordens und des sonnigen Südens. Der neapolitanische Fischer, so armselig er ist, halbnackt, im aufgeschürzten Beinkleid von Linnen und im bloßen Hemd, die rote Beutelkappe auf dem Kopf, lebendig, beweglich, übersprudelnd von Laune, von Witz und gutmütigem Geschwätz, immer sangesfroh und zu Schwänken aufgelegt, macht neben unserm stummen und einfältigen baltischen Fischer eine theatralische, ja selbst ideale Figur. Ich möchte sie gern einmal in einen Kahn nebeneinander setzen, den baltischen und den neapolitanischen Fischer, und möchte sie zwingen, miteinander einen Tag lang zu verkehren; ich glaube, einer würde vor dem andern ins Wasser laufen. Man wird es nicht möglich finden, daß baltische Fischer je eine geschichtliche Rolle spielen könnten wie die neapolitanischen, welche auf den Masaniello stolz sein dürfen. Masaniello war keine große, nur eine seltsame Erscheinung, ungebändigt wie eine mit dem Sturm vertraute Fischerseele, kühn, waghalsig, ehrgeizig, ein Mensch des Augenblicks wie sein Glück, gedankenlos, kopflos, ohne bestimmte Richtung, nur eine sich überschlagende Well

Unter ähnlichen Figuren der Geschichte möchte ihm durch den Stand der Geburt und die phantastische Laune des Glücks am nächsten stehen Johann von Leyden, der gekrönte König von Münster. Er war ein Schneider, und die Schneidergesellen sind bei uns der beweglichste aller Stände, wahre Neapolitaner, Pulcinellen und geborene Abenteurer. Johann von Leyden steht weit höher als Masaniello, weil er in einer Idee schwärmte; das können nur Schneider, Fischer vermögen es nicht. Beide bizarre Figuren passen gut für die Oper. Aber es ist immer ein ernsthaftes Spiel der Dinge, daß im neapolitanischen Land, wo der uralte Stand der Fischer zahlreicher vertreten ist als irgendwo anders, er einmal auch einen König haben mußte. Ich sah in der Bildergalerie der Studien zu Neapel Masaniello's Porträt von seinem Zeitgenossen Spadaro. Er ist dargestellt im Costüm der Lazzaroni, das heißt im Hemd, mit offener, sonnverbrannter Brust, die Kalkpfeife im Mund, und gerade so sitzen vor uns die neapolitanischen Fischer am Strande. Aber der Maler setzte ihm dazu ein spanisches Berrett mit Federn auf und hat so geistreich den seltsamen Widerspruch in dem Schicksal dieses Mannes angedeutet. Sein Gesicht ist ohne Adel und alles höhern Wesens baar, breit und fleischig, von fast weibischer Weichheit. In den Augen liegt etwas Lauerndes und Verschmitztes. Dies Porträt ist kostbar, weil es treu und aus der Zeit ist; man erkennt hier die echte neapolitanische Fischernatur, und danach war Masaniello nicht so ein halber Heros und halber König Lear, wie ihn die Oper darstellt. Von

Spadaro gibt es noch andere historische Scenen aus der Zeit Masaniello's, zum Beispiel den Aufstand im Mercato, wo der Fischerkönig als Lazzarone zum Volke redet, im Vordergrund aber wieder als spanischer Caballero zu Pferde sitzt und viel Hängens und Schießens von Adel auf dem Platze zu sehen ist. Neuerdings hat Alfred von Reumont in seinem „Caraffa von Maddaloni" die Geschichte Masaniello's sehr anziehend behandelt.

Doch uns hat diese Erinnerung von den Fischern am Strande Antiums entführt. Ihre Barken wollen noch einen aufmerksamen Blick. Sie sind höchst malerisch. Der Rand des Bordes ist jedesmal zierlich mit Arabesken auf weißem Grund bemalt, und da sieht man Delphine, Sirenen und Sterne, und mitten unter diesen fabelhaften Gestalten wieder die Madonna oder den heiligen Antonius, den Schutzpatron der Fischer überhaupt. Gegen die Sonnenglut sich zu schützen, spannt man ein leinenes Dach über die Barke, und diese harmonischen Farben von Schwarz, Braun und Weiß, wie das bunte Gewirr von Rudern und Stangen, von Segeln und herabringelnden Netzen, bringen eine sehr malerische Wirkung hervor.

Der Hafen von Anzio wimmelt jetzt von diesen Fischerbarken; aber auch andere neapolitanische Fahrzeuge liegen am Molo, kleine Schiffe, welche hier Holz und Kohlen laden. Denn jährlich führt diese waldbedeckte Küste für eine Million Scudi Brenn- und Baumaterial nach Neapel aus. Man sieht weithin auf dem Ufer von Anzio und Nettuno große Kohlenhaufen,

die in den Wäldern gebrannt sind, und von dort her ziehen die schwarzen Büffel die riesigen Eichenstämme an den Strand. Man spannt wol 16 Büffel vor einen Zug und stachelt sie dann mit der Lanze weiter. Die Neapolitaner haben große Urwälder in Calabrien, aber es scheint, daß sie lieber das Holz aus den pontinischen Sümpfen holen, weil sich dort die Wälder bis ans Meer erstrecken und die Küste flach ist, also die Kosten des Transports bedeutend verringert werden.

In diesem bunten Ur- und Naturleben der den Strand umlärmenden Fischer und Schiffsleute verlieren sich nun als einzelne Erscheinungen die städtischen Gestalten. Hier und da sitzt ein Maler unter seinem großen weißen Malerschirm und malt seine Strand- oder Fischerskizze. Solche Erscheinungen gehören nun schon als Charakterstaffagen zu einer italienischen Landschaft. Wo man auch sein mag zu schöner Frühlings- oder Sommerzeit, man wird einen solchen Malerschirm wie einen Pilz irgendwo auftauchen sehen. Selbst in den verlassenen Gegenden Siciliens traf ich diese Gestalten, und ich erinnere mich, daß ich, zu einsamster Stunde den Felsen von Taormina hinaufsteigend, plötzlich lachen mußte, denn schon von weitem blickte mir ein Malerschirm entgegen; ein Landschafter aus Weimar saß darunter. Ich habe an den Küsten des Samlands auffallend selten Maler zeichnen gesehen, und doch gibt es dort reiche Schönheiten, ja jene bizarren Ufer von Groß- und Kleinkuhren überwiegen an grandioser Architektur weit Alles, was dieser lateinische Strand besitzt. Nur fehlt ihnen der feenhafte Zauber

der warmen Farbentöne; die Farbe der Flut ist bei uns heftig strahlend, hart oder stumpf; sie hat nicht den feinen Duft und Lichtnebel, noch die magische Spiegelung, noch das reizende Ineinanderschwimmen zarter, schimmernder Lichter, noch diese smaragdne Aeterhelle. Aber was kann der Maler nicht malen? Was dem Unkundigen bildlos erscheint, faßt der innerlich bildende Sinn bedeutend auf und dichtet es als ein anmutiges Bild hervor. Es ist wie mit der lyrischen Poesie; Gedanke und beseelende Stimmung sind unerschöpflich. Die Natur will nur recht gesehen und empfunden sein; es ruhen in ihr zahllose Gedanken und Formen, an denen der unmusische Mensch ahnungslos vorübergeht. So gibt es auch an dieser stillsten Küste wahrhaft geniale Erscheinungen, aber sie sind nicht leicht zu fassen, weil die Natur hier eine gar feine Seele hat, die mit plumpen Griffen nicht zu entschleiern ist.

Nun aber das Skizzenbuch fortgelegt und ins Meer gesprungen! Dieser narkotische Wasserduft, unendlich durchdringender als bei uns, zieht ja förmlich hinein, und die klarste Welle lockt unwiderstehlich. Unten ist der Meeressand schneeweiß und weich wie Sammet, und weithin der Grund flach und sicher. Man sieht Badende überall, und hier und da Badehütten aus Laubgeflecht. Die Gäste kommen aus Rom, aus Velletri, aus den Gebirgen, aber selten vor dem Juli, weil der Italiener den Juni zum Baden noch zu kalt findet. Mehr als 20 Bäder hält man für ungesund. Das scheint in den klimatischen Verhältnissen allerdings begründet zu sein, ich habe es auf Capri selbst erfahren.

Das Wasser ist hier wirksamer und aufregender als bei uns, und der zu häufige Gebrauch der Bäder bringt um Schlaf und Appetit. Von einem Badeleben und jener reizenden Familiarität gesellschaftlichen Verkehrs, welche den Sommer an unserer Küste zu einem schönen Fest macht, ist hier nicht die Rede. Jeder Gast, jede Familie lebt für sich, und der Fremde ist auf das einzige Café am Hafen als Versammlungsort angewiesen, wo unter dem Zeltdach an einem und demselben Tisch in demokratischer Weise und in jener herrlichen Unterschiedslosigkeit der Stände, welche Italien eigen ist, der Badegast neben dem halbnackten Fischer sitzt, der das Zelt zu benutzen kommt, ohne Kaffee zu trinken, und vergnüglich den Rauch aus seiner Kalkpfeife vor sich hinbläst.

Einige Offiziere vom Genie, ein alter päpstlicher Hauptmann, der mich durch seinen venetianischen Dialekt eingenommen hat, sind die Herren, mit denen man dort plaudert.

Ueber den Juli hinaus bleiben selten die Badegäste in Anzio, denn dann wird die Luft fieberhaft. Auch jetzt, wo die Hitze oft unerträglich ist und schon um 7 Uhr des Morgens beginnt, fällt es nach Sonnenuntergang feucht, und die laue wollüstige Wärme, welche nun das Meer ausatmet, ist verräterisch. Man darf dann nicht ausgehen. Die schönen Mondnächte auf Ufer und Wasser und im Wald, die das Leben an unserm Strande so zauberisch machen, darf man hier nur aus dem Fenster genießen, denn eine einzige solcher Mondnächte im Freien brächte das Fieber und nach

wenigen Tagen vielleicht auch den Tod. Es ist hier gefährlich, die Sirenen zu belauschen. Wir müssen uns also begnügen, im purpurnen Abendsonnenschein am Strande zu lustwandeln und die bunten Muscheln aufzulesen oder die kleinen flinken Taschenkrebse zu haschen. Diese Thierchen sind höchstens so groß wie ein Viertel der Hand und geformt wie die Spinnen. Sie laufen mit ihren Füßchen wunderbar schnell, und wenn man sie greifen will, so versenken sie sich blitzgeschwind in den Ufersand, gerade so wie Geister auf dem Theater. Die Menschen, die hier Alles essen, Frosch und Igel wie die Nachtigall, nehmen diese Krebse vom Boden auf, beißen die Schale entzwei und essen das Lebendige, wie es ist.

An diesem Strand dachte ich oft des blitzenden Bernsteins, den man daheim auflesen kann. Hier wirft das Meer solche Geschenke nicht aus, aber dafür Stücke köstlichen Marmors jeder Art. Ja, man könnte ganze Karren mit dem glänzenden, von den Wellen geschliffenen Marmor, beladen, der auf das Ufer, so weit man immer gehen mag, ausgespült wird. Da lesen wir Verde antico, Giallo antico auf, den herrlichen orientalischen Alabaster, Porphyr, Paonazetto, Serpentin, blauen Smalto. Wo all das seltene Gestein herkommt, sagt uns ein Blick in die Wellen. Denn aus ihnen ragen noch die Fundamente alter römischer Wasserpaläste, und eine Viertelstunde weit ist das Ufer von Anzio nichts als eine Ruine oder ein fortlaufendes Gemäuer. Anscheinend sind es Felsmassen und umhergestürzte Klippentrümmer, aber sieht man sie an, so

sind sie eitel römisches Mauerwerk aus Peperinsteinen und dem unzerstörlichen Puzzuolankitt, und von der saubern römischen Netzarbeit. Nun gähnt die ganze Küste geisterhaft aus Grotten und Hallen alter Bäder und Villen, und oben auf dem Ufersaum ziehen sich die Fundamente von Tempeln und Palästen hin. Dort standen einst die schönen Marmorvillen der Kaiser. Hier schwelgte Caligula, welcher Antium besonders liebte und sogar den Plan gefaßt hatte, seine Residenz dorthin zu verlegen; hier feierte er sein Hochzeitsfest mit der schönen Lollia Paulina. Hier hielt Nero, der in Antium geboren war und eine Colonie dahin ausführte, seine Bacchanalien; mit weißen Rossen zog er hier triumphirend ein, als er von seinem Schauspielerdebut in Griechenland heimkehrte.

Auch früher schon war Antium der beliebte Lustort der Römer; Atticus, Lucullus, Cicero, Mäcenas und August hatten hier ihre Villen, und wo, in welchem reizenden Gebirg, an welchem lieblichen Strand Italiens hätten die Glücklichen nicht ihre Villen gehabt! Wie muß einst dieses Ufer von all dem Gestein geglänzt haben, das die Welle nun als Scherben der Geschichte fort und fort und schon Jahrhunderte lang an den Strand wirft! Diese Trümmer bringen einen seltsam elegisch-geschichtlichen Zug in die reizende Idylle von Antium, und die erinnerungsvolle Stimme, welche den Wanderer hier überall begleitet, erhöht nicht wenig den Reiz des Ufers. Bei uns ist es die gänzliche Geschichtslosigkeit, das völlige Abhandenkommen von der Menschenwelt und ihren großen Schicksalen, was un-

serm Strand seinen Charakter gibt, aber in Italien kann man sich in keine noch so stille Einsiedelei der Natur flüchten, ohne daß nicht der ernste Geist classischer Vergangenheit vor die Seele träte und sie zum Nachdenken über das große Menschenleben auffoderte. So sitzt man denn hier auf einem zertrümmerten Römerpalast, den die Wellen umrauschen, und spricht dem Horaz nach:

O diva, gratum quae regis Antium,
Praesens vel imo tollere de gradu
Mortale corpus, vel superbos
Vertere funeribus triumphos!

Und wiederum entführt ein Blick auf das schöne Cap der Circe in die Dichtung Homer's, und jenes immer sichtbare ferne Astura in andere Geschicke und andere Dichtungen, sodaß mich hier dreifache Weltculturen und Weltpoesien umgeben, Homer, Horaz und der hohenstaufische Wolfram von Eschenbach.

Die Fortuna von Antium hatte hier einen weitberühmten Tempel; auch Apoll, die aphrodisische Venus, Aesculap und Neptun hatten hier ihre Tempel. Denkt man ihrer, so belebt sich diese nun von Rinderheerden umweidete nackte Küste mit den herrlichsten Gestalten, und das Bewußtsein, daß hier der Apollo vom Belvedere seine göttlichen Glieder leuchten ließ, gibt dem Ufer eine ideale Weihe. Es war zur Zeit des Papsts Julius II., als man diesen Gott hier aus den Trümmern zog; und wie viel fand man seitdem, was nun dem Vatican, dem Capitol und der Villa Albani zur Zierde gereicht. Hier grub man auch den berühmten

sterbenden Fechter aus, viele Kaiserstatuen und Büsten, des Hadrian, des Septimius Severus und der Faustina, Satyrfiguren, Athleten, Figuren des Zeus und des Aesculap, schöne Dreifüße und jene merkwürdigen Altäre vom Capitol, welche den Winden geweiht sind. Auf der Uferhöhe, wo jetzt auf den Fundamenten eines Tempels die winzigste Strandschanze steht, auf welcher neben einer alten rostigen, riesengroßen Feldschlange aus mittelalterlicher Zeit ein Soldat ins Meer hinauslugt, sieht man noch heute Säulenbasen auf ihrer alten Stelle, und neben ihnen die Schafte von Cipollino und 22 korinthische Capitäler von höchst graziöser Form. Ihre Voluten und die Ornamente unter dem Abacus haben eine besonders phantastische Bildung, wie ich sie sonst nirgends gesehen habe; denn sie stellen Muscheln, Delphine und Seekrebse vor. Der Architekt hat also auf das Local sinnigen Bezug genommen, und vielleicht war dieser Tempel dem Neptun selbst geweiht.

Ich fand auch in dem kleinen Anzio, wie ich es vermutet hatte, einen Mann, der sich mit den Altertümern beschäftigt. Denn es gibt keinen nur einigermaßen namhaften Ort in Italien, der nicht seinen patriotischen Geschichtschreiber oder Altertumsforscher hätte. In Antium ist es der Canonicus und Hafenpräsident Lombardi. Er wohnt im Bagno der Galeerensklaven auf der obersten Terrasse. Ich fand diesen Herrn eben nachdenklich vor einer zerschlagenen Marmorschrift, welche die Galeerensklaven ausgegraben hatten. Lombardi hat ein Buch über Antium geschrieben und beschäftigt sich mit einem größern Werk über Ge-

schichte und Ruinen seiner Vaterstadt. Ich las seine sorgsame Schrift mit Begier und mit Dankbarkeit.

Nun bin ich an diesem Strand bis Astura drei Stunden fortgewandert und habe überall Reste alter Villen und Bäder, Marmor- und Mosaiktrümmer gefunden, ja vor dem einsamen Turm Astura selbst fand ich einen noch ziemlich erhaltenen Mosaikboden an der Brücke im Sande. Es ist kaum glaublich, wie viel die Römer und welche Prachtbauten sie hier aufgeführt haben. Das ganze Meeresufer von Toscana bis nach Terracina, von Terracina bis nach Neapel und rings um den Golf, und weiter über Salerno hinaus zog sich eine Reihe von Marmorpalästen, von Bädern, Gymnasien und Tempeln hin, ein fortlaufender Kranz römischer Herrlichkeit. Wie prächtig alle diese Villen waren, welche zum Teil in den Fluten standen, sieht man noch aus ihren Trümmern. Wer nun damals diesen Strand entlang fuhr und die Fülle der Lustanlagen sah, die mit den Städten wetteiferten, der mußte eines zaubervollen Anblicks menschlicher Cultur froh werden. Heute stehen an diesen elysischen Ufern finster, einsam und verwittert die Türme des Mittelalters, welche zum Schutz gegen anlandende Sarazenen gebaut wurden. Sie umkränzen ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeers und geben diesen Küsten einen sagenhaften und ritterlichen Charakter.

Auch aus jüngerer Zeit gibt es hier Erinnerungen, welche die Phantasie in fremde Länder und Zonen entführt. In jenem stattlichen Palast Mencacci, der sich über einem grünen Tal am Ufer erhebt, wohnte viele

Jahre lang in jüngster Zeit ein verbannter König. Am schönen Strom des Tajo hatte er um die Krone gekämpft, im tropischen Amerika hatte er gelebt. Dom Miguel ist dieser verwünschte Prinz von Portugal. Er kam hierher flüchtig und ohne Krone, mit weniger Begleitung. Er lebte lange in dieser Einsamkeit neben den Galeerensklaven und in wahrhaft trostloser Verbannung; denn für einen flüchtigen König muß dies einsame Ufer an den pontinischen Sümpfen, welches uns, die wir nichts abzubüßen haben, idyllisch erscheint, geisterhaft, eumenidisch und grauenvoll gewesen sein. Er tobte seine Pein aus in dem wilden Walde von Astura als ein waghalsiger Jäger. Eines Tags verschwand er wieder. Man erzählte mir in Anzio, daß er gern mit den Fischern verkehrte und sich auch nicht scheute, von seinem unglücklichen Kampf um die Krone von Portugal zu reden. Und so entfaltet sich hier vor der Einbildungskraft im Anblick jenes Landhauses das Gemälde der fernen Zonen Brasiliens und Portugals in ihrer heißen und wilden Geschichte.

An sie schließt sich ein anderes Bild. Im Jahr 1848 landeten hier im Hafen jene Spanier, welche der flüchtige Pius zu Hülfe gerufen hatte, den Kirchenstaat zu retten. Er saß damals, ein Verbannter, auf dem Felsen von Gaeta, in dem Koblenz der italienischen Emigration von 1848 und 1849, während die Franzosen auf Rom marschirten, die Oesterreicher Bologna besetzten, die Neapolitaner von Terracina heraufzogen, die Spanier, seit so langen Zeiten nicht mehr in Italien gesehen, in Anzio landeten. Sie besetzten alles Land

aufwärts zu den Albaner- und Sabinerbergen. Sie waren schöne und fröhliche Leute, aber schlecht gekleidet und armselig ausgerüstet, so sagte man mir. Die Franzosen lösten sie ab, und mit großem Herzeleid verließen die jungen Offiziere von Valencia und Barcelona das Albanergebirge, wo die Blüte der Frauen sie entzückt hatte, und noch heute hat dort manche Schöne der armen Ritter de la España seufzend zu gedenken.

Porto d'Anzio besitzt kaum eine verlorene Frauenschönheit und kein nationales Costüm, weil es überhaupt erst eine werdende und zusammengewürfelte Bevölkerung hat. Aber beides, herrliche Frauenblüte und eigentümlicher Volkscharakter, zieren jene kleine Stadt Nettuno, welche malerisch auf dem östlichen Ufer steht, die schwarzen Mauern seines Castells in die Wellen hineinsenkend. In drei Viertelstunden ist man drüben; es ist von Porto d'Anzio aus ein rechter, wolgemessener Spaziergang und der schönste an dieser Küste. Das angenehm bebuschte Ufer trägt in der Mitte zwischen beiden Orten die schöne Villa des Fürsten Borghese, welcher alles Land ringsumher zu Lehn besitzt. Weiter hinein steigen die Volskerberge auf, und das Cap der Circe schwebt vor den Augen in seiner stillen, leuchtenden Gestalt, so zauberisch in Licht und Schatten gemalt, daß es durch Form und Erscheinung an die schönsten Felsen Europas erinnert, an die Insel Capri und den Berg San Pellegrino bei Palermo.

Man geht nach Nettuno auf trefflicher Straße der Villa vorbei, zwischen Kork- und Steineichen, und an manchem römischen Gemäuer vorüber. Ja selbst auf

die Landstraße ziehen sich alte Mosaikböden hinunter, die wie natürliche Schichtungen des Bodens aus dem Erdreich hervorragen. Aber noch herrlicher ist der Gang unten auf dem weißen Strand den Wellen entlang. Das Ufer besteht durchweg aus Sand von hochgelber oder glühendroter Farbe, oder aus vulkanischem Tuff. Die schöne bläuliche Stranddistel vom Baltischen Meer wächst hier allenthalben, wie die Scabiose und die Camille, aber statt der Weiden, der Erlen und Buchengebüsche muß man sich die Gewächse des Südens denken, weißblühende Myrten in herrlichster Fülle, den Mastixstrauch, den Erdbeerstrauch, den goldblütigen Ginster, der alle Küsten des Mittelmeers so reizend umbuscht, und den wilden Oelstrauch. Malerisch hängen die Malven mit ihren großen weißen Kelchen und die zartfarbigen Brombeerblüten in überreichen Kränzen von den Büschen und ringeln sich schaukelnd über den Rand der Tuffwände hinunter; prächtig blüht jetzt unter duftigen Kräutern der classische Acanthus, breitet stolz seine schönen korinthischen Blätter aus und streckt die hohe Blumenpyramide hervor, welche weiß und rosa gefärbte Blumenlappen bilden. Hin und wieder starren an den Ufern Cactus und Aloe, doch erscheinen sie hier schüchtern und als fremde Gäste. Noch immer weilt die Nachtigall auf diesem lyrischen Ufer. Es ist nun lange Sanct Johann vorüber, wo die Vögel schweigen und der Grille Anakreon's den Gesang überlassen, aber sie kann sich nicht von diesem Grün und von dieser Wellenfrische trennen, die ganze Seeküste entlang bis nach Astura und am pontinischen Sumpf schallt fort und fort ihr schöner Gesang.

Eine tiefe Stille herrscht um und in Nettuno, der verschollenen Stadt des Neptun. Alte Türme aus schwarzem Tuff und crenelirte Mauern, welche der Sarazen oft genug bestürmt hat, umstellen den Ort von allen Seiten. Kein Fischer noch Matrose macht das spiegelglatte Wasser lebendig, denn Nettuno hat keinen Hafen; es nährt sich vom Wein- und Gartenbau und von der Viehzucht.

Eine einzelne alte Säule steht auf dem Platz, als Wappen und Wahrzeichen der Colonna, denen einst Nettuno gehörte. Die Straßen durchduften Nelken mit ihrem Arom, denn überall stehen sie vor den Fenstern, schlingen sich wie Winden herab und wiegen die unglaubliche Fülle ihrer roten Blumen in der Luft. So schöne Blumen verraten schönere Frauen; ja die Nelken sind hier die Nationalfahnen, welche die Frauen Nettunos aus den Fenstern hängen; ihre Tracht ist so flammend rot wie die Nelkenblüte. Es ist höchst merkwürdig, wie auch die kleinsten Orte in Italien sich nach uralter Weise als Republiken für sich behaupten in Sitte, Volksphysiognomie und Tracht. Da hat ein jeder Felsen- oder Strandort ein eigengeartetes Volk für sich. Man muß die Nettunesen bei ihren Kirchenfesten sehen, um ihre malerische Tracht vollständig vor sich zu haben als Nationalcostüm. An gewöhnlichen Tagen sind es nur Einzelnheiten, die als nationale Merkmale auffallen, wie die schöne Weise, das Haar in der Mitte zu scheiteln und ohne Hinterzopf glatt um den Kopf zu winden, wie ferner die grünen Bandschleifen im Haar, welche dem Mädchen, die roten,

welche der Frau, die schwarzen, die der Witwe unerläßlich sind, sodaß man immer weiß, wer noch zitella ist, oder schon maritata.

Ich habe dort zwei Feste erlebt, Sanct Johann und San Luigi. Am ersten Tag ging eine Procession mit Musik durch die Straßen; das Kreuz war ganz und gar mit Nelken umwunden, und Blumen trugen alle Leute. Der Procession folgten Mädchen und Frauen; es war erstaunlich, so viel herrliche Gestalten in so stralenden Gewändern durch den schwarzen Ort schreiten zu sehen. Die Tracht ist diese: ein gold- und silberstreifiges Tuch liegt auf dem Kopf, in Form eines steifen, nach innen gebogenen Deckels, welcher über das Profil des Kopfes weit vorragt. Ein langes dunkelrotes Kleid von Seide oder Sammet, unten breit mit Silber- oder Goldborten gestickt, fließt feierlich herab; darüber sitzt ein Jäckchen von demselben Rot, um Schöße und Aermel mit Brocat gebrämt. Blitzender Schmuck von goldenen Ringen, Ohrgehängen, Korallen und Armbändern vollendet den schönsten Anzug. Die Farbe der Gewänder ist aber auch meergrün oder veilchenblütenfarbig, oder schwarz oder dunkelblau. Es scheint, als zwänge diese fürstliche Tracht schon an sich auch zu einer stolzen und edeln Haltung, und wahrlich, ich sah diese armen Nettunesen durch ihr verwittertes Städtchen einherschreiten mit der Grandezza der Römerinnen und nicht minder schön als sie, viele mit dem edelsten griechischen Profil, rabenschwarzen Haaren und funkelnden Augen, ein wonniger Anblick, auch das härteste Herz zu bezwingen. Als sie nun die unermüdlichen

Böller losbrannten und die Kanonenschläge knattern ließen, welche sie über eine alte Mauer wie eine Guirlande gezogen hatten, und nun jene herrlichen Frauengestalten in Gruppen hoch auf diesem schwarzen Gemäuer standen und aus den Pulverwolken die goldgestickten roten Gewänder hervorschimmerten, war es anzusehen wie ein ganzer Olymp idealster Göttergestalten.

Und auch ohne diese Tracht sind die Nettunesen schön. Man sieht sie alle Tage an dem gemeinschaftlichen Waschbrunnen in patriarchalischer Weise waschen, ihrer stets eine Schar beisammen. Dem Fremden stehen sie nicht Rede, sie sind scheu wie die Rehe und antworten kaum auf den Gruß, es sei denn mit niedergeschlagenen Augen.

Der Tag des heiligen Luigi hatte einen andern Charakter. Er ist ein Volksfest, und lebhaft erinnerte er mich ans Vaterland. Auf dem Marktplatz der Vorstadt hatte man ein galgenförmiges Gerüst errichtet und mit Zweigen geschmückt; vom Querbalken hing eine bewegliche Wassermulde herab; darunter mußten junge Leute auf Eseln wegreiten und geschickt ein Loch im Zapfen der Mulde mit der Lanze treffen. Ob dies nun getroffen wurde oder nicht, immer drehte sich die Mulde um und übergoß den Reiter. Schallendes Gelächter erntete jeder ein. Wer getroffen hatte, erhielt zwei Paul als Siegerlohn, welche ihm ein kampfrichtender Priester einhändigte. Als dies Spiel und ein Topfschlagen vorüber war, ging es an die Tómbola oder Lotterie, ohne welche kein Fest in italienischen

Landen bestehen kann. Man verspielte ein Stück Kattunzeug, welches als Fahne auf einem Balcon wehte. Ein Knabe griff die Loose und las jede Nummer und jeden Sinnspruch Desjenigen ab, der das Loos gezeichnet hatte. Die Sinnsprüche erregten oft ein schallendes Gelächter. Alle diese Festlichkeiten vollzog man mit dem gebildeten Schicklichkeitsgefühl, welches dieses äußerlich fein geartete und glücklich begabte Volk Italiens auszeichnet. Und so lebt und vergnügt sich die kleine nettunische Nation von kaum 500 Seelen in ihrer großen Abgeschiedenheit, denn Meer und pontinischer Sumpfwald umschließen sie von beiden Seiten, und die Verkehrsstraßen, hier nach Anzio, dort durch die Wildniß nach Velletri, sind wenig belebt. Doch hat Nettuno Gärten und Ackerbau und versorgt selbst Anzio mit Wein; ja täglich sendet es einen Wagen voll weißen Brotes nach dem Hafen, weil hier nur das gröbere Brot gebacken wird. Ich habe auch trefflichen Wein in Nettuno getrunken, und das will in diesen Zeiten etwas sagen, wo der Gott Bacchus von der Pest ergriffen ist. Eines Tags führte uns ein Bürger in seinen Tinello, seinen Weinkeller; höchst geheimnißvoll stieg er in ein Verließ hinunter und kam herauf mit dem allerprächtigsten roten Wein, wie ich ihn seit Syrakus nicht mehr gekostet hatte.

Nun hört aber mit Nettuno die menschliche Cultur an dieser Küste auf, denn gleich hinter der Stadt beginnt die pontinische Wildniß. Der Buschwald zieht sich bis gegen Terracina hin. Kein Ort steht mehr am Strande, nur einzelne Türme steigen aus der roman-

tischen Einsamkeit hervor, jeder etwa zwei Miglien von dem andern entfernt. Die schwermutsvolle Verlassenheit dieser Ufer und der Reiz ihrer Urwildniß ist groß. Man glaubt sich nicht mehr auf dem classischen Strand Italiens, man wähnt an den wilden Küsten der Indianer Amerikas zu wandern. Das stete Rauschen der seufzenden Meereswellen, die flimmernde Sommerluft auf dem immer flachen, immer weißsandigen Ufer, der endlose tiefgrüne Wald, der bis auf einige Hundert Schritte fort und fort das Meer begleitet, das Klagegeschrei der Habichte und Falken, die still und hoch schwebenden Adler, das Stampfen und Brüllen wilder Rinderheerden, Luft, Farbe, Ton, Gestalt der Wesen und Elemente sind hier von der Stimmung vollkommenster Urwildniß.

Am 28. Juni machten wir uns auf, der Maler und ich, längs dieser Küste drei kleine Wegstunden nach Astura zu gehen. Es war ein Morgen von krystallreiner Aeterfrische; die rosenfingerige Eos blühte eben über dem Meer auf und verklärte jenes Homerische Cap der Circe vor uns, dessen Anblick über diese Ufer einen classischen Hauch ergießt. In Nettuno kauften wir uns Brot und Wein, und so wanderten wir von dannen. Auf einem alten Baumstumpf neben einem großen Kohlenhaufen hielten wir unser Frühbrot; es schmeckte uns so gut, wie es nur dem wandernden Ulyß schmecken konnte, als jene Circe ihm das wolbereitete Mal in ihrem Palast aufgetragen. Wie ist es doch herrlich, sich an einem Trunk Wein zu erlaben, in solcher seligen Frühe, im Anblick dieser Homerischen

Ufer und hingelagert an dem endlos blauenden Meer, welches sich weiter und weiter in Licht und Rosenduft aufzulösen scheint.

Und bis so weit war Alles Herrlichkeit in und um uns. Nun aber hob ein Sorgen an, denn wir waren in die Region gekommen, wo der Buschwald nahe an's Meer tritt. Wir fürchteten nicht die Räuber, wol aber die Büffel- und Rinderheerden, welche hier in wildem Zustande, nicht einmal von Hirten gehütet, umherschweifen. Alles Küstenland bis Terracina ist mit zahllosen Heerden bedeckt, mit hoch und prächtig gehörnten Ochsen, Kühen und Stieren von derselben classischen Gestalt, wie man sie lebend auf der Campagna von Rom sieht, und in den Opferscenen am Fries des Parthenon dargestellt findet. Ihre Hörner sind fast drei Fuß lang, weit auseinander stehend, in den kühnsten Linien geschweift, dick, klar, und schön gefärbt. Man sieht solche Hörner fast in jedem Hause im Süden als Amulete gegen den Molocchio, den bösen Blick, und ihre Abbilder im Kleinen trägt der Principe an der Uhrkette, das Fischerkind an der Halskette. Die Ochsen sind scheu und wild und höchst gefährlich, nur der Hirt auf seinem Pferde weiß sie mit der Lanze zu schrecken. Aber noch weit gefährlicher sind die Büffel. Sie leben hier in Gehegen oder laufen wild umher; gern wälzen sie sich in Morästen wie das Schwein. Sie schwimmen mit großer Leichtigkeit. Wenn man die pontinischen Sümpfe oder die Niederung von Pästum durchreist, so kann man diese schwarzen Ungeheuer rudelweise im Moor liegen sehen, woraus sie oft nur die plumpen

Köpfe wildäugig, schnaufend und dämonisch hervorstrecken. Der Büffel hält den Kopf stets zur Erde und blickt tückisch von unten auf. Er gebraucht sein Horn nicht, weil dies wie beim Widder rückwärts gekrümmt ist. Aber mit der ehernen Stirn stößt er den Menschen um, welchen er verfolgt und erreicht, dann senkt er seine plumpen Knie auf seinen Leib und zerstampft ihm die Brust, so lange er noch einen Odemzug darin verspürt. Das fürchterliche Thier bändigt der Hirt mit dem Speer. Er zieht ihm den Ring durch die Nase, und so wird es vor den Karren gespannt, die schwersten Lasten, Steinblöcke und Stämme fortzuschleppen. Die Büffelkuh gibt aus ihrer Milch die Provatura, den Büffelkäse, welcher schwer verdaulich ist. Das Büffelfleisch ist hart, und weil es verachtet wird, kaufen es die armen Juden im Ghetto zu Rom, deren allgemeine Fleischspeise es ist. Büffelheerden bevölkern die pontinischen Sümpfe, jene trostlosen und fieberfeuchten Reviere von Cisterna, Conca und Campo morto, wo selbst der Mörder nicht gefahndet wird, wenn er sich dort hinüber rettet; die Menschen aber, welche jene Büffelheerden beaufsichtigen, fieberhaft und elend, leben selbst im Zustande der Verwilderung, den Indianern ähnlich.

Vor solchen Begegnissen hatten wir nicht geringe Angst, und kaum waren wir in jene Region des Buschwaldes gekommen, als wir das ganze Ufer von Heerden wimmeln sahen. Allein sich überlassen, haben sie hier ihre althergebrachten Pfade, wie die Regel ihrer Stunden. Mit dem Morgen kommen sie aus dem

Buschwald ans Meer, um das Salzwasser zu saufen, dann strecken sie sich am Strand hin oder weiden an der Küste. Sie bleiben dort die heiße Tageszeit über, und wenn die Nachmittagskühle zu wehen beginnt, erheben sie sich vom Sande und wandeln langsam grasend die Küste hinauf und ziehen sich weiter ins Gebüsch, bis sie im tiefen Wald zur Nachtzeit sich niederlegen, um dann Morgens wieder zur Küste hinabzusteigen.

So standen wir zweifelnd bei diesem Anblick der wimmelnden Küste still. Wie sollten wir hindurchkommen, da zahllose Rinder sie bedeckten, uns den Weg abschnitten, und da viele schon in den Wellen standen, um die Flut zu schlürfen. Wenn wir nun auf dem Strand fortgingen, so durchschnitten wir offenbar ihre Richtung, weil sie doch den Zug meerwärts nahmen, und irgend ein wütender Stier schleuderte uns vielleicht nach dem Cap der Circe hinüber. Wir überlegten daher, ob es nicht besser sei, uns in den Buschwald zu schlagen, und „dieser Rat schien den Zweifelnden endlich der beste“.

Immer stiegen neue Scharen herab und andere ließen sich im Wald vernehmen, wo sie aus dem Myrtendickicht hervorbrachen. Ein paar herrliche Stiere sahen uns, hoben die schimmernden Stirnen auf, stutzten; wir wandten uns stillschweigend seitwärts nach dem Busch und im Augenblick waren wir darin. Schwerlich kann sich die Phantasie einen Buschwald denken, der sich zum Räuberleben besser eignete als dieser Wald von Astura. Hier sind es noch nicht

hochstämmige Eichen, die ihn bilden, sondern dichtestes Gestrüpp von Korkholz, Oleaster, Mastix, Arbutus, Schwarzdornen und Myrten. Die Gebüsche sind von den Schlingpflanzen dicht verfilzt oder von dem herrlichsten Epheu so übersponnen, daß sie hohe Kuppeln nebeneinander bilden, gleich grünen Waldmoscheen, undurchdringlich für die Sonne oder den Regen. Wir fanden Myrtengebüsche in Baumeshöhe, blütenbedeckt und duftig, und rings flog und wehte ein Geruch der Wildniß, welcher wolig alle Sinne durchdrang. Der Boden ist wellenförmig gehügelt, von Quellen durchrieselt, oder von Sümpfen durchzogen. Das Stachelschwein, die Schildkröte und die Schlange wohnen hier. Oft sahen wir die zerrauften Flügel und Federn eines wilden Huhns am Boden hingestreut, Reste eines Adlermals, deren Anblick die düstere Poesie dieses Ufers noch erhöhte.

Wir vermieden glücklich die Heerden, und so oft ein Nachzügler herabstieg, hielten wir uns still im Busch, bis er vorüber war, und nachdem wir kreuz und quer über Quellen und Gräben und Hecken gestiegen waren, gelangten wir endlich wieder ans Ufer, sahen den Strand frei und ruhten behaglich an einem Gemäuer am Meer, von dem eine Verzäunung quer über den Strand gezogen war, die Abteilung einer Heerde zu bezeichnen. Auch dies Gemäuer gehörte zu einem alten römischen Palast, wie uns ein Stück Mosaik deutlich überzeugte.

Wir hatten nun Astura eine Stunde weit vor uns, und indem wir auf dem traurigen Strande den melan=

cholisch rauschenden Wellen entlang gingen, überschlich mich selbst eine Traurigkeit, wie sie die menschliche Seele an Gräbern großer Vergangenheit zu rühren pflegt. Es ist nicht die Erinnerung an das tragische Ende des jungen Konradin und des Hohenstaufengeschlechts allein, welche diesen Ufern ihre wehmütige Seele gibt und die das deutsche Gemüt mehr als ein anderes ergreifen muß; es ist auch der Charakter der Gegend selbst. Ich wünschte, ihn so ganz ausdrücken zu können, wie es mein Gefährte in seiner Zeichnung vermochte, und es ist mein Wunsch, daß er die Blätter, die er hier entwarf, bald veröffentlichte. Ueberhaupt sollte irgend ein artistisches Institut Deutschlands ein Hohenstaufen-Album herausgeben. Landhinein schließt hier die Gegend der wilde Sumpfwald, über welchem die Volskergebirge aufsteigen und in ernsten Formen sich zum Meere niedersenken; seewärts erhebt sich inselartig das flimmernde blaue Cap der Circe; im Mittelgrunde zieht der todtenstille, schneeweiße Strand hin und endet in einer ins Meer laufenden Düne. Auf ihr trauert hin verloren eine kleine Kapelle, und wenige Schritte weiter steht mitten in der Flut das Schloß Astura, ein kleines Viereck von crenelirten Mauern, aus dessen Mitte ein Turm ragt. Kapelle und Schloß sind die einzigen Gebäude, die man in dieser weiten, grenzenlosen Einsamkeit erblickt. Weit und breit sahen wir keine andere lebende Seele als ein paar dunkle Gestalten auf den Zinnen der Burg, und zwei graue Fischer saßen am Gemäuer schweigend und wie verzaubert in der glimmernden Sonnenwärme und

flochten still vor sich hin ein Trugnetz von Binsen, den Fisch zu umgarnen, während ihre Barke auf den smaragdenen Wellen schaukelte.

Es war in den letzten Tagen des August 1268, nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo, als über diesen Strand gesprengt kamen fliehend und angstvoll der junge Konradin, Friedrich, Prinz von Oesterreich, der Graf Galvan Lancia mit seinen Söhnen und die beiden Grafen della Gherardesca, Verwandte des unglücklichen Ugolino von Pisa, welchen Dante unsterblich gemacht hat. Sie waren von Rom gekommen, denn so erzählt der Chronist Saba Malaspina, daß sie nach der Schlacht in jene Stadt geflüchtet waren, wo Guido von Montefeltro als Vicar des Senators Heinrich von Castilien zurückgeblieben war. Konradin war dort eingezogen „mit abgelegtem Pomp der Macht, nicht wie ein Oberhaupt, sondern wie Einer, der seine Beute im Stich gelassen und entflohen, heimlich, verstörten Sinnes" (latenter ingreditur mente captus). Aber zugleich waren seine Feinde Johann und Pandolf Savelli und Berthold und viele Guelfen vom Schlachtfeld her nach Rom gekommen und wiegelten die Stadt auf; da rieten dem Jüngling seine Freunde, schnell zu entfliehen. Sie flohen gegen das Meer, um von dort Pisa zu erreichen und dann nach Sicilien zu gelangen. Sie suchten ein Schiff, das sie fortbrächte; die Leute im Schloß Astura gaben es ihnen, und also stachen sie in See. Aber Johannes Frangipani, der Herr von Astura, erhielt davon Kunde, und indem er aus den Kleinodien, welche Konradin hergegeben hatte, erkannte,

daß die Flüchtlinge vornehme Herren sein müßten, bemannte er sogleich ein anderes Schiff, setzte ihnen nach und führte sie in das Schloß zurück. Vergebens beschwor ihn Konradin, ihn und die Seinigen durch die Flucht zu retten, sie nicht in die Hände des blutgierigen Karl zu liefern; er mahnte ihn an die Dankbarkeit, die er dem Schwabenhause schulde, denn die Frangipani hatten vom Kaiser Friedrich große Lehen und Johann selbst den Ritterschlag erhalten. Konradin versprach ihm den reichsten Lohn; es heißt, er verpflichtete sich sogar, Frangipani's Tochter seine Hand zu geben. Der Herr von Astura schwankte, vielleicht gerührt von der Jugend, von der Anmut und dem Unglück Konradin's, hauptsächlich aber, wie es auch die Chronisten sagen, ungewiß, wo er größern Gewinn zu ziehen habe, von Konradin oder von Karl von Anjou. Während sie so im Schloß hin und her unterhandelten, erschien Robert von Lavena, Capitän der Galeeren Karl's, vor dem Castell und foderte Frangipani auf, ihm die Flüchtlinge auszuliefern. Man liest bei Saba Malaspina, Frangipani habe die Unglücklichen in ein anderes Castell in der Nähe hinübergebracht, um nicht wider seinen Willen und ohne Ausbedingung des Lohns von Robert zur Ueberlieferung Konradin's gezwungen zu werden. Aber dies Castell, wol ein noch festerer Turm von Astura selbst, wird nicht benannt. Bald darauf erschien auch von der Landseite her der Cardinal Jordan von Terracina, Rector der campanischen Grafschaft für den Heiligen Stul, mit Volk zu Fuß und zu Roß vor Astura und foderte die Auslieferung. Da gab der feige Ver=

räter die edeln Herren, welche das Gastrecht bei ihm angesprochen, um schnöden Judaslohn in die Hände der grausamen Feinde. Man führte sie durch den Wald in die Gebirge von Palestrina und von dort weiter durch die schönen Gefilde, welche Konradin kurz vorher siegreich durchzogen hatte, nach Neapel. Schon am 29. October fielen die Edeln alle auf dem Schaffot, Konradin zuerst, dann Friedrich, die tapfern Grafen della Gherardesca, der hochherzige Galvan Lancia, der Bruder jener schönen Blanca, welche den großen Friedrich Manfred geboren hatte, und seine beiden jungen Söhne Galeòtto und Gherardo, die man in des Vaters Armen zuvor erwürgte.

Am Turm Astura und auf dem einsamen Ufer kamen mir nun wieder alle jene fernen Stätten, welche die Geschichte der Hohenstaufen geheiligt hat und die ich, Italien durchwandernd, besuchte, in die Erinnerung. Da trat auch vor mich die schöne, blondgelockte Gestalt Manfred's vom Feld von Benevent, wie sie Dante sah, mit doppelter Wunde auf Stirn und Brust und traurig klagend: „I' son Manfredi, Nipote di Costanza imperadrice!“ Ich ließ erinnerungsvoll die Blicke über das Meer schweifen, dorthin, wo das schöne Sicilien liegt, und wo unter immer blühenden Gärten am seligsten Gestade der Welt jenes Schloß von Palermo steht, in dem einst Friedrich als Jüngling gelebt und gesungen und die italienische Poesie erweckt hatte; nacherinnernd stand ich noch ein mal im schönen Dom Palermos, in jener dämmerdunkeln Kapelle, wo in blutigroten Porphyrsarkophagen Heinrich VI. und Friedrich und die

beiden Konstanzen schlafen, die Kronen auf dem Haupt und angethan mit der seidenen Dalmatica, deren Saum sarazenische Inschriften verzieren.

Wir gingen ins Schloß. Eine gemauerte Brücke verbindet es mit dem Land, und eine Zugbrücke führt in das Innere. Aus dem kleinen Hof erhebt sich der achteckige Turm, und oben läuft um ihn her eine Terrasse, auf welcher eine einzige verrostete Kanone stand. Die Besatzung, acht Mann Artillerie, exercirte eben im Hofraum, und Don Pasquale, Lieutenant von Astura, sah von der Terrasse nieder wie Einer, der gern irgendwo anders, nur nicht hier sein möchte. Er führte uns in sein kleines und ärmliches Turmgemach; er selbst malt gut und getröstet sich seiner schauervollen Einsamkeit mit Zeichnen von pompejanischen Arabesken. Der Lieutenant sagte uns, daß jeder dieser Küstentürme acht Mann Besatzung habe mit einem Marschall oder Offizier, und daß die Küstenwacht, aus Furcht vor Mazzinistischen Handstreichen, nun strenger gehandhabt werde.

Wir besahen die kleinen Räume des Schlosses, traurige Turmzimmer, an deren Wänden die Spinne ihre Netze webt und in deren Ritzen der giftige Scorpion sich eingegraben hat; aber die Aussicht nach allen Fernen in die grüne Wüste landhinein und in die schimmernde Meeresweite, über welche die beschwingten Schiffe gleiten, ist wundersam, ja ich möchte sagen, sie ist berauschend. Es ist ein Turm für einen Barden, hier die Harfe zu schlagen und mit einem Schwanenliede zu sterben, wenn die niedersinkende Sonne das

Cap Circeion ganz in Purpur malt. Dann, in dieser sirenischen Stille, wandelt es über das Meer, ein Schein, nicht in Worte zu fassen, ein Geist der Lebensversöhnung, ohne Namen; es ist, wie wenn Thanatos und die Hore Eirene mit irisfarbigen Flügeln über See schweben, und jenes eilende Schiff, das ums Cap der Circe geisterhaft zu kreisen scheint, dünkt wol das Schiff des mohnbekränzten Oneiros, der dahersegelt und Schlaf und Ruhe über die Wellen streut.

In sanften Uebergängen wechselt hier die Stimmung. Wenn jenes Cap der Circe fort und fort an die Homerischen Sagen erinnert und mit odysseischen Gestalten bezaubert, erhebt auch der einsame Turm von Astura seine Stimme und redet von ebenso großen und weit tiefsinnigern Sagen aus der Hohenstaufenzeit. Was verknüpft er nicht mit den Namen der Hohenstaufen und Karl's von Anjou aus der Provence! Ehe man es gewahr wurde, ist man schon tief in den „Parzival" von Wolfram von Eschenbach versenkt, und Konradin wird zum Parzival, der in die Welt hineinreitet, die heilige Blutschale vom Graal zu finden, Elisabeth von Baiern aber wird zur Herzeleide, zu seiner Mutter, die ihn nicht will ziehen lassen, und so kommen auf und ab Gottfried von Anjou, der Ritter Gawein und Feirefiz, Arthur und Titurel, das Graalschloß im wilden Walde, die Sarazenen, Harfner, Büßer, Pilger und tiefsinnige Weise des Morgenlandes.

Astura ist die Warte der Romantik, der deutsche Poetenturm in Italien. Es gehört den Romantikern wie die blaue Grotte von Capri. In der Stille

habe ich von ihm in ihrem Namen Besitz genommen und dies Sagenschloß für deutsches Nationaleigentum erklärt.

Aus der Zeit der Frangipani ist nur der Turm allein, alles übrige Gemäuer spätern Ursprungs, denn schon im Jahr 1286 kamen die Sicilianer, welche den Fall Konradin's durch die Vesper an dem Wüterich Karl so blutig gerächt hatten, unter ihrem Flottenhauptmann Bernardo da Sarriano vor das Schloß, zerstörten es bis auf den Turm und erstachen auch den Sohn Frangipani's. Heute sieht man an der Außenmauer das Wappen der Colonna, denn diese mächtigen römischen Herren, Ghibellinen, besaßen einst das Schloß. Nach den Frangipani war es Lehn der Gaëtani geworden, dann hatten es nacheinander besessen die Malabranca, die Orsini, die Colonna, welche es im Jahr 1594 an Clemens VIII. verkauften. Heute ist Astura ein Feudum der Borghese.

Aber auch ältere historische Erinnerungen knüpfen sich an dies Astura. Schon vor der Schloßbrücke war mir ein Marmormosaikboden aufgefallen, welchen der Ufersand nur leicht bedeckt, und bald sah ich auch, daß das Castell mitten in den Wellen auf den Fundamenten eines großen römischen Palasts stand, welche noch von allen Seiten und um Vieles umfangreicher als das Schloß unter der Flut heraufspiegelten oder frei hervorragten. Auf einer Sandbank war er aufgebaut; vielleicht nennt deshalb Plinius Astura, die Colonie von Antium, eine Insel, denn so bezeichnet er den alten Ort als Fluß und Insel. Strabo nennt den kleinen

Fluß Storas (Στόρας ποταμός); Plutarch den Ort Astyra (τὰ Ἄστυρα), und er ist es, der von einer andern tragischen Flucht erzählt, die hier ihre Scene hatte, von der Flucht des Cicero selbst. Fürwahr, es sollen meine Leser nicht wenig erstaunen, wie viel andere dunkle Erinnerungen dies einsame Astura verbirgt, und wie es schon lange vor Konradin ein verhängnißvoller, den Eumeniden geweihter Ort gewesen ist.

Cicero besaß hier eine Villa. Er nennt sie oft in seinen Briefen und schreibt einmal von Astura aus an Atticus: „Est hic locus amoenus et in mari ipso, qui et Antio et Circaeis aspici possit.“ (Es ist hier ein angenehmer Ort und im Meere selbst, den man von Antium und Circeï erblicken kann.) Er wohnte gern in diesem Landhaus, das ihm mehr als jede andere seiner köstlichen Besitzungen Einsamkeit und Muße gab. Kurz vor seinem Ende hielt er sich hier auf, ja Astura selbst brachte ihm das Verderben. Als er im Frühling vernahm, daß er auf die Proscriptionsliste gesetzt sei, flüchtete er nach Astura; Plutarch erzählt, er habe hier ein Schiff bestiegen, um nach Macedonien zum Brutus sich zu retten. Aber er schwankte in seinem Entschluß, er kehrte wieder um. Indem er nun nach Rom wollte, Octavian's Herz zu erweichen, verließ er Astura in der Richtung auf die Stadt, doch nach zwölf Millien Wegs kehrte er plötzlich, von Furcht bewegt, wieder um. Nun ließ er sich in einer Sänfte gegen Gaëta tragen; unterwegs aber ereilten ihn an der Stelle, die man noch heute bezeichnen will, die nachfolgenden Reiter und gaben ihm den Tod.

Wunderbar! Derselbe Octavian holte sich nach Sueton's Angabe in demselben Astura den Todeskeim. Er kam hierher vor seinem Ende und auf seiner letzten Reise nach Campanien. „Und nachdem er seine Reise begonnen hatte, gelangte er nach Astura, und wie er von hier wider seine Gewohnheit zur Nachtzeit ausfuhr, den günstigen Wind zu benutzen, zog er sich den Grund seiner Krankheit zu aus einer Dysenterie." Er starb bald darauf in Nola, nachdem er kurz vorher in Capri gewesen war.

Aber hier endet der dämonische Einfluß von Astura noch nicht. Auch Augustus' Nachfolger Tiberius erkrankte in demselben Astura kurz vor seinem Tod. Dies sind die Worte des Sueton: „Er kehrte eilig nach Campanien zurück und verfiel in Astura sogleich in eine Krankheit. Er erholte sich ein wenig und schiffte dann nach dem Cap der Circe." Hier wurde er kränker, hielt sich jedoch aus Furcht aufrecht, schiffte nach Misenum, da er Capri nicht erreichen konnte, und fand dort seinen Tod.

Und was soll man nun dazu sagen, wenn eben dies Astura seine dämonische Gewalt auch an Tiberius' Nachfolger Caligula geltend macht? Denn kurz vor seinem Tode landet auch Caligula hier, und Plinius erzählt: „Ein Fischchen, Remora genannt, hängte sich an den Mast des Fünfruderers, welcher den Caligula von Astura nach Antium führte, und das betrachtete man als eine Vorbedeutung seines nahen Todes."

Astura mala terra, maladetta! Und auch uns, harmlose Wanderer, sollte der verhängnißvolle Turm

noch in atemlose Flucht und in schimpfliche Todesangst versetzen.

Als wir Astura verließen, beschlossen wir, nicht wieder den Weg am Meer entlang zurück zu nehmen, sondern durch den wilden Urwald zu gehen, von dessen Pracht wir so viel gehört hatten. Der wegewirren Wildniß nicht kundig, nahmen wir mit uns einen Soldaten aus dem Turm, einen schönen, athletisch gebauten jungen Mann, der uns einige Miglien begleiten und zugleich als Beistand nicht gegen Räuber, wol aber gegen Büffel und Stiere dienen sollte. Wir schlugen uns rechts hin, eine Weile am Strand entlang gehend, wo wir auf dem Ufer die prächtigsten schwarzen Stiere sahen, von so herrlicher Gestalt, daß Jupiter keine andere wählen durfte, als er die schöne Europa durch das Meer trug. Bald umgab uns der Wald. Wir gingen zwischen duftigen Myrtengebüschen und unter riesengroßen breitwipfeligen Eichen auf lieblichen Waldpfaden und ergötzten uns an der heiligen Sonnendämmerung, welche golden überall durch die Wipfel wehte und ihre Lichter weit und breit spielen ließ. Der Wald von Astura ist sehr schön. Ich dachte an den heimatlichen Küstenwald und an seine hochstämmigen Eichen, durch die das blaue Meer scheint, und konnte mich ganz in die Vergangenheit zurückversetzen. Dort ist es auch schön zu wandern und Reh und Hirsch zu belauschen, wenn sie im Busche stutzend und neugierig ihr gekröntes Haupt hervorstrecken; hier blickt aus dem Waldesschatten statt ihrer manchmal das schwarze diabolische Haupt eines Büffels oder die hochgehörnte

Stirn eines wilden Rindes, und lange schöngefleckte Schlangen schlüpfen über den Pfad. Die Pflanzenvegetation ist von einer tropischen Pracht; der Epheu umschlingt die Riesenstämme der Eichen, Stamm neben Stamm, und bewundernd stand ich vor dieser noch nie in solcher Herrlichkeit gesehenen Erscheinung still. Denn die Epheuranke hat hier selbst einen Stamm so dick wie ein Baum; so umstrickt sie die majestätische Eiche, ringelt sich mit Gewalt um sie, gleich der Schlange des Laokoon, zieht sich zusammen, als wollte sie den ungeheuern Stamm mit den Wurzeln dem Boden entreißen und in herculischer Umarmung ersticken, und tausend grüne Aeste, Zweige und tanzende Ranken läßt sie bacchantisch niederhängen und windet und knüpft ihre Schlingen durch alles knorrige und laubige Eichengeäst fort bis zum sonnigen Wipfel, den der Flügelschlag wilder Waldvögel umwittert.

Wir waren so in immer angespannter, froher Betrachtung einige Miglien hingegangen. Der Gefährte von Astura hatte uns auf den Weg gebracht, der nun wieder an die Küste hinabführte, und verließ uns da, wo der Wald lichter wurde. Bald, so sagte er, würden wir in niedriges Gebüsch kommen und das Meer sehen. Wtr gingen nun allein fort zwischen Myrten und Oelgesträuch in der heitersten Stimmung. Plötzlich sahen wir vor uns eine Heerde, wol mehr als hundert Stück beisammen. Wir blieben stehen. Ein Stier stutzte, hob die Stirn auf, sah uns mit majestätischem Ernst an, löste sich von der Heerde ab und kam gegen uns. In diesem Augenblick machte der

Maler den verdammten großen weißen Malerschirm zu, und kaum hatte er das gethan, als der Stier wild wurde und einen Sprung that; sogleich setzte sich die ganze Heerde gegen uns in Bewegung. Eine Staubwolke erhob sich im Walde, und wie wir in wilder Flucht davonsprangen, in großer Angst immerfort umschauend, war es ein grauser und schöner Anblick, im wirbelnden Staube diese mächtigen Geschöpfe daherstürmen zu sehen. Wir nun sprangen ins Dickicht, und über hohe Gebüsche setzten wir hinweg und schlüpften wieder durch die Myrtensträucher und sprangen weiter, an den Händen von den Dornen blutend, die uns zerrissen, hinter uns die wirbelnde Staubwolke und die herausblitzenden Hörner und das Gekrach der brechenden Büsche.

Ich sah niemals so die lebendige Physiognomie des Entsetzens als auf dem Angesicht meines Gefährten, und mein Schreck war um nichts geringer. Endlich wurde es still, wir waren im dichten Wald und nichts mehr war zu sehen. Die wilde Heerde war meerwärts fortgestürzt. Wir holten ein wenig Odem und schlugen uns nun in die Wildniß, eingeängstigt und immer nach den Stieren umschauend, bis wir endlich gegen die Küste kamen und, da wir diese frei fanden, auf den Strand sprangen. Und nie habe ich die Meereswellen mit solcher Freude begrüßt. So mußte ich denn in Astura, auf den Spuren Konradin's, selbst erfahren, was atemlose Flucht und Todesangst sei. Es war, als hätte irgend ein ironischer Geist, der Dämon dieses Ortes, weil er mich von Erinnerung so tief bewegt

gesehen, mir von des armen Konradin Flucht ein lebendiges Nachgefühl geben wollen. Doch waren die Stiere der Wildniß barmherziger, als es einst die Menschen gewesen.

So wanderten wir weiter und ruhten wieder an dem alten Römerpalast eine Stunde vor Astura, dessen melancholisches Schloß nun schön und schöner die sinkende Sonne überfunkelte. Neue Sorge erfaßte uns, als wir hierauf den ganzen Strand bis Nettuno hin mit Heerden erfüllt sahen. Einige lagerten noch am Meer, andere zogen sich schon aufwärts, denn es kam die Abendkühle, wo sie wieder zu Walde gingen. Als wir nun vorwärts schritten, war es wie ein Spießrutenlaufen an hundert und aber hundert spitzen Hörnern vorbei; aber die herrlichen Geschöpfe thaten uns kein Leid, weil wir hinter ihrer Richtung an den Wellen blieben; auch kamen zwei stattliche Hirten, die ersten, die wir sahen, mit ihren Lanzen das Meer entlang gesprengt und flößten uns guten Mut ein.

Glücklich erreichten wir Nettuno und betrachteten nun von hier aus freudigen Gefühls die zurückgelegte Straße und das Schloß Astura, welches nun wieder in traumhafter Weite wie ein Schwan auf den abendlichen Wellen zu schwimmen schien.

Römische Figuren.

1853.

Diese musivischen Blätter werden so bunt aussehen wie ein Carneval und wollen eigentlich als ein Kaleidoskop betrachtet sein. Indeß werden wir versuchen, die wirre Figurenwelt durch einige systematische Ordnung im Zaum zu halten, und deshalb sollen todte und lebende Bilder, Puppen, mimische Tänze, Kinderpredigten, Volkstheater und andere ausgeflitterte Herrlichkeiten in aufsteigender Linie vor uns spielen.

Das erste Stück spielt, wie billig, unter der Erde.

Eines Abends lockte mich, da es die Todtenwoche war, der Lichterschein in das Pantheon des Agrippa. Ein Priester predigte hier über das Purgatorium und ermahnte die Zuschauer fleißig zu beten, denn dies seien eben die Tage, wo das Fegefeuer geleert würde, und fromme Bitten vermöchten viel. „Che qui per quei di là molto s'avanza", sagt ja auch die Seele des Königs Manfred im Purgatorium. Der Priester sprach mit großer Wärme, mit sonorer Stimme und in der theatralischen Weise, wie italienische Geistliche zum Volke reden. Im Pantheon des Agrippa machte

seine Predigt einen fast geschichtlich treffenden Eindruck. „Denn“, sagte der Mann, „wir wandeln hier auf lauter Staub; gedenkt nur der unzähligen Christen, welche einst Nero, Domitian, Decius und Diocletian den Thieren vorwarf, ans Kreuz schlagen und erwürgen ließ.“ Die Stimme des Priesters hallte in der großen, stillen, und halbdunkeln Rotonda mächtig wider, und das Echo schmetterte von dem Gewölbe: Nero! Domitian! Decius! Diocletian! daß es schien, als riefen diese schreckenden Namen die Geister Roms selbst herunter. Ich saß nun am Grabe Rafael's, und durch das Dämmerdunkel des Pantheon auf die knieenden Gruppen und die weiße Gestalt des Predigers blickend, erschien mir der Mann wie ein Todtenbeschwörer.

Diese Pantheonscene aber bewog mich, die unterirdischen Grüfte Roms zu durchpilgern. Nun gibt es in der römischen Todtenwoche die Rappresentazioni oder Darstellungen von Märtyrergeschichten und biblischen Scenen auf einzelnen Kirchhöfen, welche merkwürdig genug sind. Die Kapellen der Kirchhöfe bestehen in der Regel aus einer Oberkirche und einer Unterkirche, dem eigentlichen Todtengewölbe. In der obern Kirche pflegt in der Todtenwoche ein schwarzbehängter Sarkophag zwischen Cypressen und Candelabern zu stehen; obenauf liegt ein Crucifix und ein Todtenschädel. Die Priester singen Bittpsalmen, Trauernde oder Neugierige stehen, knieen und drängen sich in der Kirche, Weihrauch umlagert sie wie eine Wolke.

Da ist nun die Todtenkapelle alla Morte an der Brücke Sisto, und in deren Unterkirche wollen wir hinab-

steigen. Wir sehen hier verwundersame Dinge. Alle Wände und Decken derselben sind mit den sonderbarsten Reliefs bekleidet, mit phantastischen Arabesken und Mosaiken bedeckt. Da sind zierliche Blumen angebracht, dort Rosetten, hier Sterne und Quadrate, Kreuze und allerlei Ornamentik, wie sie nur morgenländische Phantasie erfinden mag. Alles ist auf das sauberste gearbeitet, zusammengesetzt aus — Menschenknochen. Man möchte seinen Sinnen nicht trauen. Man denke sich nur eine unterirdische, von Kerzen hell erleuchtete Kapelle gleichsam aus Schädeln und Gerippen erbaut, die mit Todtenknochen ganz und gar überkleideten Wände aber rings besetzt mit einer Guirlande von lebenden, atmenden Menschen, meist von Mädchen und Frauen und in Seide gekleideten Damen, welche reihenweise auf Stühlen umhersitzen, blühende Gesichter, lachend, kichernd, angelehnt an Moder und bleichendes Gebein, in einer von Fäulniß durchzogenen Atmosphäre und umwallt von dumpfen Weihrauchwolken.

Ich setzte mich neben ein junges Mädchen, welches gerade unter einem grinsenden Gerippe saß und mit ihrer Nachbarin fröhlich und von sehr lebendigen Dingen plauderte; nachdenklich und fast erschreckt betrachtete ich den Knochenmann und seine junge Beute, über welcher er beide Hände ausgestreckt hielt, denn das Mädchen saß so, daß es schien, es wäre dem Skelett geradezu in die Arme gesunken. Dies hier also ist der Todtentanz unsers Holbein in ganz wirklicher Lebendigkeit.

Ganze Gerippe stehen nun in den Nischen der Ka-

pelle. Ein jedes von ihnen hält in seinen Knochenfingern eine Schrift, einen moralischen Spruch von der Eitelkeit des Lebens, oder eine Bitte an die Lebendigen, der Seelen im Fegefeuer eingedenk zu sein. Die saubere Kunst und der peinliche Fleiß, womit die Knochen zur Decoration verwendet sind, ist ganz erstaunlich. Hier hat man einen Teil der Wand mit kleinen Kinderschädeln, dort wieder mit größern Schädeln bedeckt; hier sind lauter Schulterblätter zusammengesetzt, dort Brustknochen, Schlüsselbeine, Rippen, Fingerknochen, Gelenkknöchelchen zu Arabesken geordnet. Alles hat man ausgelesen, gesondert und zu Mosaikfiguren verwandelt. Selbst die Candelaber sind aus Menschengebeinen phantastisch zusammengefügt. Es ist merkwürdig, wie künstlerische Form und ästhetisches Gesetz das natürlich Schauderhafte beinahe überwunden haben. Aber daß hier die Kunst solche That gethan, daß sie hier geradezu mit dem Tode gebildet hat und aus Dem, was dem Lebendigen als das Grausigste erscheint und was die Alles verhüllende Erde in wolthätiger Nacht begraben halten will, formenreiche Bildwerke und graziöse Arabesken schuf, ist doch erschrecklich und grauenerregend. Es scheint mir der höchste Gipfel religiös-fanatischer Selbstverleugnung zu sein und die bizarrste Phantastik vom Triumph über den Tod und seine Schrecken. Wäre es möglich, daß sich eine solche Todtenkapelle des Jahres 1853 nach Christi Geburt unter der Erde so lange Zeit erhielt, wie sich Grabgewölbe der Etrusker und der Aegypter erhalten haben, und vermöchte man sie nach 3000 Jahren wie-

der aufzugraben, so würde sie dann ohne Zweifel ein hochwichtiges culturgeschichtliches Denkmal sein, aus welchem die Nachwelt ihre Ansichten über den christlichen Cultus sich versinnbildlichen könnte. Aber auch uns lebenden Menschen ist ein Blick in eine solche christlich-römische Todtenkapelle lehrreich genug; es ist ein schaudernder Blick in das merkwürdige Wesen des Christentums selbst.

Die Aegypter trugen die Mumien ihrer Anverwandten bei den Gastmälern umher, auf daß der Fröhliche des Endes aller Dinge sich bewußt bleibe; sie gelten bei uns als dasjenige Volk, welches unter allen Nationen der Erde die Schauer des Todes am meisten überwunden habe, und ihre Religion nennt unsere Philosophie die Religion des Todes. Schwerlich haben die mit dem Tode befreundeten düstern Aegypter Aehnliches zu schaffen oder zu ertragen vermocht. Auch das Christentum ist die Religion des Todes oder des Triumphes über den Tod. In keiner mythischen Vorstellung der Religionen haben Tod und Leichnam eine gleiche Rolle gespielt; die Passion, der Kreuzestod, die Kreuzesabnahme, die Grablegung, die Auferstehung aus den Gräbern und die lange Reihe von Märtyrern im Gefolge jener Christenverfolgungen des Nero, Domitian, Decius, Diocletian und anderer Kaiser haben dem christlichen Cultus dies leichenhafte Gepräge aufgedrückt, die Lebensansicht der Christen bestimmt und ihre Kunst, die Musik, die Bildnerei und Malerei gleichfalls mit Todesanschauungen durchdrungen. Die lebenstiefe Weisheit des deutschen Gemüts,

welches Alles zu vollem Geistesleben machtvoll bewältigt, hat aus diesen Todesanschauungen die Todtentänze Holbein's geschaffen, die plastische Spruchweisheit Salomonis.

Wer aber mag zuerst auf den Gedanken gekommen sein, aus menschlichem Gebein Mosaik zu machen? Wenn ich die Todtenkapelle betrachtete, so war es mir, als hätte die verrückte Phantasie unsers Hoffmann sie gedichtet. Oder ich bildete mir ein, einen wahnsinnig gewordenen Kapuzinermönch zu sehen, welcher in dunstiger Mitternacht beim trüben Schein einer Lampe diese Menschenknochen zusammensetzt und allemal ein Gelächter ausstößt, wenn ihm eine Arabeske gelang. Ein Gerippe hilft ihm dabei. Es ist das Gerippe eines schon im Leben wahnsinnigen Künstlers. Da sitzen sie nun beide und sticken emsig die Knöchelchen zusammen und grinsen und schlagen eine Lache auf, wenn ein bleiches Menschenknochenbild fertig geworden ist — wenn nicht überhaupt all dies phantastische Knochenwerk ein paar wahnsinnige Gerippe in wüsten Nächten gemacht haben, was wol das Wahrscheinlichste ist. Ich sagte zu einem neben mir stehenden Kapuzinermönch: „Padre, wenn alle diese Schädel und Gebeine ihr Zubehör suchen müssen, welche Verwirrung!" — „Ja", entgegnete der Mönch ernsthaft, „am Jüngsten Gericht, wenn die Todten auferstehen, wird hier ein großes Rasseln sein."

Auch die Todtenkapelle der Kapuziner auf der Piazza Barberini ist ähnlich verziert wie jene am Ponte Sisto. Nur gelang es dort der Kunst minder, den Schauder

der Natur zu überwinden. Man hat hier hie und da Gerippe mit Kapuzinerkutten bekleidet, was einen fürchterlichen Eindruck macht. Ein nacktes Skelett ist weniger schrecklich, weil es immer natürlich bleibt, ein aus der Kutte grinsender Schädel ist ganz entsetzlich gespenstisch. Ich sah an der Decke des Gewölbes zwei Gerippe schwebend angebracht, wie man wol an Kirchendecken liebliche Engel schwebend darstellt. Es waren Kindergerippe, einst Prinzessinnen des Hauses Barberini. Die Todtenerde, wie es heißt, aus Jerusalem gebracht, soll die Leichen schnell verzehren.

Von der Oberkirche unserer Kapelle am Ponte Sisto schallt nun das Domine! Domine! und Misericordia der oben singenden Priester dumpf und schauerlich wie Stimmen aus dem Purgatorium von abgeschiedenem Volk „cantando Miserere verso a verso“. Auf einmal kamen sie herunter, mit schwarzen Fahnen, mit schwarzen Kreuzen, in schwarzen Kapuzen, mit Kerzen und Weihrauchfässern, stellten sich zu zweien Reihen in der Kapelle auf und sangen das Misericordia. Die Kerzenschimmer und die Dampfwolken schienen, indem sie flackerten und wallten, den Gerippen Leben und Bewegung zu geben, und selbst schienen nun diese beinernen Todten den eintönigen Klagegesang zu singen: „In te Domine speravi — Beati, quorum tecta sunt peccata“; ich weiß nicht, was sie sangen, aber es erschreckte die schon lange geängstigte Seele. Einige Frauen in schwarzer Trauer sah ich weinen, di pentimento che lagrime spanda — nach Luft und Leben ringend wühlte ich mich hervor

und trat aus dem Purgatorium heraus, „aufs neu zu schaun die schönen Sterne".

Und nun seid gegrüßt, freundliche, lebenspendende Sterne! Wie stehen sie in schlummerstiller, klarer Nacht unverwandelt und unendlich an dem Himmel Roms und schauen in diese öde Katakombe der Geschichte hinunter, als die alleinigen Götter, welche hier ausdauerten. Welchen bacchischen Taumel sahen sie nicht einst in diesen Straßen — Isispriester, Melittapriester, Korybanten und Gallen, Klageprocessionen des Adonis, Chöre des Mithras, Juden, Christen, zum heimlichen Fest nach den Katakomben wallend, oder brennend in den Gärten des Nero, wo nun Sanct-Peter's Kuppel zum Himmel aufragt.

Ich sah in der dunkeln und todten Straße ein einsames Licht auf mich zuwandeln. Ich erwartete, was es sei. Es war ein goldlockiger Knabe von vier Jahren, der, eine kleine Wachskerze in der Hand, gegangen kam. Er ging, das Licht vergnügt anblickend, an einen Palast, wo ein Haufen von Holzspänen zusammengekehrt war, und diesen zündete er an. Das Kind sprang mit dem Kerzchen an dem Feuer umher und schürte fröhlich das flammende Gespän zusammen. Es war ein gar reizendes Nachtbild. Ein Fremder kam dazu und gab dem Kind einen Bajocco. Aber der Kleine ließ ihn fallen und wiederholte stets: „Nein, das ist meine Candela! ich will euch meine Candela nicht geben." Er hatte keinen Begriff davon, daß man Geld schenke, und als wir ihm sagten, er könne beides behalten, das Geld und die Kerze, nahm er den Ba-

jocco und streckte uns zugleich zögernd und weinerlich seine Candela entgegen. „Welch ein rührendes Kind“, sagte der Fremde, „es ist die Unschuld selbst.“ Ja, es ist ein kleiner Lichtgeist, der mich aus dem schauerlichen Purgatorium geführt und mich von den Phantomen befreit hat.

In einem Teil der Oberkirche jener Kapellen, oder auch im Hofraum in eigens dazu aufgeschlagenen Gerüsten pflegen Wachsfiguren irgend welche Heiligen- und Märtyrergeschichte oder eine biblische Begebenheit darzustellen. Das Volk strömt zu diesen Rappresentazioni mit derselben Neugierde und mit demselben Vergnügen, als man bei uns zu Lande in die Wachsfigurencabinete geht, welche in alten Zeiten größtenteils auch Scenen aus der biblischen Geschichte darstellten, wie vor allen Dingen das ganz volkstümliche Urteil Salomo's. Ist die Hauptperson ein Heiliger oder Märtyrer, so fehlt es nicht an Andächtigen, welche dort ihr Gebet verrichten und um Fürsprache für die Erlösung ihrer Verstorbenen aus dem Fegefeuer bitten. Mancher Bajocco und mancher Grosso fällt in die zinnerne Schale, die der Thürsteher an dem Wachsfigurencabinet neben sich stehen hat. In der Regel geht ein Chorknabe vor den Wachsfiguren auf und ab, eine mächtige Büchse in der Hand, in welcher er die klappernden Groschen schüttelt, um zu Geldspenden einzuladen.

In der Kapelle alla Morte hatte man eine Scene aus der Geschichte der heiligen Agnes dargestellt. In transparenten Wolken erschien diese blondgelockte Mär-

tyrerin, in einem Kleid von ätherischer Gaze herabschwebend; vor ihr knieten verehrend die Glieder ihrer Familie. Die Gruppirung der Figuren, die malerische Gewandung und die rosige Beleuchtung zeigten, wie viel Fleiß die Brüderschaft auf diese Repräsentation verwendet und wie sie ihre Ehre darein gesetzt hatte, hinter andern Darstellungen nicht zurückzubleiben, sondern sie allgesammt zu übertreffen. In der Todtenkapelle der Santa Maria di Trastevere hatte man die Begegnung des Moses mit Jethro in der Wüste als ein ganz vortreffliches idyllisches Stück dargestellt und mit landschaftlichem Zubehör von Felsen und Palmen, wie mit einer guten Staffage von Schafen ausgestattet. Aber die Krone aller Rappresentazioni war das Wachsfigurencabinet auf dem Kirchhof am Sanct Johann vom Lateran.

Dort wurde der heilige Erasmus und sein Martyrium gezeigt. Der Heilige liegt rücklings auf einem Gestell, aufgeschnittenen Bauches, die Eingeweide heraus, welche zwei Henkersknechte aufhaspeln und um eine Garnwinde winden. Erasmus sieht und hört nichts mehr, denn sein Kopf sinkt schon ersterbend zur Erde. Neben ihm steht ein Priester des Zeus, das Haupt bekränzt, in schönster Gewandung, und zeigt mit liebevoller Geberde auf das Jupiterbild in der Ecke, vor welchem eine Opferflamme brennt. Auf keine Weise ist dieser Heidenpriester fanatisch oder diabolisch vorgestellt, sondern seine sanftmütige Miene sagt offenbar: „Siehst du, mein Freund Erasmus! jetzt werden dir die Eingeweide herausgehaspelt, weil du die-

sem höchsten Jupiter nicht hast opfern wollen; darum beschwöre ich dich, o mein Sohn, kehre um, solange es noch Zeit ist, und Alles soll vergessen sein." Dagegen ist der höchste Jupiter als eine Art von fratzenhaftem Kobold oder Moloch aufgefaßt. Die ganze Märtyrerabschlachtung, vor deren barbarischem Gräuel man nur durch Ironie sich retten kann, geschieht vor dem Tron des Kaisers Hadrian, welcher ihr ruhig und in kaiserlicher Haltung zuschaut, zwei lanzenhaltende Kriegsknechte neben sich. Er trägt einen schönen kohlschwarzen Bart und den Lorbeerkranz. Ich war nicht wenig erstaunt, diesen im Ganzen christenfreundlichen Imperator hier in Rom als Mitacteur bei einer so kannibalischen Scene wiederzufinden, und muß nun zu seiner Ehre erklären, daß er solchen japanischen Hofvergnügungen, als wie das Bauchaufschneiden ist, niemals ergeben war.

Uebrigens waren die Figuren mit viel malerischem Verstand und offenbar von einem Künstler drapirt; ich erinnere mich kaum, bessere Wachsfiguren gesehen zu haben. So unmenschlich auch die Scene war, so beleidigte sie doch das Gefühl weit weniger als das entsetzliche Gemälde des Nicolas Poussin in der Bildergallerie des Vatican, welches denselben Gegenstand darstellt. Denn hier macht der Betrachter keine Ansprüche an ein ästhetisches Kunstwerk. Jenes Bild aber ist wol das Aeußerste von Mishandlung der Kunst und von Verhöhnung aller ihrer sittlichen Gesetze; es setzt voraus, daß der Beobachter entweder ein Gladiator oder ein Metzger sei. Die barbarische Lust der alten

Römer an der Qual sterbender Thiere und Menschen scheint sich hier vielfach in die christliche Malerei hinübergezogen zu haben, nur noch ekelerregender und frivoler. Denn was kann schändlicher den Menschensinn beleidigen als solches Gemälde, oder die in der Kirche San Bartolomeo auf der Tiberinsel dargestellte Abschindung dieses Heiligen, oder endlich jene Fresken in der Kirche Santo Stefano Rotondo, welche die unsaglichsten Todesarten von Märtyrern in blühenden Farben und guter Zeichnung mit himmelschreiender Wahrheit vorstellen. Würde ein Grieche die Bildermuseen des heutigen Italien und dessen Kirchen durchwandern, so möchte er das Urteil fällen, daß er zu dem Volke menschenfressender Cyklopen gekommen sei, deren Religion kannibalisch und welche sich im Verfolg der Zeiten auf Malerei verlegt hätten, daß aber unter ihnen auch ebenso viel Bilder zu finden seien, welche die himmlischen Grazien selbst unbegreiflicherweise müßten gemalt haben.

Der Sinn der Römer für Figuren und jederlei scenische Darstellung oder Gruppirung ist merkwürdig groß und allgemein. Es gibt kaum ein Fest, wo man ihn nicht gewahrte. Die biblischen Darstellungen, Legenden, Weihnachts- und Passionsvorstellungen sieht man in vielen Kirchen. Es erstreckt sich das bis in die Buden der Fettwaarenhändler und der öffentlichen Straßenküchen. Auch diese haben ihre Heiligen und Patrone und ihre Feste, an denen sie miteinander wetteifern, ihre Buden mit Blumen, mit Buntwerk, mit Ampeln und Figürchen auszuschmücken. Sobald die Fastenzeit

vorüber ist, verwandeln sich die Buden der Pizzicaroli, der Verkäufer von Käsen, Würsten, Schinken und andern fetten Dingen, in kleine Tempel, in denen irgend eine köstliche Wurst als Wurstgottheit, als mythische Göttin Salami verehrt zu werden scheint. Wie in den Todtenkapellen die Wände mit Schädeln und Menschengebein gebildet oder überkleidet sind, so macht der Pizzicarolo seinen Laden zu einer graziösen Wurstkapelle. Symmetrisch aufgeschichtete Käse bilden etwa die eine Wand, die andere wieder mächtige Speck- und Schmeerseiten, die weißen Kanten, welche mit Arabesken von Gold- und Silberpapierstreifen überkleidet sind, zierlich herauskehrend. An der Decke hängen zahllose Wurstmosaiken, und Würste schweben hier phantastisch unter zwischengesteckten Blumen, Lorber- und Myrtenzweigen, und nicht minder graziös als die schwebenden Bacchantinnen auf Fresken von Pompeji oder die reizenden Jahreszeiten des Giulio Romano. Es sind ohne Zweifel höchst geschmackvolle Wurstfresken. In der Mittelwand nun wölbt sich eine mysteriöse Grotte, und darin dreht sich zwischen Schinken und Würsten die Passion Christi. Sie ist in einem Tempelchen vorgestellt, welches umkreisend alle bezüglichen Figuren und Figürchen auf das beste sehen läßt. Ueberall flimmern Ampeln und Lichter, und von Freude, von Stolz und Fett stralend steht der kunstreiche Wurstbildner hinter seiner Fleischbank und scheint der hereindringenden Menge die großen Worte zuzurufen: „Anch' io sono pittore!“ Glückliches, kindlich heiteres, aber auch kindisches Volk! Haben sie doch Alles, die ganze

Weltgeschichte und den Pulcinella, die Kunst und die Sonne des Südens, Blumen, Früchte und Wein in unerschöpfter Fülle. Seht also diesen Fetthändler, wie er die große Menschheitstragödie, das Weltleiden zu einem Puppenspiel travestirt und zwischen den Schinken sich drehen läßt, und was er für ein großer Triumphator über den Tod ist!

Dies Rom ist eine wunderliche Figurenwelt. Die ganze Entwickelungsgeschichte der Erde ist hier in Figuren zu finden, von den Museen des Vatican und des Capitol und den Kirchen herab bis auf die Springbrunnen des Bernini und die Marionettentheater. Wenn alle diese Figuren lebendig würden, so möchten sie das römische Volk austreiben, und es sollte eine lustige Gesellschaft sein, die dann Rom bewohnte, vom Apollo vom Belvedere bis zu dem kleinen Pagliazzo auf der Montanara und dem armen Erasmus, dem die Eingeweide aus dem Leibe gewunden werden. Aber das ist keineswegs ein burlesker Spaß für die Phantasie, sondern es ist für den Denkenden. Denn alle diese Figuren und Figürchen, Göttergestalten, Menschengestalten und Thierbilder sind ebenso viel geschichtliche Gestalten des Menschen selbst und alle aus seinem innersten Wesen durch große Processe von Entwickelungskämpfen vieler Zeitalter herausgeschaffen; und am Ende kann sich die Marionettenpuppe neben den Laokoon stellen und ausrufen: „Anch' io sono Laocoonte!"

Gegenwärtig spielen in Rom zwei Marionettentheater (Teatri delle marionette oder dei burattini), eins auf der Piazza Montanara, das andere auf der Piazza

Sant' Apollinare. Jenes ist das echt volkstümliche Puppentheater für die unterste Classe der Bevölkerung, dieses hat schon civilisirte Puppen, welche auch im Leibrock und in Glacéhandschuhen spielen und jedesmal mit einem prächtigen Ballet endigen. Die Puppen auf der Montanara dagegen sind noch nicht von der Cultur ergriffen, sondern gehen in mittelalterlichem Costüm, und ihre Art sich zu betragen ist reckenhaft, wild und von einer frivolen Ungeberde. Sie tragiren fast durchgehends alte Ritterstücke, bisweilen auch ein Stück vom Aeneas und vom König Turnus, in der Regel aber spielen sie die mittelalterlichen Romanzen und den ganzen Ariosto von A bis Z, sodaß sie die romantischen Sagen im Volke lebendig erhalten, was kein kleines Verdienst ist. Am heutigen Tag aber hängt am Arco dei Saponari, wo das Marionettentheater aufgeschlagen ist, ausnahmsweise ein großes papiernes Aushängeschild, auf welchem in langen Buchstaben zu lesen ist, daß man spielen wird den Cristoforo Colombo, wie er die Indien entdeckt hat, nämlich im Jahre 1399, wie solches der Wahrheit gemäß der Zettel besagt.

Die Piazza Montanara, eher Straße als Platz zu nennen, gegen den Fuß des Tarpeischen Felsens gelegen und zwischen ihm und dem Tiber, ist einer der Sammelplätze des römischen Volkslebens, namentlich für die untersten Schichten und für die vom Lande kommenden Campagnolen. Alles sieht hier ärmlich und unsauber aus; die Bedürfnißartikel, welche dort auf den Bänken feilgeboten werden, zeigen, daß hier für Quattrini gehandelt wird. Wer wird jene zahllosen Cigarren-

stummel kaufen, welche die Jungen von den Straßen aufgelesen haben und die nun in hölzernen Kisten zum Verkauf ausliegen? Der arme Mann und der Arbeiter von der Campagna kauft sie für seine Pfeife oder als Kautaback. Es fehlt auch nicht der Straßenschreiber, welcher an der Ecke jenes Hauses hinter seinem Tische sitzt, Papier und Feder vor sich habend und das großmächtige Tintenfaß, aus welchem er mit derselben Geläufigkeit Liebesbriefe, Drohbriefe, Contracte, Beschwerden und Bittgesuche aufzusetzen weiß. In dieser Gegend hat also das Marionettentheater sein passendes Local gewählt; es findet sein Publicum an den Straßenjungen, an den Bettlern, Arbeitern und Handlangern, welche Abends sich am Ariosto zu ergötzen ein Recht haben.

Nun thut sich das gähnende Thor der Seifensieder auf, in welchem es dunkel und ungeheuerlich ist, und schon dringen durch diese Höle Stimmen von lärmenden und quäkenden streitbaren Jungen, welche vor der Billetverkaufsbude und vor der steinernen Treppe des Hauses lungern und sich drängen. Da es heute noch ein Carnevalstag ist, so wird das Publicum sehr zahlreich sein. Das schmuzige alte Haus steht in einem kleinen Wolfswinkel, welchen eine Lampe erhellt, wenn der Mond nicht hineinscheint. Unten befindet sich ein zimmerartiges Loch, worin die Billets verkauft werden. Wir können dreierlei Plätze haben: im Paradiese für 2 Bajocchi, im Parterre für 1 Bajocco und auf dem Palchettone für 2 Bajocchi. Da wir vermögende Leute sind, bezahlen wir den besten Platz. Nachdem

nun das Billet gelöst ist, gilt es, sich ins Haus zu schieben. Dies aber ist kein geringes Unternehmen, denn die enge Treppe ist von Schaulustigen, namentlich von Jungen, vollgepfropft, von denen jeder der erste sein will, und ein ohrenzerreißender Lärm wird verführt. Hundert Füße und Hände sind im Aufruhr, und keine anständige Tasche ist vor Fingerübungen sicher. Man wird also durch eine enge Thür in das Haus hineingeschoben, denn es geht hier Alles im Schub hinein, und ebenso werden die Zuschauer nach Beendigung des Spiels, da Alles hinausstürzt, im eigentlichen Sinne des Wortes im Schub wieder an die Luft gesetzt. An der Thüre aber steht gedankenvoll ein päpstlicher Jäger und bemüht sich um die Drangsale der Menschen, so oft es ihm einfällt.

Wir haben uns jetzt über einer Hühnerstiege auf den Palchettone gerettet, eine um die Wände laufende ganz enge hölzerne Balustrade, und dort haben wir auf wackelnden Holzbänken Platz genommen. Wir beschauen jetzt das Haus in der Nähe. Ein Vorhang mit mythologischen Figuren, Apollo und einige Musen, welche nur noch halb kenntlich und in der elendesten Verfassung sind, verschleiert die Geheimnisse der Bühne. Von der Decke hängt ein halber Breterverschlag, der von den Lampen angeschmaucht ist und in dessen Ritzen zahllose Düten hineingesteckt sind, die uns rätselhaft erscheinen. In diesem Verschlag trampeln die Zwei-Bajocco-Menschen umher, denn das ist das irdische Paradies. Unter uns liegt auf dem Boden das Parterre. Wenn Hercules, als er nach Rom kam, den

Riesen Cacus auf dem Aventin zu erschlagen, dieses Parterre gesehen hätte, so hätte er wahrscheinlich eine Arbeit daran gewendet, und wir würden heute in der Schule nicht lernen: siebentens, er hat die Ställe des Augias gereinigt, sondern: siebentens, er hat das Marionettentheater auf Montanara ausgefegt. Denn dies Parterre hat wol, solange es existirt, niemals weder die Ehre noch die Wolthat eines Besens erfahren. Auf seinem erdigen Boden liegen Tausende von weißen Kürbiskernhülsen, Fruchtschalen und Papierfetzen, welche nun eine natürliche Mosaik bilden. Auf den Bänken sitzt eine zerlumpte Jungenschaft, Roms Sprößlinge von der Wolfsmilch genährt, die raubsüchtige Brut des Romulus. Betrachtet man auch die Physiognomien der Erwachsenen, diese bronzefarbenen, schwarzhaarigen Kerle, so glaubt man wahrlich in das Banditen- und Räuberasyl des Romulus gekommen zu sein. Indessen so urrevolutionär auch der Lärm ist, welcher von unterwärts aufsteigt, so friedlich ist der Zweck dieser Versammlung, denn sie Alle wollen sich von Puppen schöne Dinge vorspielen lassen, also ein höchst unschuldiges und kindliches Vergnügen genießen. Es hat die ganze Versammlung einen Marionettenanstrich; denn nun kommen vom Carneval her Masken ins Parterre, Pulcinelle, Pagliazzen mit Peitschen und aufgeblasenen Schweinsblasen, Wunderdoctoren und Charlatane. Sie nehmen unter Gelächter Platz; ein Zug von infernalischer Heiterkeit, ein ganz Höllenbreughelischer Charakter ist über das Parterre ausgegossen. Die Gesellschaft bedarf einiger Erfrischungen. Und siehe da, ein Ver-

käufer schlüpft mit Geschick durch die Bänke, auf beiden Händen einen Korb balancirend, in welchem Pfefferküchelchen, kleine Pasten und die beliebten Kürbiskerne in Düten zu haben sind. Bald beginnt das ganze Parterre Kerne aufzuknuppern und die Mosaik des Bodens zu vermehren, während die Düten von den Jungen in die Ritzen des Paradieses gesteckt werden, wo sie wie Tropfsteinbildungen in einer Höle herabhängen. Der Lärm ist wahrhaft sinnbetäubend.

Es haben sich nun auch einige Damen, Wölfinnen und tarpejische Nymphen, auf dem Palchettone eingefunden; es ist Zeit zum Beginnen. Man ruft: „Anfangen! Anfangen!" Die Musik beschwichtigt. Welche Musik! In der Ecke des Palchettone sitzen eingedrückt drei Musikanten, erzdurchtönende Männer, langausatmende Tubabläser. Wenn sie nicht von den Posaunisten Jerichos abstammen, so stammen sie sicherlich von den alten pelasgischen Tyrrhenern, welche die ersten Tuben nach Italien in die Stadt Tarquinii gebracht haben. Ihre Musik ist niederreißend, wahre Ruinenmusik. Trotz des Heulens, Pfeifens, Schreiens und trotz all dem schrillen Spectakel blasen die Musikanten mit unerschütterter Standhaftigkeit, und es fährt bisweilen durch das Chaos der Töne ein armstarker schrecklicher Trompetenstoß.

Nun werden die Puppen spielen, und wir können die herrlichsten Geschichten sehen, den Kaiser Karl und die Paladine, den Orlando, den Medoro, den Lancelot, den Zauberer Malagis, den Sultan Abdorrhaman, die Melisandra, den Ruggero, den König Marsilio und

die Königin Ginevra; wir können ganze Völkerschaften von Mohren und Sarazenen und die schrecklichsten Bataillen anstaunen.

Heute spielen sie die schöne Geschichte „Angelica e Medoro" oder „Orlando furioso e li Paladini". Es geht der Vorhang auf und die Puppen erscheinen. Da kommt der tapfere Orlando und sein Schildknappe Pulcinella mit einem Schwung und gleichsam durch die Luft; jener ist vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert, und das Schwert Durandal ist an seiner Hand befestigt. Der Pulcinella trägt die weißen Hosen, den weißen weitärmeligen Rock und die spitze weiße Kappe. Die Puppen sind zwei Fuß und darüber hoch, ihre Glieder sind höchst gelenk und leisten alle menschenmöglichen Bewegungen mit einer burlesk-komischen steifen Grandezza, wobei das Klopfen ihrer hölzernen Beine, auf welchen sie beständig balanciren, um sich aufrecht zu halten, das Aufhüpfen und Aufspringen und die puppenhafte Geberdung zu dem Pathos der von obenher unsichtbar declamirenden Stimmen eine ganz ergötzliche Wirkung hervorbringt.

Allmälig gewöhnt sich das Auge an die Maße dieser Gliederchen, indem es die natürlichen Verhältnisse herabstimmt, und wenn nun eine Maroinette nicht gehorchen will und plötzlich eine nachhelfende Menschenhand herunterfährt, so erscheint diese dem Auge als die ungeschlachte Hand eines Riesen und als etwas Unnatürliches.

Während nun die Puppen spielen und in bombastischen Ritterreden einander ausfodern oder sich verliebte

Herzensergießungen machen, geschieht es bisweilen, daß es einem Jungen im Parterre einfällt mitzuspielen, und daß er ein Stück Holz auf die Bühne unter die Marionetten schleudert. Ich sah eines Abends, da man die Geschichte des bösen Ganelon gab, einen Jungen diesem schändlichen Verräter ein Stück Holz nach dem Kopfe werfen, und ich glaube, der Junge that das aus demselben heroischen Mitgefühl, welches den edeln Ritter Don Quixote so weit fortriß, alle Puppen eines Marionettentheaters mit seinem tapfern Degen zusammenzuhauen, weil sich seine Ehre dagegen sträubte, zu dulden, daß schändliche Verräter eine edle und tugendsame Dame auf ihr Schloß gefangen führten. Der Anteil an dem Stück zeigt sich immer auf das lebhafteste, und es fehlt nicht an kritischen und witzigen Bemerkungen, welche beweisen, daß der Zuhörer mit dem Gegenstande bestens vertraut ist.

Den höchsten Jubel rufen immer die furiosen Scenen hervor, die sich natürlich häufen. Als Orlando über die Untreue der Angelica in Raserei gerät, schüttelt er sich mit einer so beispiellosen Wut, daß ihm Panzer, Beinschienen und Helm Stück für Stück abfallen, und er wie Amadis von Gallien im Büßerhemde dasteht. Hierauf schlägt er mit dem Degen eine Hirtencapanne, zwei Bäume und einen Felsen nieder, immer brüllend: à terra, à terra! Dazu brüllt auch Pulcinella: à terra, à terra! und rüttelt aus Leibeskräften an der Capanne. In den Schlachtscenen, deren so viel als möglich in jedem Stück vorkommen müssen, wird hinter den Coulissen stets die Trommel gerührt. Die kämpfen-

den Paladine oder Ritter und Mohren schlagen wol drei Minuten lang mit unbeschreiblicher Tapferkeit aufeinander; die Puppen werden dabei in der Luft mit großer Geschicklichkeit gegeneinander geschwenkt und ihre Arme an den Gelenkfäden so geschickt bewegt und gegeneinander geschlagen, daß die Degenklingen sich beständig treffen und ein fürchterliches Getöse machen. Ich sah Orlando mit immer gleicher Tapferkeit zehn Hirten erschlagen und ungezählte Mohren niederhauen. Ist es eine Schlacht, so rennen sich die Heere stoßweise an und hauen wütend ein; der unterliegende Teil stirbt jedesmal paarweise. Denn es fallen je zwei Puppen; auf diese fallen wieder zwei und so weiter, bis ein gräuelvoller Leichenhaufe aufgeschichtet liegt, worauf sich dann der Paladin triumphirend oder der Pulcinella einen Witz machend hinstellt.

Der Pulcinella, welcher in einem gurgelnden Tone spricht, der zur komischen Rolle vortrefflich passend ist, liebt es, in der platten Mundart von Trastevere zu reden. Die Ausgelassenheit dieses Volkshumors ist so groß, wie oftmals die bewundernswerte Feinheit der Einfälle. Er ist ein unveräußerliches Eigentum der romanischen Völker, der Italiener und der Spanier. Er zeigt, wie im Wesen der Volkspoesie das Tragische und das Komische zusammengehen. Auch der Leporello ist nichts Anderes als der Pulcinella. Calderon hat die komische Volksfigur ganz vortrefflich und weit volkstümlicher aufgenommen als irgend ein anderer Tragödiendichter, vor allem in seinem Faustischen Stück: „Der wunderthätige Magus“. In unserm Puppenspiel

„Faust", das vor dem Volk leider selten geworden ist, erscheint auch der Pulcinella leibhaftig, wenn auch im deutschen Kittel; im Goethe'schen „Faust" hat der Wagner den ursprünglichen Charakter verloren und ist eine dem Volk unverständliche intellectuelle Figur geworden. Der Pulcinella ist eigentlich zum Mephistopheles erweitert, und namentlich ist der Teufel in der parodistischen Gartenscene ganz pulcinellenhaft. Es besteht aber das Wesen der italienischen Figur nicht in der Ironie, sondern in der Parodie, welche hier wieder nur ein ganz bewußtloser Zug des ausgelassenen Humors überhaupt ist.

Die schöne Geschichte vom Cristoforo Colombo spielt das Puppentheater bereits seit 14 Tagen unausgesetzt dreimal am Abend. Es ist ein ausgesuchtes Spectakelstück und reizt die Neugierde besonders durch die unerhörte Erscheinung der Indianer. Die Fabel ist aus allen zu einem Ritterstück erforderlichen Bestandteilen auf das beste zusammengesetzt. Diese Dinge sind: schändlicher Verrat, Liebe und Eifersucht, ritterliche Ausfoderung und Kampf, und so viel Schlachterei als möglich. Der schändliche Verräter im Stücke war Roldan, die einzige geschichtliche Person neben dem Colombo in diesem trefflichen Drama. Roldan hatte sich auf die Seite der Indianer geschlagen, man sah ihn sogar auf einem indianischen Tron sitzen, über und über mit Federn ausstaffirt, sodaß er einem Paradiesvogel ähnlich sah. Die Indianer waren ebenfalls mit prächtigen Federbüschen gekrönt, und trugen mitunter auch Federn an den Beinen, nach Art des Mercur.

Roldan redete sie Soldati an. Sie waren übrigens gut einexercirt und erschienen in der Schlacht mit Flinten und Schießgewehren. Colombo selbst trug einen stattlichen spanischen Rock mit einer Halskrause und ein schwarzes Barett. Man hatte ihn nicht als Paladin aufgefaßt, sondern als Admiral; daher war ihm der Degen nicht an der Hand befestigt. Er handelte gar nicht, desto mehr aber seine Ritter Pisandro, Glorimondo und Sannazaro. Vor seinen Augen fodern sich zwei edle Damen, welche nach Ariostischer Weise Panzer tragen, zum Kampf, worauf die beleidigte Martidora ihre Feindin und deren Gemal erschlägt. Der Pulcinella ist Colombo's Schildknappe. Ein Engel erscheint ihm und gibt ihm einen Ring, mit welchem er Roldan und die Indianer so verzaubert, wie Ritter Hyon den Sultan von Babylon und die Heiden mit dem Horn verzauberte. Die gefiederten Indianer fahren beim Anblick des Rings in die Lüfte, aber Roldan bleibt regungslos an den Boden geheftet stehn. Hierauf erscheinen zwei gräuliche Prügelgeister, welche ihn auf Befehl Pulcinella's grausam durchprügeln. Dieser Act der Gerechtigkeit erregte ein unglaubliches Jauchzen unter dem Parterre, welches vor moralischem Wolbehagen nicht anders schrillte als eine Wolke von grillen Mauerschwalben; dazu wurde auf der Trommel der Gerechtigkeit gerasselt, und ein Hornbläser hauchte in erschütternden Tönen seine Seele aus. Ich sah wieder einige Jungen dem schändlichen Verräter mit Papierdüten nach dem Kopfe werfen, um ihm so die gründlichste Verachtung des Parterre kund zu geben.

Nun folgt ein Zwischenact. Wer niemals einen Zwischenact auf der Montanara erlebt hat, kann sich keine Vorstellung von Lärm machen. Man glaubt in der Arche Noah zu sein und alle Thiergeschlechter schreien zu hören. Es ist das nächtliche Thierleben im Urwald, wie es Humboldt beschreibt, und dieses Gezeter von 300 Jungen begleitet mit einer wahrhaft göttlichen Ruhe ein pflichtschuldiger Hornbläser. Vom Parterre kriechen nun beständig Jungen nach dem Palchettone empor, um sich dort einzuschmuggeln: sie klettern wie Marder, wie Wiesel und Eidechsen. Sieht sie der wachthabende päpstliche Jäger auf dem Palchettone, so schlägt er ihnen mit der Faust auf die Köpfe, daß sie hinunterpurzeln. Hat er sich weggedreht, so sind sie wieder oben. Kaum aber ist der Vorhang zum Zwischenact gefallen, so kriechen einige Jungen an die Bühne und heben ihn von unten auf, um zu sehen, ob es nicht bald wieder losgeht.

Der Schluß des Cristoforo Colombo war eine der glänzendsten Schlachtscenen; denn beide Heere, Indianer wie Spanier, rückten mit Feuergewehr an, welches losgebrannt wurde. Auch eine Kanone wurde abgefeuert, worauf die Indianer alle paarweise, doch erst nach heldenmütigem Kampfe, niederfielen. Dies Schießen, Trommeln, Hornblasen, das Klappern der im Kampf zappelnden Marionetten und das gellende Kreischen des Parterre war das ausgesuchteste Schlachtgetöse, das je auf einer Bühne gehört worden ist.

In der Regel spielen die Marionettentheater drei mal des Abends. Sie beginnen mit Ave Maria; das

erste Stück ist das kürzere, dann folgt ein größeres, welches man Camerata lunga heißt. Wir wollen nicht mehr zur Camerata lunga bleiben, sondern nach dem zweiten Marionettentheater auf Piazza Santo Apollinare gehen.

Da führt uns der Weg über den Sant' Eustachio-Markt mitten in ein unabsehbares Gewühl von Menschen und in ein Meer von schrillenden, pfeifenden, knarrenden und schnarrenden Tönen, die das Ohr zu zerreißen drohen. Nicht wie bei uns zu Lande beschenkt sich hier die Welt am Christabend, sondern sinnvoller am Tag, da die drei Magier dem Christkind die Bescheerung brachten. Dieser Begebenheit zu Ehren wird nun mit dem 6. Januar hinter dem Pantheon jener Markt eröffnet. Mehre Straßen hindurch gibt es nichts als Ausstellungen von Spielwaaren jeder Art, welche oft auf das sinnreichste und graziöseste zusammengesetzt sind. Es scheint davon so viel vorhanden zu sein, daß man die ganze Kinderwelt versorgen könnte. Nun wogt durch diese Straßen eine Flut von Menschen; man trommelt auf kleinen Trommeln, man bläst auf Muschelhörnern, man kreischt mit Schnarren, und besonders wird auf kleinen Pfeifen gepfiffen, welche die Form von Kinderspielzeug haben, als Pulcinelle, Springmännchen, Hündchen und Vögelchen von Thon. Buben, die als Pulcinelle herausstaffirt sind, gehen bandenweise mit solchem Gepfeife durch die Straßen. Es ist ein dämonischer Lärm. Er steckt an, Alles pfeift und kreischt, und selbst mancher feingekleidete Herr widersteht nun dem Drange nicht länger und setzt nun auch die

Pfeife an den Mund. Diese Tausende von schrillen Tönen bringen eine Wirkung hervor, welche die Seele im Leibe zu einer miauenden Katze verwandelt. Seltsam! dieselbe Neigung, die den Menschen bisweilen plagt, sich in eine wildfremde Maske zu werfen, treibt ihn auch, seine Stimme und Sprache zu maskiren und in die wunderlichsten Laute ausbrechen zu lassen. Wie der im Zorn kreischende Mensch will er ganz und gar aus seiner Haut fahren.

Wir sind im Theater Sant' Apollinare angelangt. Dieses zweite Marionettentheater, ehemals Teatro Fiano und in der Zeit der jüngsten römischen Republik durch die sarkastische Figur Cassandrino beliebt, welche sich jetzt in den politisch unschuldigen Pulcinella verwandelt hat, ist, wie ich schon gesagt habe, das civilisirte Puppentheater. Die Puppen spielen hier vor einem anständigen Publicum auf einer kleinen, sehr zierlich ausgestatteten Bühne, welche sauber gemalte Coulissen jeder Art aufzustellen vermag und mit einem vollständigen Bühnenapparat ausgerüstet ist. Der Zuschauerraum in einem kleinen Saal besteht aus dem Parterre und dem Palchettone. Für einen Sitz in jenem zahlt man 3 Bajocchi, für den Palchettone aber 5 Bajocchi. Der Preis verwehrt also der untersten Classe den Eintritt. Man sieht die Mittelclasse und die gebildete Welt, welche auch das Vergnügen eines Marionettenspiels nicht verschmäht. Das Proscenium hat sogar Lampen, vor denen ein kleines Orchester in den Zwischenacten spielt, und der Vorhang ist neu und elegant. Man gibt hier wol auch Ritterstücke, wie den

bekannten Volfango fiero, aber in dem schönsten Costüm, da die Ritter köstliche Harnische, die Damen sammtene und seidene Schleppkleider tragen; doch meist spielt man Leibrockstücke in Glacéhandschuhen, Conversationsdramen, Localpossen und Heiratsgeschichten, in denen bisweilen reiche Engländer herhalten müssen. Der Pulcinella hat dasselbe Costüm wie sein Zwillingsbruder auf der Montanara, und ist gleich seine Natur dieselbe, so hat er sich doch in höherer Gesellschaft Lebensart angeeignet. Ganz erstaunlich aber ist seine Gelenkigkeit, denn sitzend weiß er sogar die Beine übereinander zu schlagen und mit den Füßen zu schlenkern wie ein Engländer. Bei Hochzeiten oder bei andern festlichen Gelegenheiten lassen sich Herren und Damen mit großem Anstand auf die Polster nieder und schauen einem Ballet zu, welches das Orchester mit Musik begleitet. Außerdem wird jedes Stück mit einem Ballet geschlossen. Die Kunstfertigkeit und Grazie, wozu es diese Puppen im Ballet gebracht haben, ist bewundernswürdig; denn nicht allein tanzen sie die schwierigsten Tänze ebenso feenhaft und anmutig, als die Cerrito oder die Pepita sie tanzt, sondern auch der Anstand ihrer Bewegungen und die huldreichen Mienen, mit welchen sie sich verneigen und grüßend die Arme bewegen, sind hinreißend. Man vermißt hier nichts, was einem Ballet der Oper zukommt. Diese Puppen tanzen Goethe, Shakspeare und Dante mit den ausgesuchtesten Beinschwenkungen, und bald schweben sie in lustiger Polka, bald wiegen sie sich wie Schmetterlinge, bald drehen sie sich auf der äußersten Zehspitze, bald knien sie zur Attitude nieder,

und jedesmal endigen sie ihr Ballet mit einer großartigen malerischen Gruppe, zuweilen in bengalischem Feuer. In allem Ernst, es ist das non plus ultra von Gelenksamkeit, wozu es Puppen gebracht haben.

Wir haben also gesehen, daß dies ernstmelancholische und düstere Rom in seiner Physiognomie auch einen kindlichen Zug zeigen kann, und daß der Pulcinella auf all diesen Trümmern, Katakomben und Todtenschädeln lustig sein Wesen treibt und so fröhlich ist wie das Heimchen auf dem Grase der zerstörten Kaiserpaläste und die grüngoldene Eidechse, welche an dem Grabmal der Cäcilia Metella sich emporschlängelt.

Ich wollte nun meine Freunde in das Volkstheater auf die Piazza Navona führen, aber ich höre die Stimme eines predigenden Kindes, und diese lockt uns in die alte schöne Basilika von Ara Celi auf das Capitol. Dort predigen Vormittags und Nachmittags kleine Kinder, Buben und Mädchen, mehr als eine Woche lang bis zum Fest der heiligen drei Könige, an denen die Kinderpredigten endigen. Aus einem Marionettentheater ist es kein weiter Sprung zu einer Predigt kleiner Mädchen von sechs oder acht Jahren. Auch ist der Mittelpunkt dieser Schauspiele eine Puppe, eine mit Edelsteinen und flimmernder Krone reich gezierte, der heilige Bambino von Ara Celi.

In einer Kapelle der Kirche ist die Grotte von Bethlehem und die Verehrung der drei bescheerenden Könige vom Morgenland auf das zierlichste dargestellt; es sind Wachsfiguren in Weise eines Guckkastens mit Staffagen von Schäferei und landschaftlichem Zubehör.

Die Mutter Gottes sitzt in der Grotte und hält auf ihrem Schoos den Bambino, welchem die Könige die Geschenke kniend darreichen. Draußen aber kniet am Pfeiler eine stattliche Figur im scharlachnen Mantel, mit türkischen Pantalons und in einem Kopfbunde; anbetend hält sie die Arme zum Bambinello erhoben. Ihr gegenüber steht an dem andern Pfeiler ein großes und erhabenes Weib, welches dem knienden Halbtürken das Jesuskind zu zeigen scheint. Dieser Halbtürke ist kein Anderer als der Kaiser Augustus, und das Weib ist die Sybille. So hat man hier die Sage dargestellt, daß die Sybille dem Augustus in einer Vision das Jesuskind gezeigt habe, welches in die Welt gekommen sei, sie zu beherrschen. Sie ist eine der tiefsinnigsten Legenden des Christentums.

Der Grotte gegenüber steht auf der andern Seite des Kirchenschiffs ein Predigtpult, auf welches Kinder im Alter von sechs bis zu zehn Jahren steigen, eins nach dem andern, jedes etwa fünf Minuten lang predigend; und das geht etwa zwei Stunden vor einigen Tausend Menschen so fort. Ein kleiner hübscher Junge stieg zuerst auf das Pult, schlug ein Kreuz und fing nun mit Geberden, wie Kinder handbewegend zu declamiren pflegen, eine wolgesetzte Predigt von dem in die Welt gekommenen Heile an. Sein Nachfolger, ein größerer Knabe im Chorhemd, verstand es noch besser. Er schrie mit komischem Pathos, donnerte seine Predigt gleich einem Kapuzinermönch herunter und gesticulirte trotz einem tragischen Schauspieler. Man sah ihm an, daß er ein angeborenes Talent

zur Mimik besaß; kam in seiner Predigt das Wort Kopf vor, so faßte er nachdrucksvoll nach dem Kopfe, Auge, nach dem Aug, Ohr, nach dem Ohre. Als er einmal Harfenspiel sagte, machte er sofort mit beiden Händen die Griffe eines Harfenspielers. Diese kindliche Art, mit der Mimik die Dinge selbst in ihrer Leiblichkeit zu geben, war sehr ergötzlich, und sie erntete den lebhaftesten Beifall aller Zuhörer, welche die Predigt teils andächtig hinnahmen, weil Kinder die Wahrheit sagen, teils sich an ihr vergnügten wie an einem Marionettenspiel. Keins der Kinder war im mindesten verlegen, die meisten schienen stolz zu sein, daß sie vor Tausenden sprechen durften, und mit dem zunehmenden Sicherheitsgefühl nach überwundenem Anfang schwoll ihre Stimme immer höher und wurden ihre Geberden immer theatralischer. Mancher Redner vor dem Parlament würde sich die Unbefangenheit eines solchen vor aller Welt predigenden Kindes zu wünschen Ursache haben, und wenige Redner möchten ein so großes und aus so vielen Nationen zusammengesetztes Publicum vor sich sehen, als hier in Ara Celi sich zusammenfindet.

Auf die Knaben folgten Mädchen, zierliche kleine Fräulein mit Locken, im Federhütchen und im atlasnen Jäckchen. Sie machten einen Knix, schlugen ein Kreuz und huben ihre Predigt an. Es ist seltsam genug anzuhören, spricht ein so kleines Ding von der Sünde Adam's, die der Herr von uns genommen hat, von dem Glauben an das Heil und an das Wort, welches Fleisch geworden ist durch Jesum Christum, und von

dessen Opfertod, wodurch er die Menschheit gereinigt hat. Es ist nicht anders, als ob die Puppen auf der Montanara zu reden anfangen, und die kleinen Marionettenpaladine mit dem ernstesten Pathos ungeheuere Dinge sagen, zur Ehre Christi gegen die Mohren das Schwert ziehen und die gesammte Heidenschaft herausfodern, oder als ob die Marionettendämchen in Federhut und Mäntelchen in die herzbewegendsten Declamationen ausbrechen und bei den Sternen ewige Liebe schwören.

Betrachtet man diese predigende Kinderwelt, so möchte man glauben, daß auch ihre Predigten und die Dinge, welche sie darin sagen, marionettenhaft sein müßten, und daß es sich hier um einen ganz kleinen Puppencultus und kleine Gefühle handelte, die der Zuhörer mit dem Mikroskop besehen müßte. Aber dem ist keineswegs so, es sind sehr gewichtige Predigten im großen Stil, und keiner fehlt der grundgelehrte Anstrich der Citate. Und so hört man fast ein jedes Mädchen, unter denen auch Kinder von sechs Jahren predigten, einzelne Glaubenswahrheiten durch Anführung von Kirchenvätern bekräftigen und sagen: So sagt der heilige Paulus, così dice San Bernardo, dice Sant Agostino, und so sagt der heilige Tertullian.

Ich glaube, irgendwo steht geschrieben: „Wenn die Propheten schweigen, werden die Kinder reden, und wenn die Kinder schweigen, werden die Steine sagen: Amen!“ Geschahen doch selbst Wunder in Bremen, wo die Tische anfingen zu wandeln. Aber der ernste und wahrhaft religiöse Mensch wendet sich mit Er=

staunen von diesem Kindercultus in Ara Celi und überdenkt die Metamorphosen des Christentums. Was würden Sanct Paulus und Sanct Petrus sagen, träten sie in jene Kirche und sähen sie, was aus ihrer Predigt geworden ist!

Eins bemerke ich nur, daß Madame Harriet Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Uncle Tom's Cabin", welche die menschliche Natur in unserm ohnehin schon frühlebigen Jahrhundert so weit gesteigert hat, daß sie die fünfjährige Evangeline zu einer Methodistenpredigerin, ja zu einem Genius des Christentums machte, in Ara Celi zu Rom in einer einzigen Stunde mindestens zwölf kleine Evangelinen sehen könnte, welche noch obenein sämmtliche Kirchenväter studirt haben.

Die Kinder nun, die das Jesuskind im Schooſe der Maria, wie ein Püppchen anlächelten, knieten am Schluß ihrer Predigt nieder und richteten ein Gebet an den Bambinello. Ein kleines Mädchen betete also: „Allerliebstes kleines Knäbchen, schlag' doch deine kleinen Augen auf und wirf auf uns Sünder einen Blick der Gnade." Das Ansehen, welches der Bambinello von Ara Celi in Rom genießt, ist sehr groß, es hängt mit einer Legende zusammen. Eines Tags, es war vor vielen Jahren, verliebte sich eine junge und schöne Engländerin in den Bambino bis zum Sterben. Täglich besuchte sie die Kirche, täglich wuchs ihre Sehnsucht, endlich beschloß sie, den Kleinen zu entführen. Sie verfertigte also heimlich einen ähnlichen Bambino, einen Wechselbalg, trug ihn in die Kirche und vertauschte ihn mit dem echten Bambinello, welchen sie

mit sich nach Hause nahm. Aber in derselben Nacht fingen alle Glocken im Kloster und in der Kirche Ara Celi von selbst zu läuten an, die Mönche stürzten heraus und fanden den entführten Bambinello mit gebogenem Knie an der Thüre stehen, im Begriff, sie aufzustoßen, denn er hatte sich aus den Gemächern der Engländerin selbst auf und davon gemacht. Dies ist die Legende vom Bambino von Ara Celi. Seitdem kam er in große Liebe, und oft genug kann man ihn in seiner Kutsche fahren sehen, wenn er Krankenbesuche macht. Auch in der jüngsten Revolution Roms spielte er eine Rolle. Das Volk hatte nämlich die Wagen der Cardinäle zertrümmert und verbrannt, es schleppte selbst den kostbaren Wagen des Papsts aus seinem Verschluß und wollte ihn vernichten. Einige gemäßigte Männer, oder solche, die von den Priestern bearbeitet waren, erhoben sich dagegen. Sie wollten die Prachtkutsche des Papsts retten, sie machten also den Vorschlag, sie dem heiligen Bambino von Ara Celi zum Geschenk zu machen. Niemand von den Republikanern wagte diesem Vorschlag zu widersprechen, und feierlich ward der Bambino in Besitz des Wagens gesetzt. Zum Beweise, daß er factisch davon Besitz ergriffen habe, führten ihn eines Tags die Mönche in dem Papstwagen öffentlich auf dem Corso spazieren.

Seht, die große Procession setzt sich in Bewegung, sie holt den Bambino aus dem Schoos der Mutter Gottes, führt ihn durch die Kirche und auf die große Treppe, wo er dem Volk gezeigt wird, und dann kehrt

sie zurück, um den Bambinello zu verschließen. Es sind prächtige Köpfe unter den Franciscanern von Ara Celi, versunkene Physiognomien, die in der Kutte stecken, wie ein halb eingesunkener Grabstein von römischem Travertin in der Erde steckt mit verwischter Lapidarschrift; andere sind eherne Köpfe, Dickköpfe wie Claudius, und Fettgesichter gleich dem Nero.

Die Kinderpredigten sind nun zu Ende.

Wir aber gehen in das recitirende Volksschauspiel, das Teatro Emiliani, das unterste von allen römischen Theatern für das Drama. Die dramatische Gesellschaft Emiliani hat ihrem Repertoire gemäß, gleich der Marionettenbude auf der Montanara, ein passendes Local gewählt, nämlich die Piazza Navona. Auf diesem großartigen, schönsten Platze Roms, ehemals das Stadium Domitian's, werden im August die Wasserlustbarkeiten gefeiert, da man die Brunnen der Navona verstopft und den Platz unter Wasser setzt, worauf dann das Volk in Wagen umherfährt oder nach Vergnügen darin watet. Die Mitte des Platzes ziert der herrliche phantastische Springbrunnen des Bernini, ein ausgehölter Felsen, auf dessen Ecken die Flußgötter Ganges, Nil, Donau und Rio de la Plata in kolossaler Größe liegen, während seine Spitze der Obelisk vom Circus des Maxentius krönt. Zwei andere Springbrunnen sprudeln auf jeder Seite des Platzes. Um den Obelisk nun und zwischen den Springbrunnen, über die ganze Länge der Navona tummelt sich vom Morgen bis zum Abend das Volk; denn hier haben die Gemüsehändler, die Kastanienröster, die Fruchtverkäufer,

Wirker, Strumpfer und Händler mit alten Eisenwaaren ihre Posten, und der Mittelstand kauft hier seine Bedürfnisse ein. Die große Volksmenge zieht deshalb Charlatane, Spielleute, Menageriebesitzer auf den Platz, und jener Trompeter dort sagt, daß man hier auch ein recitirendes Schauspiel genießen könne. Er kommt von Zeit zu Zeit weit in den Markt hinein, stößt in die Trompete und ruft mit hallender Stimme: „Ai biglietti, ai biglietti!“ Vor dem Theatergebäude, welches sich von den andern ernst aussehenden Häusern nur durch einen großen Theaterzettel unterscheidet, sitzen Verkäuferinnen von Pfefferkuchen und von Kürbiskernen, welche hoch aufgeschichtet auf den Tischen liegen. Das Volk strömt nach der Kasse. Es ist die Mittelclasse, der Handwerker und der Kleinbürger, der im Stande ist, drei oder fünf Bajocchi für einen Theaterabend auszugeben.

Das Haus hat ganz dieselbe räumliche Einrichtung wie jenes in der Montanara, nur in etwas größerm Maßstabe. Auch hier herrscht ziemliche Wüstheit und Unordnung, und das Gebaren der Zuschauer im Parterre, welche die krächzende Musik mit Fußstampfen und Pfeifen zu begleiten pflegen, oder mit den Händen auf den Banklehnen den Takt schlagen, ruft bisweilen die Montanara ins Gedächtniß. Indeß ist die Frauenwelt zahlreich vertreten, und nach löblicher italienischer Sitte überschreitet die Heiterkeit niemals die Grenzen des Schicklichen. Man kann hier Frauen auf den Bänken sitzen und geruhig ihre Kinder säugen sehen, während sie mit aller Lebendigkeit der Handlung auf der Bühne folgen.

Der Vorhang, mit einer Scene von Satyrn um den trunkenen Silen lustig ausstaffirt, geht nun in die Höhe, und da wir nicht wissen, was heute gespielt wird, müssen wir es raten. Es tritt ein alter Wucherer auf. Er gewinnt die Marketenderin eines Regiments, um deren Hand sich ein Cadet und ein Sergeant bewerben, zum Eheversprechen. Hierauf erscheint auch der Sergeant, die lustige Person; er betrinkt sich nach und nach in Aquavita. Wie er nun auf der Scene allein bleibt, kommt ein blasser Mensch von ziemlicher Leibeslänge mit Schnauz- und Knebelbart und in hohen Reitstiefeln herein. Bei Seite sagt er, er sei gekommen, seine Soldaten zu beobachten, und das bringt uns auf den Gedanken, daß er, wenn nicht gar ein berühmter König, so doch mindestens ein großer Feldherr sein müsse. Indem er martialisch seinen Schnauzbart dreht und mit den Reitstiefeln umherpoltert, zieht er auffallend oft eine große Dose hervor, und fast unaufhörlich schnupft er Taback, welcher bereits die Aufschläge seiner Montur bedeckt. Der rätselhafte Mensch gibt sich dem Sergeanten für einen verarmten Veteran aus und fragt ihn, wie er es mache, wenn er in Geldverlegenheit gekommen sei. Hierauf zeigt ihm jener im Vertrauen seine Säbelklinge; die eiserne, sagt er, habe er versetzt und sich dafür eine hölzerne einsetzen lassen. Unterdeß kommt der Wucherer. Der alte Fritz — denn kein Anderer ist jener martialische Veteran mit Schnauz- und Knebelbart — verkauft ihm endlich seine goldene Dose für den Spottpreis von einem Friedrichsdor.

Im folgenden Act sitzt der betrunkene Sergeant eingeschlafen auf einem Stul; ein Tambour geht um ihn herum und erweckt ihn mit Trommelschlägen. Nun marschiren sechs päpstliche Jäger auf, welche den Wucherer arretiren; dann erscheint der alte Fritz in königlicher Uniform mit demselben Schnauz- und Knebelbart, mit einem großen Dreimaster und ungeheuern gelben Rockaufschlägen. Der betrunkene Sergeant hat sich zwar in Reih' und Glied gestellt, taumelt aber mehrmals auf den König, was vom Publicum mit großem Gelächter bemerkt wird, der alte Fritz aber zu ignoriren scheint. Indeß verhängt er sowol über den Wucherer als über den Sergeanten die gebührende Strafe. Jenem soll auf der Stelle der Kopf abgeschlagen werden, und zwar soll diese Execution der Sergeant mit seinem eigenen Säbel vollziehen. Während nun der Wucherer nach vielen flehentlichen Geberden sich in sein Schicksal ergeben hat und niedergekniet ist, den Todesstreich zu empfangen, hat auch der Sergeant nach vielem Sträuben sich in das Unvermeidliche gefügt. Er bringt das Schlachtopfer zuerst in die passende Lage, besieht dessen Hals und merkt sich die Stelle, in welche er einzuhauen habe, dann wirft er sich auf die Knie und bittet die Madonna um Beistand bei dieser schrecklichen Action. Sobald er endlich zum Schlag ausholt, ruft er plötzlich aus: „Miracolo! miracolo! Sehet, die Madonna hat meine Säbelklinge in Holz verwandelt!“ Es folgt die großartige Verzeihung des alten Fritz; doch muß der Wucherer zur gerechten Strafe das Regiment drei Tage lang auf seine Kosten verpflegen.

Der alte Fritz wurde mit Ungestüm gerufen, erschien und bat in wolgesetzter Rede das verehrungswürdige Publikum, zum nächsten mal wiederzukommen, wo man die Ehre haben würde, den Artaxerxes, König von Persien, zu spielen, was denn mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Dieses schöne Schauspiel lehrt, in wie mythischer Gestalt der alte Fritz im Gedächtniß des italienischen Volks lebt, welches noch heute die Deutschen unterscheidet als Austriaci und als Prussiani. Die Prussiani kennt es nur aus der Geschichte des alten Fritz, von welchem gesagt wird, daß er ein zweiter Attila gewesen sei und die Austriaci bezwungen habe.

Die Schauspieler auf der Navona sind sehr mittelmäßig. Man findet wol auf den kleinsten wandernden Bühnen Deutschlands nicht schlechtere, als hier agiren, und namentlich ist das Frauenpersonal ausgezeichnet durch Häßlichkeit.

Jede Vorstellung auf dem Teatro Emiliani schließt entweder ein Ballet oder eine Pantomime und ein lebendes Bild, 'wie Abel's Tod, Ahasver, die römische Virginia, Salvator Rosa unter den Banditen, und andere Darstellungen.

Eines Abends kündigte der Theaterzettel ein besonders vielversprechendes Stück an, dessen Name ist: Ravanello spaventato da un morto parlante (Der durch einen redenden Todten erschreckte Ravanello). Das mußte also eine außerordentliche Begebenheit sein und eine ergötzliche Vorstellung werden. Das Stück

war die Geschichte des Don Juan im volkstümlich romanischen Gewande. Wie im Spanischen, und wie auch sein eigentlicher Name lautet, heißt er hier Don Tenorio, der Leporello aber heißt Ravanello. Donna Anna, Don Octavio und der Commendatore sind Figuren wie bei uns. In dieser volkstümlichen Fassung ist der Don Juan keineswegs ein Faust der Sinnenlust, sondern schlechthin ein gottloser und frivoler Lebemann. Sein Charakter wird nur in einer Handlung entwickelt. Er tödtet den alten Comthur aus Rache, nachdem er dessen Zimmer Nachts erstiegen hat. Wie er sich später auf dem Kirchhof findet, folgt dieselbe Scene der Einladung der zu Roß sitzenden Statue, wie sie in unserer Oper vorgestellt wird, nur fehlen die herkömmlichen Witze des Leporello. Der Commendatore erscheint zum Banket. Er ist vorgestellt als ein weißer Mehlteufel und höchst gräuelvolle Gestalt. Der erschreckte Don Juan ladet das Gespenst ein, Platz zu nehmen und sich zu bedienen. „Ich esse keine Speise", sagt der Geist. „Willst du Musik hören?" fragt Don Tenorio. „Ja", sagt der Geist. Nun spielt die Musik einige Minuten lang, während Don Tenorio und das Gespenst sich sprachlos gegenüberstehen. Diese Scene ist von einer wahrhaft tiefen Wirkung und, wie man erkennen wird, höchst sinnreich, da hier die Musik gleichsam als himmlische Macht, als die übersinnliche Stimme Gottes und Posaune des Gerichts dem Don Tenorio in die Seele dringen soll. Sobald die Musik schweigt, ladet der Comthur den Don Tenorio seinerseits zu sich, das heißt in das Todtengewölbe zum Banket, und

da Tenorio als echter Caballero diese Einladung nicht ausschlagen darf, sagt er zu, sein Gast zu sein.

Er geht also in die Todtengruft, worin er sich allein befindet. Unter Särgen und Monumenten steht ein schwarzbedeckter Tisch, auf welchem man Teller und Flaschen sieht; das Gedeck ist mit Todtenschädeln decorirt. Plötzlich kündigen, wie in der ersten Gespensterscene, laute Stöße unter dem Boden das Erscheinen des Gastgebers an, und die weiße Gestalt tritt, feierlich schreitend, auf. „Iß!“ sagt der Geist. Der schaudernde Don Tenorio wendet sich hinweg. „Ich mag nicht essen“, ruft er mit bebender Stimme. „Willst du Musik?“ „Ja!“ sagt Don Tenorio. Wieder eine wirksame Pause, da nur die Musik spielt. Die Musikanten, vier Hornbläser und ein Bassist, thaten ihr Möglichstes, um etwas ganz Infernalisches von Tönen zusammenzubringen, und so erkannte man deutlich die Wirkung der Scene auf die Gemüter der schaudernden Zuhörer. Sobald die Musik schwieg, begann der Geist seine Stimme zu erheben und nach Art eines Kapuzinermönchs eine eindringliche Ermahnungsrede an Don Tenorio zu richten, indem er ihn auffoderte, in sich zu gehen, das Heil seiner Seele zu bedenken und sich zu Gott zu wenden. Don Tenorio aber verweigerte die Bekehrung in cavaliermäßigem Trotz. Nun folgte der Handschlag, das Ergreifen und Festhalten der Hand des Don Tenorio, und es öffnete sich augenblicks eine Fallthüre, aus welcher schreckliche Flammen von Kolophonium hervorbrachen. Nicht so bald ersah Don Tenorio diese Fallthüre, als

er auf sie zuschritt und mit der Tapferkeit des römischen Curtius sich mitten in das Kolophonium hineinstürzte.

In der letzten Scene erschien nun auch die Hölle selbst mit bengalischen Flammen und mit dem in großer Fürchterlichkeit aufgesperrten Höllenrachen. Jetzt stürzte Don Tenorio herein; halbnackt, an den Armen gefesselt und gesträubten Haars, wälzte er sich am Boden, während ihn einige Kobolde von der höllischen Inquisition zwickten. In solcher Pein ruft der Verdammte: „Schon tausend Jahre schmachte ich hier, ist keine Rettung?“ Hinter der Scene brüllen die Dämonen: „Keine! keine!“ Der Vorhang fällt. Dies ist der Don Juan in seiner volkstümlichen Behandlung; aller Nachdruck geht auf die moralische Wirkung, das Possenhafte verschwindet fast gänzlich, und der Ravanello ist eine ganz unbedeutende Figur geworden; denn die Färbung von Humor, welche das Stück anfangs zeigte, verliert sich schon in seiner Hälfte.

Wir sehen, daß dieses Teatro Emiliani ziemlich interessante Dinge von tragischem Kaliber vorzuführen im Stande ist, und so wollen wir es uns nicht nehmen lassen, die erschütterndste Tragödie der italienischen Poesie auf ihm spielen zu sehen, nämlich die „Francesca da Rimini“.

Die weltberühmte Episode des Dante'schen Gedichts hat, wie die Malerei, so auch die Dichtung zur Behandlung gereizt und auch dramatische Versuche veranlaßt, welche sich alle als undramatisch erwiesen haben.

Selbst Byron sagt in seinen Tagebüchern, daß er den Gedanken faßte, eine Tragödie „Francesca da Rimini“ zu schreiben. Es ist zu bedauern, daß er es nicht that; wenn er auch kein Bühnenstück geliefert hätte, so war er doch der Poet dazu, große Leidenschaften groß aufzufassen. Die Einfachheit der Handlung macht die dramatische Entwickelung schwer, und sie fodert einen großen Dichter, welcher sich auf die Dialektik der Leidenschaft versteht. Silvio Pellico ist der Einzige, der ihr nahe gekommen ist. Seine „Francesca da Rimini“ hat eine gute innerliche Entwickelung bei sehr edel gefaßten Charakteren, wenn auch die dramatische Wirkung nicht groß ist. Das Stück ist in Italien classisch und wird auf kleinen wie auf großen Bühnen gespielt. Hier in Rom spielten es in diesen Tagen zwei Theater nebeneinander, das Teatro della Valle als ernstes Trauerspiel, das Teatro Emiliani als Travestie.

Sehen wir es also auf der Navona. Die Schauspieler tragiren es hier im römischen Dialekt, das ist in der platten Mundart von Trastevere. Man wird also wissen, was hier aus der „Francesca da Rimini“ gemacht wird; sie wird travestirt oder trasteverirt. Es ist, als gäbe man die „Iphigenia“ plattdeutsch, oder den „Faust“ in der niederländischen Uebersetzung des Bleeschhauer. Bei uns wäre eine solche Caricatur des Tragischen unmöglich, wir wollen es mit Freuden sagen. Wo würde sich wol eine noch so kleine Bühne finden, welche es wagen sollte,

die „Maria Stuart“ als lachenerregende Travestie vor dem Volk zu spielen? Man travestirt bei uns die Tragödien nur durch schlechtes Spiel, nicht aber aus Absicht zu ergötzen.

Auf der Navona traf Alles zusammen, um die größtmögliche Lächerlichkeit zu erregen, der platte Dialekt und das schon von Natur entsetzliche Spiel der Schauspieler, namentlich der Francesca selbst. Indem sie die tragischen Rollen, welche der Dialekt lächerlich machte, ernst spielten und von dem Kothurn immer wieder auf die Socken fielen, glichen sie jenen Schauspielern von Pyramus und Thisbe. Der alte Guido von Ravenna hatte sich einen Buckel gemacht und spielte in sammtenen Hosen und in Hemdärmeln als Kobold. Die unglückliche Francesca glich einer von Gesundheit strotzenden Milchmagd, und Lanciotto und Paolo hatten Figur und Art von zwei ledernen Raufbolden, welche schimpfend und schreiend die Plempen ziehen. Sie spielten jedoch mit vollem Ernst und in unveränderter Handlung des Stücks, nur war jede erhabene Sentenz ins Trasteverinische nicht allein dem Wortlaut, sondern auch dem Gedankenausdruck nach herabgestimmt. Dieselbe Tragödie war stehen geblieben, aber sie war nach dem Recht des Carneval in eine Hanswurstjacke gesteckt, und die Muse der Tragödie hatte sich gleichsam das Gesicht beschmiert und sich mit Kohlen einen Schnurrbart angemalt.

Der Fremde, welcher in die Unterschiede des reinen

Italienisch und des Trasteverinisch nicht eingeweiht ist, lacht nur über die Verhunzung des Tragischen selbst, der Römer aber lacht über den Dialekt. Es ist ein ganz localrömisches Vergnügen. Als einmal der alte Herr von Ravenna zur Francesca sagte: „State mosca!“ brach das Publicum in ein schallendes Gelächter aus. Ich fragte einen neben mir sitzenden jungen Menschen, der sich in Lachkrämpfen wand: „Warum lacht ihr denn eigentlich?“ „Mosca“, sagte er, „o mein Gott! so sagen sie ja in Trastevere statt zitto (stille)“. Statt niente (nichts) sagt der Dialekt nientaccio, wie überhaupt das accio und uccio ein vorherrschendes Anhängsel von Trastevere ist, und jedesmal erregte das ein schallendes Gelächter. Der Dialekt liebt, wie jede platte Mundart Italiens, das ne anzuhängen und die Verbalendungen are und ire zu verschlucken, er sagt deshalb andane und partine, statt andare und partire. Ebenso verwandelt der Dialekt das l gern in r, und sagt also statt del teatro: der teatro. Indeß verstellte man auch die Ausdrucksweise ins Platte; es sagte Lanciotto einmal zu Paul: „Warte, ich will dich zerhacken wie eine Wurst.“ Bei Silvio Pellico schließt das Stück: Es ist genug Blut, daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, schaudert; im Dialekt hieß es: daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, das Zipperlein kriegt. Die Stelle im Dante, wo Francesca und Paul die Liebesgeschichte vom Lancelot und der Ginevra lesen, ward so travestirt, daß gesagt wurde: „Wir lasen eines Tags die schöne Geschichte von Chiarina und Tamante.“ Dies ist nämlich eine

Liebesgeschichte aus Corsica, welche als fliegendes Blatt durch ganz Italien verbreitet ist und hier überall verkauft wird, wie bei uns die neuen Lieder.

„Was würde wol Dante und Silvio Pellico dazu sagen, wenn sie diese Tragödie auf den Bretern in solcher Form sähen?“ fragte ich einen meiner Nachbaren. Der Mann sah mich verwundert an, und nachdem er begriffen zu haben schien, was ich meinte, sagte er: „Eh! si vuol ridere.“ Ich habe nun in Wahrheit kaum etwas Lachenswürdigeres gesehen als jene Scene, in welcher Lanciotto den Bruder und sein Weib ersticht, und wie diese beiden Liebenden nun niederfallen, Paul zur Francesca, welcher hier Checca heißt, sagt: „Checca, verzeihe mir — ach, sie ist caput! — nun bin ich auch caput“, und wie der Signor von Ravenna, buckelig, in sammtmanchesternen Hosen und in Hemdärmeln an den Leichen steht und zu Lanciotto sagt: „Genug Blut, daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, davon das Zipperlein kriegt.“ Der Vorhang fällt.

Man kann im Theater Emiliani auch die Medea im dialetto romanesco vorstellen sehen, oder sich an der „Didone abbandonata“ ergötzen, worin Aeneas als der mythische Ahnherr der Römer dem Volk mit heroischen Erinnerungen schmeichelt. Doch sei dessen genug.

Damit aber der Leser die trasteveriner Sprache vor sich habe, gebe ich hier den Anfang des Theaterzettels:

Teatro Emiliani
In Piazza Navona
Invito Strasordinario

Per la sera der giorno de Giuvedine 27 Gennaro der mille ottocento cinquantatrene. A Benefiziamento della prima donna Pantomimica assoluta Marietta Descarsi. Man wird, wie der Zettel sagt, geben den

Purcinella Impicciato in tra' una Mucchi de Sorci, dopo na nova pantomimica tutta de spettacolo, fadica d'un regazzino granne de 5 anni e questa se chiama Er Naufragiamento de Tom-Pusse.

In der Camerata Lunga wird man an demselben Abend geben das erste Stück von neuem, dann ein Balletto in punta e tacco, hierauf den Capo d'Opera der Sor Pietro Metastasio Didone abbandonata, endlich die Pantomimica er balletto. Darum, schließt der Zettel, kommt und lacht und macht auch die Schauspielerin lachen, deren Benefiz ist, und sie wird euch zum Lohn Alles geben, was sie in der Brust verschlossen hat (tutto quello che tie chiuso nder petto).

Dante nennt in seinem Buch „De vulgari eloquentia" den römischen Dialekt den häßlichsten von allen Dialekten Italiens.

Die beiden Marionettentheater auf der Montanara und auf Sant Apollinare und das recitirende Theater Emiliani sind also die eigentlichen römischen Volkstheater mit ganz localem Gepräge. Dazu kommt noch im Winter das große Theater Alibert für Spectakelstücke und mit dem Beginn der schönen Jahreszeit das Volkstheater im Mausoleum des August.

Alle übrigen Theater haben nichts eigentlich Nationelles mehr. Nur die Capranica im Palast des Collegio Capranica steht noch in der Reihe der Volkstheater,

macht aber schon den Uebergang zu den größern Theatern. Man gibt hier Tragödien und Komödien, Ritter- und Räuberstücke, Singspiele, Pantomimen, Ballete jeder Art. Die stehende lustige Person ist der Stenterello, eine toscanische Figur ohne stereotype Maske, überhaupt nur der Lustigmacher, welcher auch in den Rührspielen nicht fehlen darf. Er ist der Pulcinella der recitirenden Volksschauspiele in ganz Ober- und Mittelitalien, und selbst das Teatro Emiliani hat ihn neben dem Pulcinella aufgenommen. Einen guten Stenterello haben, gilt für das toscanische Volkstheater Dasselbe, was ein erster Tenor und eine Primadonna für die Oper gelten. Die Theaterzettel kündigen ihre Stücke jedesmal mit dem Zusatz con stenterello an, wie auf den Marionettentheatern die Stücke immer angekündigt werden: con pulcinella.

Außer der Capranica spielen noch das Theater der Torre d'Argentina, das Teatro Valle, das Teatro Tordinone oder Apollo. Das Apollotheater ist das Opernhaus; in der Wintersaison brachte es die neue Oper „Il Trovatore" von Verdi. Valle ist das größte Theater für recitirendes Schauspiel; eine gute turiner Gesellschaft spielt hier seit Ostern und ergötzt das Publicum durch die im tragischen Fach ausgezeichnete Signora Ristori. Man spielt hier, wie bei uns, viele französische Bühnenstücke, bisweilen auch Dramen Kotzebue's, und höchst selten geht Goldoni, Silvio Pellico und der censurwidrige Alfieri über die Bühne. Alle diese Theater entziehen sich dem Bereich der Figurenwelt dieser Blätter.

Wir wollen also den Vorhang fallen lassen und die Puppen sammt und sonders wieder in die Schachtel legen. „Ebenso“, sagte einst Don Quixote, „geht es in der Komödie und in der Darstellung dieser Welt, wo Etliche Kaiser spielen, Andere Päpste, und kurz, ebenso viele Figuren, als nur in der Komödie auftreten können; wenn es aber zu Ende ist, wenn das Leben nämlich aus ist, zieht der Tod allen die Kleider aus, nach welchen sie sich unterscheiden, und in ihren Gruben sind sie alle gleich.“

Und so geht hier, meine Freunde, eine römische Figur, die ihre Rolle ausgespielt hat, und jetzt auf dem Paradebette zwischen brennenden Kerzen öffentlich ausgestellt daliegt, starr und todt, neugierig begafft von dem herzudrängenden Volk, von Menschen des niedrigsten Standes, die, als jener Mann lebte, ihm nicht in die Augen zu sehen wagten und scheu den Hut zogen, wenn er in seiner Prachtcarrosse vorüberfuhr. Es ist ein Cardinal. In einem Zimmer des Palasts der Consulta liegt er über dem Bette an der Wand in seiner roten, fürstlichen Gewandung. Wie wenig Prunk um diesen Mann, der einst den römischen Staat gelenkt hat und dessen Lebensgeschichte mit den größten Weltereignissen sich verzweigte. Das Zimmer ist klein und nicht allzu sauber. Betrachtet die Behänge seines Paradebettes, sie sind von schwarzem Tafft, sie haben schon manchem Cardinal gedient, denn sie sind alt und abgebraucht, schmuzig, zerrissen und hie und da geflickt. Ein paar Kerzen brennen. Ein Priester murmelt an einem Pult die Todtengebete. Ab und zu strömt das

Volk herein. Arbeiter von der Straße, Weiber und Kinder, und sie gaffen dem Todten mit dumpfer Gleichgültigkeit ins blasse Angesicht. Er liegt da wie eine rote umgestürzte Porphyrsäule eines Tempels. Sein Haupt ist groß und wie aus Stein gehauen, steinalt und von spärlichem Haar umsilbert; seine bleichen Züge drücken noch festen Willen und ruhige Ergebung aus. Ueber diesem Haupt schwebte im Jahr 1846 die Papstkrone, der Gegenstand seiner langgenährten Hoffnung. Als Gregor XVI. gestorben war, zweifelte Niemand an der Wahl dieses berühmten Staatsmannes, des Ministers von Gregor, Erzbischofs von Genua, Großpriors der Malteser und Abts von Farfa, der einst Nuntius in Paris gewesen war. Viele Cardinäle waren seine Creaturen, sein Anhang in Rom der größte; und als nun das Conclave beisammen war und man zur ersten Abstimmung schritt, fielen auf ihn die meisten Stimmen. Er zweifelte nicht an seiner Wahl, in der Stille seines bewegten Herzens trug er schon den Namen, den er sich als Papst hatte geben wollen. Aber die Papstwahl ist wie das Spiel einer Lotterie, und jener Cardinal zog eine Niete. Ein Mann, welcher einst an seine Thüre in Genua geklopft hatte, demütig um seine Gnade und seine Beförderung bittend, der arme Graf Mastai Ferretti, gewann die Papstkrone, und der Greis Lambruschini fiel vor ihm auf die Kniee und küßte die Füße Seiner Heiligkeit. Da liegt nun Lambruschini, der stolze unbeugsame Genuese, der einst Niemand neben sich geduldet und eigentlich statt Gregor's geherrscht hatte, ein Mann von großer Energie und eine des-

potische Natur von der unerbittlichen Strenge eines Mönchs, unzugänglich den Leidenschaften der Welt, nur auf die Herrschaft der Kirche allein bedacht, noch einer der Wenigen aus der alten Zeit und alten Schule. Fünf Päpste hatte er erlebt, der sechste nahm ihm die Krone. Und welche Stürme der Geschichte von der Französischen Revolution an bis auf die jüngste von 1848 hatte er nicht erfahren, welche Erscheinungen, welche Personen, Kaiser, Könige und Fürsten, Gewaltherrscher und Enttronte waren nicht einst an ihm vorübergegangen. Im Papismus alt und grau geworden, das Haupt der Kirchenabsolutie, mußte er auch noch die letzte Revolution erleben, die Pio Nono mit den Reformen selbst hervorrief; wie ein Verbrecher mußte der alte Mann, schon an der Schwelle des Grabes, aus Rom entfliehen. Ich sah ihn oft bei den Kirchenfesten, wenn er vor Alter zusammengesunken, gebeugt und zitternd, ehrwürdig wie ein Patriarch, in der Procession einherwankte oder in die Sixtinische Kapelle geführt ward. Aller Augen waren dann auf ihn gerichtet und es lief ein Murmeln durch die zuschauende Menge: „Das ist Lambruschini!" Hier nun steht der zerlumpte Bettler und Handlanger von der Straße frank und frei an seinem Paradebette und gafft ihn an: „Ecco Lambruschini!" So liegt er, ein gleichgültiger Gegenstand, von den Weltdingen und der Geschichte abgetrennt, eine Figur, die ausgespielt hat und nun zu den andern Puppen gepackt wird, schon vergessen. Diese Oeffentlichkeit, diese gleichgültige Beschau einer Leiche hat etwas Erschreckendes, und sie zwang mich, dem todten Cardinal im stillen Nachsinnen

eine Leichenrede zu halten, indem ich an seine hohe Stellung, an seine große Thätigkeit und an sein großes Zeitalter zurückdachte und sein greises Todtenantlitz mit Ehrfurcht betrachtete.

Aber was kümmert sich auch das Leben um Kaiser, Könige, Päpste und Cardinäle, und was bedeuten solche Erscheinungen in Rom! Hier unter den Ruinen der Weltgeschichte wird Alles, was draußen durch Größe blendet, fahl und bleich oder klein wie ein Marionettenspiel; denn hier modert eine Welt von Purpur, und die Luft ist voll von Namen todter Kaiser und todter Päpste.

Also weiter in das Puppenspiel des Lebens! Aber wohin soll ich meine Freunde nunmehr führen? Auf den Corso, wo die roten und goldgestickten Teppiche aus allen Fenstern hängen, wo tausend schöne Frauen von den Balconen herablachen und einen ganzen Frühling von Blumen herunterstreuen, wie Pfirsichbäume, wenn sie der Zephyr bewegt und ihre Blüten umherstreut? Sollen wir nach Sant Antonio in die Diocletiansthermen, wo die langen Züge von buntbebänderten Pferden geweiht werden, wo wir die Equipage des Papsts und sein schönes weißes Maulthier bewundern, oder die Carrosse des Herzogs Buoncompagni-Ludovisi anstaunen können, deren herrliches Gespann, 16 Rosse zumal, der Wagenlenker vom Bock regiert? Doch nichts von alle Dem, sondern hier drängt sich uns mit unabweisbarer Allgegenwart die glänzende Erscheinung auf, welche Grasso Lucido heißt.

Aber nein! unsere Aufmerksamkeit nimmt jener wun-

derliche Zug von Wesen in Beschlag, welche paarweise und feierlich daherschreiten und dem tiefsten Mittelalter anzugehören scheinen, wie dessen Gestalten von Giotto oder Ghirlandajo und Sandro Botticelli gemalt sind. Diese Männer sind von Kopf bis zu Fuß in ein langes rotes Gewand gekleidet; eine Kapuze, welche spitz zuläuft, verhüllt ihr Haupt und läßt nur die Augen wie durch die Augenlöcher einer Maske sehen. Alle sind sie barfuß. Ein Strick umgürtet ihre Lenden; einige tragen Kreuze, aber jene beiden roten Gespenster, die den Zug eröffnen, halten vor sich in beiden Händen einen Menschenschädel und Menschenknochen. So schreiten sie im Zuge einher und murmeln Gebete. Es ist die Brüderschaft der roten Sacconi. Wahrlich, ihr Anblick ist von unsaglicher Bizarrheit und versetzt in die ältesten Jahrhunderte zurück. Aber es gibt auch Brüderschaften von andern Farben, und wenn wir Abends Rom durchwandern, können wir wol mehr als einem Zug von Todtenbrüderschaften begegnen, diese in schwarzen Kapuzen, jene in himmelblauen, andere in weißen oder gelben Gewändern. Dies sind römische Figuren, die man täglich sieht, und wenn sie jene menschenöden und altertümlichen Stadtviertel Roms, die Regionen de' Monti, Campitelli oder Trastevere durchschreiten, oder wenn die Kapuziner selbst in ihren braunen Kutten und silbergrauen Bärten mit angezündeten Wachskerzen feierlich hinter dem Kreuz oder einem Sarge voraufgehen, erfüllen sie die öden Plätze und Straßen Roms mit einem schauerlichen Geist des Todes und der Schwermut.

Der Cultus Roms, ja das ganze innere Leben der

Stadt hat wesentlich den Charakter der Procession, denn Rom ist die Stadt der Processionen. Und selbst wenn es nicht kirchliche Umzüge sind, die zumal im Sommer mit dem Mai und Juni ihren Anfang nehmen, sind es ungezählte andere Züge von Genossenschaften, welche paarweise über die Plätze hinwandeln und überall ein feierliches Wesen verbreiten. Seht, dort ziehen Mädchen, von Nonnen geführt, paarweise durch die Straße. Sie alle tragen ein schwarzes Kleid und ein weißes Brusttuch, ein weißes Kopftuch mit schwarzem Bande; vorauf gehen die Kleinen, dann in aufsteigender Linie geht es so fort bis zu Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Es sind Zöglinge irgend eines Instituts, welche spazieren gehen. Sie begegnen sich mit einem Zug von Jünglingen, welche von Geistlichen spazieren geführt werden. Auch sie sind paarweise in aufsteigender Linie geordnet. Alle tragen sie schwarze Leibröcke und einen schwarzen Hut, selbst die Kleinsten sind also ballmäßig angezogen, und wol 30 — 50 Knaben sieht man beisammen, ein komischer Anblick, da Leibrock und Hut ihnen ein zwerghaft veraltetes Ansehn geben. Wenn sich jene schwarzen Mädchen und diese schwarzen Jünglinge begegnen, werfen sie sich sehnsüchtige Blicke zu und gehen stumm aneinander vorüber. Denn ach! sie sind stumm und ihre Ohren hören nicht, nur mit den Augen und mit den Händen telegraphiren sie sich ihre Unglückszeichen.

Es ist unmöglich, alle diese Vereine und Körperschaften zu nennen, welche also paarweise und in socialer Uniform Rom durchschreiten. Es sind Hunderte von

pädagogischen Provinzen in dieser Stadt des geistlichen Socialismus, Hunderte von kirchlichen Phalansterien, welche die Phantasie Goethe's oder Fourier's zu Schanden machen.

Seht, da kommt wieder ein anderer Zug von Jünglingen, schwarz uniformirt in kaftanartigen Röcken mit aufstehenden Kragen, welche ein roter Streifen verziert. Ein paar Mohren aus Afrika sind darunter, andere haben dunkelgelbe Gesichter. Sie sprechen in diesem Zuge Sprachen aus allen Zonen, europäische und asiatische wie afrikanische, sie reden chinesisch, persisch, hindostanisch, malabarisch, abyssinisch, koptisch und orangutisch. Das sind Schüler der Propaganda, spazierende junge Missionäre. Aber die dort, die rotgekleideten, flachshaarigen Jünglinge, welche eben vorüberkommen, paarweise wie die andern, sprechen alle deutsch, denn es sind die Zöglinge des Collegium Germanicum. Und so sehen wir noch andere Collegien, bald hellblau gekleidete Jünglinge, bald weißgewandige und bald schwarze, Engländer oder Schotten, Nazarener und Nobili — wer möchte sie alle benennen!

Fürwahr, dieser Grasso Lucido, welcher uns schon ein mal und immer wieder begegnete, ist doch gar zu zudringlich; aber er gedulde sich noch eine Zeit, denn wir haben noch ein wunderbares Schauspiel zu sehen. Folgt mir, Freunde, nach dem Platz des Lateran und denkt euch, es sei der sonnengoldigste Junitag. Dort wird eine der größten Processionen über den Platz ziehen, alle Mönchsorden werden erscheinen und viele Körperschaften sich beteiligen, viele reizende Mädchen mit klei-

nen silbernen Kronen auf dem Haupt und mit Gewändern und Busentüchern, die nicht genäht, sondern mit tausend Stecknadeln zusammengesteckt und gleichsam in Mosaik gestickt sind, werden in der Procession auftreten, auch das riesengroße Kreuz werden Kuttenmänner balanciren, ohne es zu tragen, sondern es wird nur auf der Brust des Trägers in einem ledernen Behälter balancirt werden, so geschickt, als wäre es die Production einer Kunstreiterbude. Diese unermeßliche Procession wird mitten durch jenes Lazaret am Lateran schreiten, mitten durch die Reihen von Betten gehen, in welchen kranke Frauen und Mädchen liegen, und diese werden den Segen empfangen. Habt ihr je so etwas gesehen oder nur gehört, meine Freunde? daß kranke Mädchen Besuche empfangen, nicht von einzelnen guten Freunden, sondern vom römischen Volk und allen Quiriten? Seht, es stehen die Thüren des Lazarets sperrweit offen, grüne Buxuszweige und Blumen sind davor gestreut. Schweizerhellebardiere sind am Eingang aufgepflanzt, stattlich und rotgelb wie Königskerzen und wie Feuerlilien. Aber sie wehren den Eintritt Niemand, und schon strömen Hunderte hinein und wir mit ihnen. Welch ein Anblick! und wo sind wir? Wir treten sanft auf; aber wir dürfen uns nicht an dem Bette, auch nicht der reizendsten kranken Rose aufhalten, sondern nur vorüberschreiten. Seht, wie luftig und schön ist der Saal und wie reich ist er ausgeschmückt. Heute feiert die Krankheit ihr Fest und borgt von der Freude und von der Gesundheit Schminke und Putz; denn in diesem Rom will Alles einmal Figur machen, der Glückliche und der Reiche, wie der Bettler und der

Krüppel, ja selbst die Todten müssen ihre Feste haben. Seht die Betten zu beiden Seiten in langer Reihe, wie sind sie sauber und weiß, mit purpurroten Teppichen und Goldfransen und künstlichen Blumen wunderschön ausgeziert! Jedes Bett sieht aus wie ein Gedicht von Matthison oder von Geibel. In jedem sitzt aufrecht oder liegt niederschmachtend eine Frau oder ein Mädchen, schneeweiß angethan mit der besten Krankenjacke. Viele sehen aus — zum Davonlaufen, aber viele zum Krankwerden schön. Seht dort das Mädchen, wie ihr Gesicht von Genesung verklärt ist, und von dem unwiderstehlichen Zauber der Ermattung glänzt! Ihre schwarzen Augen funkeln wie illuminirt von Erinnerungen. Bald werden es wieder Blitze sein. Ihr wollt stehen bleiben, gute Freunde? Das ist nicht erlaubt, denn seht, an diesem Bette steht der schmuckste junge Rittersporn mit geschultertem Gewehr als Ehrenhold, und er sieht aus, als stünde er an einer Pulvermine Schildwache. Und dort wieder, wo das junge Mädchen aufrecht sitzt, dessen Wangen rosige Fieberröte so schön anhaucht und dessen Blicke wie Feuerfliegen in die Irre schweifen, dort stehen gar alte gelbgekleidete Hospitaldienerinnen wie Parzen Schildwache. Fort also, fort, denn dieser Aufenthalt ist gefährlicher als die Malaria in der Mondnacht. Das war eine Lazaretscene aus diesem wunderbaren Rom!

Wer kann aber nun dem Grasso Lucido entrinnen? Eine Volksgruppe steht auf irgendeiner Straße, eine declamirende Stimme erschallt aus ihrem Kreise. Wir eilen herbei: was gibt es hier? Il legittimo Grasso

Lucido. Ein ganz frischer, blutroter Maueranschlag dort an der Ecke — wir eilen ihn zu lesen, denn was mag es geben? Il legittimo Grasso Lucido. Wir sitzen im Café Ruspoli — ein Zettelträger verteilt Zettel — was gibt es? Il legittimo Grasso Lucido. Dieser legitime Grasso Lucido hat also auch ein unbestrittenes Recht, die Augen aller Welt auf sich zu ziehen, ja er ist nichts Geringeres als die im Jahr 1850 nach Christi Geburt mit einer silbernen Medaille patentirte Glanzwichse, welche gar keine corrosiven Zumischungen von Vitriol oder andern Säuren enthält, sondern jedes beliebige Leder nicht allein im höchsten Maß geschmeidig, sondern auch in einer ganz wunderbaren und unglaublichen Weise dauerhaft macht. Man sehe also einer solchen Vorstellung des Grasso Lucido unter dem Obelisk vor dem Pantheon zu. Dort stehen neben einem Tisch, welcher mit blechernen Wichsbüchsen überladen ist, zwei dieser Straßensophisten und reden stundenlang in nie endendem Redefluß über die Vortrefflichkeit des Grasso Lucido. Sollte man dem größten Philosophen die Aufgabe stellen, etwas zum Lob einer Glanzwichse zu sagen, so würde er in ein paar Sätzen damit zu Ende sein; aber dieser Mann dort, in einem schmierigen Rock und in einer langen Sammtweste, welche beide gleichsam mit Glanzwichse überzogen sind, spricht über die Materie des Grasso Lucido ohne Aufhören mehre Stunden fort, immer zur Sache und immer mit ganz neuen Gedanken und genialen Ansichten von Dem, was eigentlich der Grasso Lucido sei und was er für ein Verhältniß zur Oekonomie, zur menschlichen Gesell=

schaft, zum verschiedenartigsten Leder, zur Cultur, zur Witterung, zur Sonne und zu den Sternen habe, und welches sein Einfluß auf das menschliche Gemüt sei.

In der ersten halben Stunde fallen dem Zuhörer die Schuppen von den Augen, er wird von der Vortrefflichkeit des Grasso Lucido beinahe überzeugt; allmälig aber beginnt er die Einzigkeit und die ungeheuere Wichtigkeit des Grasso Lucido zu begreifen und gerät in Verwunderung, wie er bisher ohne den Grasso Lucido nur habe existiren können. Immerfort aber perorirt der Sophist vor dem Pantheon. Gorgias, Protagoras und Karneades sprachen nie schöner über die Gerechtigkeit, als dieser Mann über den Grasso Lucido. Er verdient, daß man ihm in Padua einen eigenen Katheder über den Grasso Lucido stifte; er selbst nennt sich bereits Professor und wahrscheinlich auch Mitglied mehrer gelehrten Akademien, und seinen Collegen desgleichen; denn, sagt er, seht diesen Professore, er hat elf Bände über den Grasso Lucido geschrieben. „Nicht wahr, Professore, hast du es nicht in deinem zehnten Bande auseinandergesetzt, daß dieser echte und in ganz Europa einzige Grasso Lucido eine so wunderbare Eigenschaft habe, daß er selbst das härteste Ochsenleder durchdringt und so weich macht wie ein Stückchen Sammt?" Der Professore bejaht es, daß er dies im neunten Bande von dem Grasso Lucido geschrieben habe, und ergießt sich nun, da jener heiser geworden ist, von neuem in das Lob dieses erstaunlichen Products.

Er demonstrirt zuerst, was der Grasso Lucido an sich sei. „Man will behaupten", sagt er, „daß in die-

sem Grasso Lucido vernichtende Säuren und corrosive Substanzen enthalten seien — ich frage euch nun, kann ein lebendiger Mensch Vitriol verschlucken? Glaubt ihr wirklich, daß es einen Mann gebe, der sich mit Schwefelsäure anfüllen könne? Seht her, ich will euch den Beweis liefern, denn ich will vor euern Augen diesen Grasso Lucido essen, und er wird mir weder den Tod geben, noch Uebelkeit, vielmehr einen solchen Wolgeschmack erregen, als wäre es die allersüßeste Polenta." Hierauf verschlingt der Professor vor Aller Augen eine ziemliche Quantität von Grasso Lucido, die Zuhörer aber sind bis in die Eingeweide hinein überzeugt, daß in diesem Grasso Lucido kein Vitriol enthalten sei. „Kauft also", ruft der große Philosoph, „profitirt von diesem höchst ökonomischen, genießbaren, unschuldigen und einzigen Grasso Lucido, das Schächtelchen nur zu 13 Bajocchi. Sagte ich 13? Nein, nehmt es für 12. Sagte ich 12? Seht, ich gebe es für 10."

Um nun zu beweisen, daß der Grasso Lucido alle ledernen Dinge blank mache, und 'zwar ohne Anstrengung, nimmt er zuerst ein Stück Papier und wichst dasselbe mit der äußersten Gemächlichkeit und mit dem Lächeln des Wolbehagens; dann ergreift er einen Jungen und wichst ihm unter beständigem Declamiren einen Stiefel. Der Junge stralt im Antlitz vor Freude, denn es ist ihm noch nicht passirt, daß ihm Jemand die Stiefel gewichst hat, noch hat er überhaupt, solange er lebt, gewichste Stiefel getragen. „Seht", sagt der Professore, „dieser Stiefel war eben erst gleichsam der Stiefel eines Schweins, und jetzt erglänzt er wie das reinste Silber,

ja, ein kaum geborenes Kind konnte ihn mit leichtester Mühe blank machen." Der Junge geht nun mit einem gewichsten und einem ungewichsten Stiefel von dannen, und drei Straßen entlang läßt er kein Auge von seinem blanken Stiefel und scheint sich und sein Glück darin zu spiegeln.

Dies aber war eine kleine Vorstellung von dem Grasso Lucido, welcher uns in den Stand setzt, nicht allein in der feinsten Gesellschaft anständig zu erscheinen, sondern geradezu auf einen Ball zu gehen.

Der Ball wird weder beim Duca Torlonia, noch beim Duca Braschi gegeben, sondern ist weit mehr interessant und sehenswert als ein Tanz in fürstlichen Prunkgemächern und im Costüm der Zeit Ludwig's XIV. Es ist ein sogenannter Modellball in einem großen wüsten Saal in der Via Claudiana.

Es gibt in Rom eine eigene Menschenclasse, deren Leben so absonderlich und seltsam ist, daß es den Novellisten vielleicht mehr reizen sollte als das Leben jener Blumen-Marien und Grisetten von Paris, welche die französische Literatur gegenwärtig zu den Idealen der schönen Weiblichkeit und zu den wahren Musen der Poesie erhoben hat. Die römischen Figuren, welche hier einen Ball halten werden, sind nämlich Modelle der Künstler, Männer und Mädchen, die das traurige Loos erdulden, viele Stunden des Tags als Figuren leblos dazusitzen. Sie erwerben ihren Unterhalt durch die schönen und charakteristischen Formen ihres Leibes. In allen nur denkbaren Gestalten erscheinen sie. Heute ist das Mädchen, welches Modell steht, die Venus vo

Medici, morgen die Diana, die Ariadne, die Madonna, eine Bacchantin, eine büßende Magdalena, eine Psyche, eine Göttin, eine Sklavin, eine Mirjam, eine Vestalin; heute nackt und morgen sittig verschleiert, mit köstlichen bunten Gewändern drapirt, bald als Türkin, bald als Griechin, wieder im Costüm von Albano, im Costüm der Campagna und als Römerin. Immer ist das arme Geschöpf eine Figur, deren Aufgabe es ist, so sehr Statue zu sein als möglich, und in der vom Künstler vorgeschriebenen Stellung auszuharren; denn einer Puppe gleich werden dem Modell Lage und Stellung des Leibes wie der Glieder angeordnet, versucht, geändert, aufs neue gerichtet, bis die Figur in die regelrechte Position gekommen ist.

Es gibt außer den größern Akademien, in denen zu bestimmten Tagesstunden Act gezeichnet wird, auch Privatakademien, welche Besitzer von geeigneten Sälen eröffnen und wo gegen ein Eintrittsgeld Modelle gezeigt werden. Der berühmteste dieser Modellväter ist Nicola in der Via Claudiana, ein Mann, welcher eine erstaunliche Fertigkeit im Modellstehen besitzt und in der Kunst der plastischen Darstellung jeder beliebigen Figur es mit dem besten Schauspieler aufnehmen darf.

Ein Modellsaal gewährt nun einen sonderbaren und eigentümlich fremdartigen Anblick; ich habe ein Bild davon unter dem Genre noch niemals angetroffen, und doch sollte eine solche Scene in guter Ausführung ein gar interessantes Genregemälde liefern. In einem wüsten Saal sitzt auf einem ziemlich hohen Postament

das Modell, sei es Mann oder halbverhülltes Mädchen, gleich einer Statue regungslos. Um sie her ein drei- oder vierfaches Amphitheater von Zeichnenden, ihrer vielleicht hundert, Menschen aus allen Ländern, Franzosen, Engländer, Deutsche, Amerikaner, Polen, Russen, Dänen, Belgier, Italiener. Ein jeder hat einen kleinen Tisch und eine kleine Lampe vor sich. Ein jeder zeichnet das Modell, je nachdem er sitzt oder steht, von vorn oder von hinten oder von der Seite; der zeichnet es in Blei, dieser in Kreide, jener in Aquarell, der eine schülerhaft, der andere stümperhaft, der dritte vortrefflich. Der eine zieht es ins Gemeine, der andere idealisirt es, und so verhundertfacht sich mit einem mal die Schaupuppe gleich einer Schrift in einer Abschreiberofficin. Man erinnert sich wol unwillkürlich an eine Druckerei, wo in einem gleicherweise wüsten und angerauchten Saal die Setzer niedergebeugten Kopfes, ein jeder an seiner Lampe, stehen und abwechselnd zur Schrift aufschauen, abwechselnd zum Satz niederblicken. Indem nun die tiefste Stille herrscht und alle diese Zeichnenden dieselbe stumme auf- und niederschauende Bewegung des Kopfes machen, aller Blicke aber auf das bunt aufgeputzte leblos-lebendige Modell gerichtet sind, welches wie ein Götzenbild dasitzt, entsteht in dem unbeschäftigten Zuschauer eine gemischte Empfindung von Lächerlichkeit und Mitleid mit dem gequälten Geschöpf. Denn dieses scheint von hundert Blicken gleichsam unablässig durchbohrt zu werden und zu einer neuen und unerhörten Todesstrafe verdammt

zu sein, nämlich sich zu Tode sehen und zu Tode zeichnen zu lassen.

Schon zwei Stunden sitzt das Schlachtopfer in derselben Stellung; das Gesicht ist von Anstrengung gerötet, die Züge sind erschlafft, die Augen matt, ihr Auf- und Niederschlagen verrät allein die atmende Seele. Was denkt dieser aufgeputzte Körper? Gar nichts. Indeß manchmal fliegt ein Lachen über ihren Mund, sie beißt die Lippen zusammen, um nicht in ein unsterbliches Gelächter auszubrechen und die ganze Position über den Haufen zu werfen. Sie kommt sich selbst lächerlich vor, oder die Zeichnenden kommen ihr im höchsten Maße albern und lächerlich vor; vielleicht hat sie einen blondhaarigen Pfuscher gesehen, welcher in einer komischen und ungeschlachten Stellung mit Begeisterung zeichnet, und dessen Figur und Erscheinung der jungen Römerin lachenerregend ist.

Solchen Modellen nun zu Ehren gibt der Besitzer der Akademie in der Carnevalszeit einen Ball, auf welchem sie im Costüm erscheinen und wozu Künstler und Bekannte eingeladen werden, und auch der Fremde eine Karte erhalten kann.

Wenn man die römischen Nationaltänze in aller ihrer Mannichfaltigkeit und Anmut tanzen sehen will, so muß man sie auf einem Modellball von den Mädchen und jungen Männern tanzen sehen. Der Reiz wird noch erhöht durch den Wechsel der Costüme, die man hier beisammen sieht, und unter denen das Campagnacostüm, das von Albano und das reichste von allen, das schöne Costüm von Nettuno, besonders in

die Augen fallen. Dazu wirkt auch die Musik, Mandolinen und Tamburins, eigentümlich national. Man sieht die Jugend Roms auch im October in den Osterien und auf dem Felde ihre Nationaltänze tanzen; denn zur Zeit der Weinlese ziehen Scharen von Mädchen und jungen Männern vor die Tore Roms, besonders vor die Porta Angelica, und man sieht sie dort auf der schönen Aue unter dem Monte Mario, auf den Wegen und in den Schenken das Tamburin schwingen und tanzen. Abends kehren diese Mädchen mit Gesang heim. Indem sie nun durch die Straßen fahren oder zu Fuß einherkommen, einen blumenbekränzten Thyrsusstab voraustragen, ein gellendes und sehr lebhaftes Lied singen, und einige auch Fackeln in den Händen halten, möchte man wähnen, einen Zug von Mänaden oder Bacchantinnen vorüberziehen zu sehn.

Nun finden wir in der Via Claudiana einen großen Saal, welchen der Ballgeber mit besonderm Fleiß decorirt hat. Von der Seite herab läuft in vielen Gewinden nach allen Richtungen eine Blumenguirlande zu den Wänden hin; sie trägt einen Kronleuchter. Es fehlt nicht an Gold- und Silberpapierstreifen und allerlei buntem Ampelwerk. Die Decoration hat etwas Ländliches; der Boden des Saals ist schwarz wie die Erde und ziemlich ungleich. Auf einem kleinen Orchester stimmen schon die Musiker Mandoline und Hackebret, rings an den Wänden aber sitzen die Modelle, diesmal in höchster Regsamkeit und in Festfreude. Viele kamen eben vom Corso, wo sie in demselben Costüm auf gemieteten Stülen an den Palästen saßen und Blumen-

sträußchen empfingen oder austeilten. Die Mütter begleiten ihre Töchter auf den Ball als Schutzgeister; wie überhaupt kein unverdorbenes Mädchen unter den Modellen (denn es gibt deren auch solche), ohne die Mutter neben sich zu haben, im Privatatelier Figur macht.

Die Ballgesellschaft ist ziemlich bunt, denn auch Masken untergeordneter Art finden sich vom Corso ein, und bald wird der Saal von Fremden jedes Landes angefüllt, welche die Modelle wollen tanzen sehen. Der natürliche Anstand und die gefällige Weise des Benehmens dieser armen Mädchen ist überraschend; der von Natur feine Takt des italienischen Volks erstreckt sich durch alle Schichten der Gesellschaft. Wenn dieser Ball, auf dem in ausgelassener Lust Modelle tanzen, bis an die helle Morgensonne währte, so würde der Zuschauer sich niemals durch eine Frivolität beleidigt, noch überhaupt die Schranken des Wolanständigen überschreiten sehen.

Es herrscht die volle frische Tanzlust der Jugend, welche allein diese jungen Leute zu beseelen scheint, und es ist ein Genuß, ihren graziösen Bewegungen wie dem Ausdruck von Leidenschaft und höchster Tanzesseligkeit zu folgen. Wer noch keinen südländischen Nationaltanz sah, sondern nur die charakterlosen modischen Tänze oder die Abgeschmacktheit der Ballete kannte, erfreut sich an dieser herrlichen Pantomimik eines lebendigen Tanzes, wie ihn das Volk tanzt. Die gut zustimmende Musik der Mandolinen und Hackebreter mit ihren etwas capriciösen, krausen Klängen, das bunte Costüm von Purpur und Gold, von Grün und

Rot, die schönen jugendlichen Formen der Tänzer und Tänzerinnen, die edelgebildeten klaren Römergesichter — es gibt eine vortreffliche Zusammenwirkung, und oft sind diese verschlungenen Tanzarabesken, dieses Verketten und Auflösen, diese anmutigen Neigungen, dieses Winken, Enteilen, Sichsuchen, dieses Hinschweben mit wechselnder Stellung gleich einem reizenden und phantastischen Figurenrelief anzuschauen.

Man tanzt vielerlei Tänze, einheimische wie fremde. Der echt römische Nationaltanz ist der Saltarello, welcher nur von einem Paar zugleich getanzt wird. Er bewegt sich nicht in großen Linien, sondern in kleinen sehr raschen Schwingungen und wird besonders mit dem Oberkörper getanzt. Er hat eine große pantomimische Lebendigkeit und etwas Bacchantisches, weniger Grazie in der Bewegung als Leidenschaft in den Schwingungen eines hüpfend sich drehenden oder einen Halbbogen beschreibenden Tanzes. Die Mädchen tanzten auch die in aller Welt verbreitete Polka und versuchten sich selbst im Schleifer, welcher ihnen niemals gelang, denn der deutsche Tanz bewegt sich in horizontalen Linien, während das italienische Tanznaturell viel eher die aufhüpfende und sprungweise Bewegung liebt. Der deutsche Tanz ist ein Tanz der Gemeinschaft und des Nebeneinander, der italienische viel eher eine Darstellung der einzelnen schönen Körperform, ein Gegenübertanz und darum dramatisch.

Während also die jungen Römerinnen in einer ihrer schönsten Pantomimen tanzen und eine gelungene Attitude bilden, wollen wir schnell die Girandola auf-

steigen lassen, um so auch unsern ganzen bunten Figurentanz, welcher doch mit einem Todtentanz begann, wie sich gebührt, mit einem bengalischen Feuerwerk zu beschließen.

Ehedem stieg die Girandola am Tag nach der Beleuchtung des Sanct Peter vom Mausoleum des Hadrian auf, jetzt aber vom Monte Pincio, über der Piazza del Popolo, gegen welche die Façade dieses herrlichen Spaziergangs gekehrt ist. Man sagt, daß sie auf dem hohen Castell einen weit prächtigern Anblick gewährt habe, und das ist wol glaublich, weil sie von dort aus gleichsam über die Stadt selbst sich erhob. Indeß macht die Girandola auch auf dem Monte Pincio immer eine über alles Vorstellen zauberische Wirkung.

Sobald der Kanonenschuß vom Castell das Zeichen gibt, donnern die Kanonenschläge auf dem Pincio, und es schießt rauschend und sausend, wie eine vulcanische Eruption, unvermutet und gewaltsam der Feuerstrom der Girandola hinter der Façade des Spaziergangs hervor. Eine Riesengarbe oder eine ungeheuere Palmenkrone sprühenden Feuers fliegt, von der Erde gleichsam ausgestoßen, zischend und knallend auf, breitet sich fächerartig über den Himmel aus, und scheint ihn halb bedecken zu wollen. Das geblendete Auge hat nicht Zeit, in diesem Stralenphänomen das Spiel der Einzelnheiten zu verfolgen; die ganze erhabene Erscheinung rauscht nun schon zu Häupten des Betrachtenden, der am Obelisk der Piazza del Popolo steht, und indem sie sich auflöst, scheint der Himmel in Myriaden Sterne

zerfahrend herniederzuregnen. Es ist kaum ein Betrachten zu nennen, es ist eine urplötzliche Flammenvision, welche dahinfährt und in kürzester Zeit verschwindet; die Erinnerung hält sie nur wie die Magie einer Traumerscheinung fest.

Die Girandola ist verschwunden — der Nachthimmel glänzt wieder von Sternen tief und klar, und die Dampfwolke wallt langsam über die Porta del Popolo. Nun beginnen einzelne Stoß- und Knallraketen hinter den Bäumen des Pincio aufzuplatzen, lichtlos und gleichsam nur als geisterhafte Ankündigungen neuer Erscheinungen. Eine knallt hinter einer der marmornen Sphinxe, welche am Eingange des Monte Pincio liegen, und indem bei diesen heftigen Schlägen einzelne Blitze aus dem Dampfgewölk aufzucken, erscheint die dunkel und geheimnißvoll hingelagerte Sphinx wie ein dämonisches Wesen, das aus der Tiefe heraufbeschworen ist. Bengalisches Feuer zündet jetzt die Façade einer gothischen Kirche oder eines Tempels an, welcher nun mit erleuchteten Conturen, als ein Zauberpalast feenhaft über den schwarzen Pinien des Pincio schwebt. Der Tempel verlischt nach und nach; dann fliegen Raketen, Leuchtkugeln, zauberische Sterne in blauem, rotem und weißem Licht sonder Aufhören empor und zerplatzen zum Sternregen. Ohne Ende zischen die Feuerschlangen in den Lüften und erhellen den Platz, und in dem Widerschein all dieser sausenden Lichter steht der Obelisk des Sesostris, einst in dem fernen Heliopolis der Sonne geweiht, fremd und seltsam und zeigt die Hieroglyphen seiner wunderlichen Bilderschrift. Es ist ein ganz treff-

licher chaldäischer und nekromantischer Apparat für die Magie dieser Feuererscheinungen, welche die Sphinxe und der Obelisk hergeben, und aus den durchglühten Dampfwolken ragen, zauberisch beleuchtet und märchenhaft phantastisch, die Pinien und die Cypressen und die bunten und bizarren Figuren des Pincio, die Säulen mit den Schiffsschnäbeln, die melancholischen dacischen Kriegssklaven mit den phrygischen Mützen, die speerhaltende Roma und so viele andere im Lichtnebel hervorschimmernde Marmorfiguren. Nun ist die Roma ganz von Raketen umrauscht und von Kanonenschlägen umdonnert, und ganz übergossen mit einer purpurnen Flammenglut, ein schönes Bild des ewigen Rom, welches unter allen Kämpfen der Geschichte in seiner Majestät sich behauptet hat, von der ersten Eroberung durch die barbarischen Gallier bis auf die jüngste durch ihre Nachkommen.

Ein neuer überraschender Zauber — Feuercascaden ergießen sich von den Seiten der Façade den Monte Pincio hinunter, es sind rauschende, phosphorescirende Wellen, es ist das wirkliche Getön eines Wasserfalls, es sind die Cascaden von Tivoli — wie prächtig und wie natürlich! Auch sie sind erloschen; doch enden nimmer die Sternraketen, welche angenehm unterhalten und das Auge beschäftigen, und nun folgen wieder Feuerräder, Sprühlichter, Garben; das saust, zischt, knallt, knattert, züngelt, raschelt — die ganze Atmosphäre ist in feurigen Dampf gehüllt, und die Geister des Elements scheinen als Tausende von Feuerkobolden, als geflügelte Lichtdrachen, Feuereidechsen, Feuerfliegen,

Leuchtkäfer, Feuerschlangen den tollsten Hexencarneval in den Lüften zu halten, oder auf feurigen Besen durch den Himmel zu fahren.

Nun wieder Stille und Nacht. Auch die Façade der gothischen Kirche ist mit all ihren bunten Lichtarabesken ganz erloschen. Jetzt steigen neue sonderbare Wesen aus den feenhaft schwankenden Pinien und Cypressen, Lorbern und Blumengebüschen des Monte Pincio auf — es sind leuchtende Geschöpfe, die sich langsam erheben, es sind Fische, die allmälig aufschweben und über die Porta del Popolo den Sternen zuziehen. Diese wunderlichen Luftballons, in denen Lichter brennen, steigen zu dreien, zu fünfen, einzeln, gruppenweise aus dem Gebüsch auf und schweben nun in verschiedenen Richtungen fort, einige hoch, daß sie Sternen gleichen, andere träg und niedrig; so durchschwimmen sie das smaragdene Luftreich. Hier und da hascht ein Luftgeist einen Fisch und trägt ihn in die Weite; hier wieder fängt einer Feuer und verlodert in den Lüften. Auch diese Erscheinung geht vorüber — die letzte Salve von Kanonenschlägen donnert hinter der Roma, eine kleinere, letzte Girandole von Raketen — ein Kanonenschuß, und Alles ist erloschen.

Aber wer kann nach Hause kehren, in das dumpfe Gemach sich einzusperren, da der Mond in seiner Fülle an diesem transparenten Himmel schwebt und diese ernsten Riesenmassen der ewigen Stadt mit magischem Lichtnebel geisterhaft beleuchtet!

Man muß Rom im Mondenschein durchwandern, da beschwört man die Todten; sie sprengen dann ihre

Gräber und beginnen alle Ruinen zu beleben und zu umwandeln, Könige und Kaiser, Helden und Poeten, Päpste und Tribunen, Cardinäle und Nobili des Mittelalters.

Steigen wir noch auf die Kaiserpaläste hinauf, deren gigantische Pfeiler, Bogen und Splitter aus dem schwankenden Buschwerk gen Himmel ragen. Zu Füßen liegt im Mondzauber das Colosseum, das Symbol der kolossalen Kaisergeschichte Roms, wie eine riesige Schale von Stein, in welche dieses Rom das Blut der Weltgeschichte aufgesammelt hat, neben ihm der Triumphbogen des Konstantin, die Grenzmarke zwischen Heidentum und Christentum, weiter der Triumphbogen des Titus, der Grenzstein zwischen Judentum und Christentum, und wie weit der Blick dringe, überall tauchen Trümmer der Geschichte auf — Alles ist still, wie gebannt und wie gefeit. In den Ruinen der Kaiserpaläste schreit die Eule. Was geschah hier im Lauf der Zeit! Wer wandelte hier in diesen Kaiserhallen? Augustus, Tiberius, Caligula, Nero, Titus, Domitian, die Antonine, Heliogobalus — die Götter der Erde und ihre Dämonen. Hier ward aufgeführt jegliches Schauspiel der Leidenschaft, Tugend und Laster, Großmut, Narrheit, Weisheit, teuflische Bosheit, jede Empfindung, für welche die menschliche Brust Raum enthält, hat hier Gestalt gewonnen. Hier ward die Welt regiert, verschwelgt, verpraßt, in einer Nacht vergeudet. Jedes Alter und jedes Geschlecht hat hier geherrscht, Greise und Weiber, Männer und Kinder, Sklaven und Eunuchen haben hier Gesetze dictirt.

Nun ist Alles todt nnd still, bis auf den Klagegesang der Eule, die um die wüsten Steinbogen flattert. Auf der andern Seite blickt man in die ewige Stadt hinab — tausend Lichter funkeln in ihr, aber sie schweigt. Hundert Kuppeln, Türme, Säulen, Obelisken ragen aus der blauen Mondnacht gen Himmel — dann und wann regt sich die Stimme einer Glocke — zauberische tiefe Stille, wie als wölbte sich die Zeit über diesem Rom in erzner fürchterlicher Ruhe.

Aus dem Labyrint der Häuser ragen zwei Säulen in die Nacht auf und heben über die Stadt zwei Figuren von Erz, die Herrschergestalten Roms, seitdem die Kaiser todt sind. Das sind die Apostel Sanct Paul und Sanct Peter, die sich auf jene kaiserlichen Säulen des Antonin und des Trajan niedergelassen haben, der eine mit dem Schwert in der Hand, als Eroberer der Erde, der andere mit den beiden Schlüsseln in der Hand, als Eroberer des Himmels, dessen Pforten er öffnen und schließen kann. So stehen diese beiden Zionswächter Roms in der stillen Nacht auf ihren luftigen Höhen, und halten über allen Trümmern und Palästen der Stadt ihren nächtlichen Dialog.

Vielleicht sinnen sie jetzt auf eine feierliche Rede oder einen Marienlobgesang, denn bald werden sie nicht mehr allein über Rom wegragen, bald wird sich vor ihren Augen eine dritte Säule und auf ihr eine dritte Figur erheben, eine schöne Jungfrau mit der Strahlenkrone über dem halben Monde schwebend. Denn seht, auf dem spanischen Platz liegt schon die alte heidnische Säule, überbaut von einem Breterhause. Schon sind

ihre Fundamente gelegt und feierlich gesegnet; schon arbeiten die Künstler an dem Schaft, ihn zu glätten, und andere in den Werkstätten an der Figur der Madonna Immaculata, welche Pio Nono auf jene Säule wird erheben lassen.

Es war am 8. Dec. 1854, als Rom sich plötzlich in Nicäa verwandelte. Zweihundertfunfzig Bischöfe und Prälaten, aus allen Ländern der Welt zusammengeströmt, gleichsam ein Volk von Greisen, eine Versammlung von Patriarchen katholischer Christenheit, Männer gleich Methusalem und Noah, waren nach Rom gekommen. Und wo man ging und stand in diesem trümmerreichen Rom, wandelte man wie unter aufgestandenen Aposteln, Kirchenvätern, Heiligen und Päpsten. Ja, wer wenige Jahre zuvor die Tricoloren der jungen Freiheit in den Straßen wehen sah und nun plötzlich in diese überall auftauchenden steinalten, silberhaarigen Medusenhäupter der Erzbischöfe von Portugal und Spanien, von Brasilien und Irland, von Oesterreich und Indien, von Frankreich und von Schottland blickte, der mußte glauben, ein Zauber sei ihm angethan, und er sei plötzlich über viele Jahrhunderte hinweg in das mittelalterliche Rom, in ein lateranisches Concil zurückversetzt worden.

Da war es am 8. Dec. 1854, daß Pius IX. ein Dogma verkündete, jenes der unbefleckten Marienempfängniß. Dies war der Abschluß der Reformen des Papsts. Ueber diesen Reformen von 1847 und über der Revolution, welche sie hervorriefen, wird nun jene Säule und jene Jungfrau aufsteigen, der Nachwelt zum Denkmal, wie schnell sich im Leben Alles wandelt.

Die Madonna vom Spanischen Platz, vor dem Palast der Propaganda, wird sich bald zu jenen beiden Apostelfiguren gesellen und ihnen viel zu klagen und zu berichten haben. Ist sie doch die jüngste Madonna und gleichsam eine Stieftochter der Revolution. Aber ich vergaß, ihre ältere Schwester steht bereits auf einer der herrlichsten Säulen Roms, fast drittehalb Jahrhunderte lang mit jenen Aposteln befreundet. Das ist die Madonna von Santa Maria Maggiore, auf der großen korinthischen Säule vom alten Friedenstempel. Sie ist die Tochter der Restauration der katholischen Christenheit, aufgerichtet im Jahr 1614, eine stattliche Frau von Erz, die den Dreißigjährigen Krieg gesehen hat. Wie wird sie sich wundern, wenn ihre jüngste Schwester einst vor ihr aufsteigen wird in einer so schutzflehenden Gestalt!

Ich habe nun mein Versprechen gelöst. Ich versprach meinen Freunden ein buntes Figurenschauspiel Roms in aufsteigender Linie, und siehe da, höher hinauf können wir nicht mehr, oder wir müßten denn mit jenen Männern und Frauen, welche Pius IX. in diesen Jahren selig gesprochen hat, auf Wolken und Engelflügeln gen Himmel steigen. Doch ein solcher Ikarischer Flug ist gefährlich. Darum bleiben wir bei Sanct Peter und Sanct Paul, denn ihr luftiges Reich auf jenen Säulen ist doch immer fester und sicherer, als es Wolken sind.

Aber, so fragte mich ein Freund, was meint ihr wol: wird dereinst eine Zeit erscheinen, wo Sanct Peter und Sanct Paul von ihren Säulen herabsteigen und aus den Toren Roms entweichen, und wo dann ihnen

der Heiland begegnen und zurufen wird: „Domine, quo vadis?“ Welche Torheit, das zu fragen, und welche größere, darauf zu antworten. Denn man muß, so sagte der weise Apollonius von Tyana, dem Sophokles glauben, der am schönsten gesagt hat:

„Nicht älter werden nur die Götter,
Und sterben nicht, da alles Uebrige
Die allgewalt'ge Zeit verzehrt.“

San Marco in Florenz.

Das Dominicanerkloster San Marco in Florenz hat außer seinem historischen Interesse noch ein künstlerisches in hohem Grade. Das erste verdankt es Savonarola, das andere zwei vorzüglichen Meistern in der Malerei, Fra Beato Angelico von Fiesole und Fra Bartolommeo. Der Platz, auf welchem es liegt, ist auch noch heute wie zu den Zeiten Lorenzo's von Medici einer der Sammelpunkte des florentiner Kunstlebens, der dritte neben den Uffizien und dem Palast Pitti; denn dort vereinigt sich die reiche Galerie der Akademie der schönen Künste mit der berühmten Schule der Kupferstecher.

Zur Zeit Lorenzo's stand in der Gegend von San Marco jener Garten der Medici, in welchem sich die erste Sammlung von Antiken befand, unter der Aufsicht des alten Bildhauers Bertoldo. Es versammelten sich dort die hervorragendsten Talente von Florenz, Alles was in Künsten oder Wissenschaften aufstrebte oder bereits groß war und die Gunst des Lorenzo genoß. Wie die Maler in die Capelle Brancacci gingen, um nach Masaccio's Fresken zeichnen zu lernen, so kamen die Bild-

hauer in den Garten Medici, um die Antiken zu studiren, und mit Angelo Poliziano, mit Pico von Mirandola und Marsilius Ficinus geistreiche Reden zu führen. Aus diesem Garten des heidnischen Apoll sah man oftmals Lorenzo, den Perikles von Florenz, in das Kloster von San Marco gehen, um sich dort in eine der Zellen einzuschließen und des süßen Heidentums sich zu entnüchtern. Da wurde das geistreiche Gespräch über die Weltseele Platon's mit einer heuchlerischen Betrachtung über die Nachfolge Christi vertauscht. Savonarola aber hielt sich murrend in seiner Zelle und kam nicht zum Vorschein, wenn ihn Lorenzo rief.

Das Kloster war den Mediceern wert; sie hatten es eigentlich geschaffen. Seine Geschichte ist in Kürze diese. Dominicus, der Gründer des Dominicanerordens, schickte im Jahr 1220 zwölf Schüler seiner Stiftung nach Toscana; von ihnen wurden Convente errichtet, deren angesehenstes das von Fiesole, der alten Mutterstadt von Florenz, war. Von diesem stammt wiederum das Dominicanerkloster von San Marco. Ehedem war San Marco von Mönchen eines andern Ordens, Silvestrianern, im Jahr 1299 gegründet worden, aber zur Zeit der großen florentiner Pest in Verfall geraten. Die Mönche waren durch die Seuche decimirt, und was verschont geblieben, hob an dem Herrn zu danken mit Schmausen und allerlei leiblicher Kurzweil. Die Demoralisation des Klosters pflanzte sich fort, und so kamen jene alten Mönche in übeln Geruch, was zur Folge hatte, daß sie aus ihrem warmen Nest verjagt wurden. Nach San Marco zogen jetzt Dominicaner von Fiesole,

und zwar auf Veranlassen des Cosimo dei Medici, welcher kurz zuvor aus seiner venetianischen Verbannung heimgekehrt war. Cosimo nämlich rief aus Fiesole den berühmten Prior Antoninus, einen sehr heiligen Mann, ja den größten Heiligen jener Zeit. Antonin war der Sohn des florentinischen Advocaten Nicolò Pierozzi, und im Jahr 1389 geboren. Schon in seinem sechszehnten Jahre war er in den Orden der Dominicaner von Fiesole getreten und geraume Zeit darnach Prior geworden. Cosimo nun bewog ihn nach San Marco überzusiedeln, was auch im Jahr 1436 geschah, nachdem der Architekt Michelozzo Michelozzi mit dem Neubau des alten Klosters der Silvestrianer beauftragt worden war. Michelozzo riß fast das ganze Kloster nieder bis auf das Refectorium und die Kirche, und führte einen stattlichen Bau auf. Für Cosimo aber wurden gleichfalls zwei Zellen gebaut als für einen Mönch, und man sieht sie noch heute wie die Zelle des Savonarola um der historischen Merkwürdigkeit willen. „In dieser Einsamkeit“, so sagt der Padre Marchese, „ließ Antoninus Pierozzi mit der Freiheit eines Freundes und mit dem Ansehen eines heiligen Lebens den ehrgeizigen Alten jene Wahrheiten hören, welche die Schmeichelei den Mächtigen immer verschweigt; und sicher ist es dem Heiligen zu danken, wenn Cosimo von Medici nicht ein gemeiner Despot wurde.“

Im Jahr 1443 wurde der Bau des Convents beendigt, und Cosimo gründete die berühmte Bibliothek von San Marco. Antoninus aber wurde drei Jahre später Erzbischof von Florenz. Er starb, von aller Welt wegen

seiner Tugenden bewundert, und nachdem er sich um die Reform des Klerus eifrig bemüht hatte, schon im Jahr 1459. Man kann ihn wenigstens von der Seite der moralischen Reform als den Vorgänger Savonarola's ansehen.

Zwei weite und ansehnliche Klosterhöfe, Architekturen Michelozzo's, zieren San Marco. Ihre Lünetten sind größtenteils al fresco gemalt und enthalten Darstellungen aus dem Leben des heiligen Antonin von Gherardini, Dantini, Poccetti und von andern Malern. Doch sind diese Malereien nicht von Belang. Der größte Reichtum des Klosters besteht in den Wandmalereien des berühmten Fiesole, des ältesten Meisters aus der religiösen Schule des Giotto, eines der liebenswürdigsten der florentinischen Malerei. Fast alle Zellen des Convents, der Capitelsaal, die Corridore und einige Lünetten in den Klosterhöfen enthalten Gemälde von seiner Hand, deren einige weder durch die Zeit noch durch das Restauriren verdorben sind. Sie werden von den Dominicanern mit eifersüchtiger Liebe gehütet.

Mit Fra Angelico begannen nun die merkwürdigen Reactionen, welche das im Reformiren so eifrige Kloster gegen den modernen Geist der classisch-italienischen Malerei unternommen hat. Seine Lebensgeschichte ist aus Vasari bekannt. Besser und einsichtiger hat sie der Padre Vincenzo Marchese beschrieben, ein gelehrter Dominicaner von San Marco, und warmer Apologet Savonarola's. Dieser Mann wurde wegen seiner Schriften, hauptsächlich wegen seiner „Nicht herausgegebene Briefe des Fra Girolamo Savonarola und Documente

denselben betreffend", von einigen inquisitionslustigen Brüdern seines Ordens des Liberalismus angeklagt, und da man Miene machte, ihn nach Rom zu schicken, ging er im Jahr 1851 nach Genua. Seine Schriften zeugen von Bildung und gesundem Urteil. Sein Feld ist die Geschichte des Dominicanerordens und besonders in Beziehung auf die Künste, worin er gründliche Studien gemacht hat. Er steht an der Spitze der Gesellschaft, welche die neue Ausgabe des Vasari in der „Raccolta artistica" besorgt.

Marchese's Hauptwerk erschien im Jahr 1845. Es sind „Die Denkwürdigkeiten der ausgezeichneten Maler, Bildhauer und Architekten der Dominicaner mit Beifügung einiger Schriften, welche die schönen Künste betreffen". Zu diesem Werk gab wahrscheinlich der Dominicaner Razzi Veranlassung, einer der ältern Verfasser einer Geschichte Savonarola's aus dem 16. Jahrhundert. Denn schon Razzi schrieb eine Geschichte der berühmten Dominicaner, welche am Ende auch das Leben einiger Maler, Bildhauer und Baumeister dieses Ordens enthält. Marchese scheint diese Idee wieder aufgenommen und selbständig ausgeführt zu haben. In der Art der Behandlung erkennt man den Einfluß Vasari's. Die Lebensbeschreibungen, welche er dort gibt, beginnen mit Fra Ristoro und Fra Sisto, berühmten Architekten des 13. Jahrhunderts, welche die schöne Dominicanerkirche von Santa Maria novella in Florenz erbauten. Am ausführlichsten hat er das Leben der Maler Fra Angelico und Fra Bartolommeo beschrieben, und diese Partien sind von gutem Verdienst und übertreffen weit den Vasari. Das Werk

schließt endlich mit einem Capitel über das Unternehmen Savonarola's, die Künste zu reformiren.

Im Zusammenhang damit steht jenes Prachtwerk der florentiner Kupferstecherei, unter der Leitung Perfetti's begonnen: „San Marco, Convent der Väter des Predigerordens in Florenz, illustrirt und gestochen, hauptsächlich in den Malereien des Beato Giovanni Angelico mit dem Leben desselben Malers und einem historischen Abriß desselben Convents vom Padre Vincenzo Marchese, Dominicaner" (Florenz auf Kosten der Artistischen Gesellschaft, 1850).

Hier betrachtet Marchese, als Mönch und als Feind alles Unedlen und Weltlichen in der Kunst, Fra Angelico wie einen Propheten, welchem die große Aufgabe gestellt war, durch seinen Pinsel die absterbende religiöse Malerei wiedererstehen zu lassen. Durch seine Gemälde sollte Angelico dieselbe moralische Reform des Menschengeschlechts erzielen, welche Antonin Pierozzi und Fra Girolamo Savonarola durch ihre Schriften und ihr öffentliches Wirken bezweckt haben.

Man weiß nicht genau, wo Fra Angelico geboren war. Marchese meint, er sei bei dem Castell Vicchio in der Provinz des Nugello zuhause gewesen, einige Miglien von Vespignano, dem Vaterlande Giotto's. Er nimmt als Geburtsjahr das Jahr 1387 an. Sein Name war Guido. Zuerst lernte er in Florenz in Miniatur malen, wie sein Bruder Fra Benedetto, welcher in dieser Malerei vorzüglich geschickt war. Sehr bald entwickelte sich bei ihm eine entschieden religiöse Richtung, welche sich im Gegensatz zu den realistischen

Bestrebungen der florentiner Kunst immer mehr ausbildete. Marchese vergleicht ihn mit Thales, der durch die Inspiration seiner Verse und Rhythmen dem Lykurg den Weg zu seiner Gesetzgebung bahnte; denn so habe Fiesole dem Antonin Pierozzi, seinem Freunde, durch seine Bilder den Weg zur moralischen Reform gebahnt.

Im Jahr 1407 traten beide Brüder in den Dominicanerorden von Fiesole und lebten hier einige Zeit, bis der päpstliche Zwiespalt auch diesen Orden ergriff. Guido oder Fra Giovanni, wie er nun hieß, wanderte deshalb von Fiesole nach Foligno und nach Cortona, wo er Vieles in der Richtung des Giotto, des Spinello und des Simon von Siena malte. Nach etwa vierjähriger Abwesenheit kehrte er indeß nach Fiesole zurück.

Dann wurde er im Jahr 1436 nach dem neugegründeten Kloster von San Marco gerufen, um dieses mit seinen Malereien auszuschmücken. „Das geschah“, sagt Marchese, „in derselben Zeit, als Masaccio die Kapellen in der Kirche del Carmine malte, als Brunelleschi die Domkuppel baute, Ghiberti die Thüren des Battisteriums fertigte, und Donatello und Luca della Robbia miteinander in der Bildhauerkunst wetteiferten.“

Weil nun dem Fra Giovanni, obwol er im Malen bereits eine große Fertigkeit erlangt hatte, noch Zeichnung, Perspective und die Ausbildung im Helldunkel fehlte, studirte auch er zuerst die Malereien des Masaccio und lernte von dem genialen Künstler, der um so Vieles jünger war als er selbst.

In diese Zeit fällt das große Wandgemälde, welches Fra Angelico in dem Capitelsaal von San Marco

malte. Dieses Gemälde ist von hoher Schönheit und eins der herrlichsten, die im 15. Jahrhundert überhaupt gemalt worden sind. Es ist Angelico's Meisterwerk und die letzte Blüte der Schule Giotto's, welche durch ihre echt tragische Einfalt oft bewundernswürdig groß ist. Der Gegenstand ist die Passion und zu beiden Seiten verehrende Heilige. Ganz trefflich ist die Kunst der Individualisirung in den Figuren, besonders der beiden Schächer. Der Kopf Christi hat etwas gelitten, und seine Züge sind nicht mehr ganz kenntlich. Seine Gestalt ist übrigens streng in dem noch traditionellen Charakter Giotto's gehalten. Zu Füßen des Kreuzes steht nach der linken Seite hin eine Gruppe von der ergreifendsten tragischen Erhabenheit: die Mutter, welche in Ohnmacht sinken will, die Arme und das Haupt willenlos herabhängend; Magdalena kniet vor ihr und faßt sie mit beiden Armen um die Brust, die blonden Haare lang aufgelöst über den Rücken. Johannes und eine der Frauen unterstützen Maria zu den Seiten. Diese ganz einfache Gruppe ist von gewaltiger Wirkung, und schwerlich möchte der höchste tragische Affect schöner dargestellt werden können, als es hier geschah. Das Erhabene wirkt hier unmittelbar durch die Größe der Natur, in der feierlichsten Stille. Man findet weder beim Perugino noch beim Francia, Meistern, welche durch tragische Einfalt ihre Nachfolger weit überragen, eine gleiche Hoheit. Die Alten sind überhaupt darin nicht mehr zu erreichen. Ihre naiv große Auffassung des Seelenlebens ist ihr bleibender Ruhm; sie sind episch und volkstümlich, die spätern musikalisch und dramatisch.

Die Darstellung der Leidenschaften wird immer reicher, aber auch immer heftiger, einseitiger und bis zur Uebertreibung egoistisch. Auch die übrigen Figuren auf Angelico's Wandgemälde sind bedeutend; ganz naiv und verbindungslos zu beiden Seiten aufgestellt, wirken sie, ohne jegliche Scenerie von Landschaft oder Staffage nach Art der Alten, allein durch den persönlichen Ausdruck. Es sind Heilige, welche die Passion verehren, Kirchenväter und Bischöfe oder Stifter von Orden, wie Dominicus, St.-Bernard, Franciscus, der Bischof Ambrosius, Thomas von Aquino, der heilige Augustin. Die Behandlung ist zart und sehr einfach, die Farbe ungemein geistig, wie das der Charakter des Angelico ist.

Obwol Fra Angelico noch viele treffliche Gemälde ausgeführt hat, so hat er in keinem mehr eine solche Größe und eine solche Kraft erreicht; denn diese fehlt seinen Empfindungen, welche durch zu große Zartheit bisweilen schon unangenehm wirken. In der Accademia delle belle arti, welche eine sehr beträchtliche Anzahl von Bildern Fiesole's besitzt, gelten zwei als die vorzüglichsten: die Kreuzesabnahme und das Jüngste Gericht. Jene ist herrlich durch die Tiefe des Gefühls und die Lieblichkeit der Farben, dieses aber ist eine weniger bedeutende Composition. Am schwächsten ist Angelico in der Darstellung der Hölle, denn seine Natur war zu kindlich, als daß er diabolische Gestalten hätte schaffen können. Seine wunderlichen Teufel erregen daher nur Lachen und nicht Grauen. Er stellte die Hölle in sieben Abteilungen dar nach dem Dante und malte auch in der Tiefe den Lucifer, welcher mit seinen drei Rachen

den Judas, den Brutus und den Cassius zerreißt. Auch Angelico malte noch unter dem Einfluß Dante's, des Genossen Giotto's und des Giotto der Poesie.

Die „Göttliche Komödie" hat überhaupt alle Maler von Giotto an begeistert; ihr Einfluß auf die Malerei ist sehr groß gewesen. Sie entzündete die Phantasie der Künstler und erfüllte sie mit erhabenen Anschauungen und dichterischen Gedanken; selbst ihre Gemälde waren schon in den Compositionen des Dante'schen Gedichts vorgezeichnet, und jene Scenen der „Hölle", des „Fegefeuers" und des ganz in Licht und Farben gedichteten „Paradieses" durften nur wirklich in Farben übertragen werden, um höchst wirksame Bilder zu sein. Ich möchte behaupten, daß ohne Dante's „Göttliche Komödie" die religiöse Malerei Italiens weder so schnell noch zu solcher Höhe sich hätte entwickeln können. Die Herrschaft dieses Gedichts über die Malerkunst dauerte das ganze 14. und 15. Jahrhundert hindurch, solange als die religiöse Malerei blühte. Auch Michel Angelo, der enthusiastische Bewunderer Dante's, richtete sich nach ihm, wie vor ihm Luca Signorelli in seinem Jüngsten Gericht im Dom zu Orvieto, welches schon Fra Angelico dort zu malen angefangen hatte. Man findet Darstellungen nach Dante von vielen Meistern und in vielen Kirchen, wie namentlich die Hölle und das Paradies des Orgagna, höchst interessante große Wandgemälde der Kapelle Strozzi, in der Kirche Santa Maria novella von Florenz. Nächst der „Göttlichen Komödie" haben aber auch die „Triumphe" des Petrarca einen großen Einfluß auf die Malerei gehabt; das zeigt unter vielen andern

Bildern derselbe Orgagna in seinem phantasievollen Triumph des Todes, einem großen Wandgemälde im Campo Santo zu Pisa.

Fiesole malte in einer Zelle von San Marco auch die Herabkunft Christi in den Limbus, aus welchem er die Patriarchen herausholt, ein Bild von großer Farbenzartheit. Nicht minder interessant ist seine Verehrung der Magier, eins der sehr wenigen Gemälde von ihm, worin er eine gewisse weltliche Heiterkeit und Mannichfaltigkeit entwickelt. Dieser Gegenstand der religiösen Malerei ist unendlich oft und mit der größten Liebe behandelt worden. Es gibt auch für religiöse Maler wenige Stoffe, welche ihn an Reiz übertreffen, an Reichtum des poetischen Lebens geht er allen vor. Indem er zugleich das Heilige und das Weltliche heiter vereinigt, erquickt sich der Sinn, weil er einmal von der Melancholie befreit wird, welche jenes ewige Einerlei der heiligen Familien, der Kreuzigungen und anderer trostloser Geschichten erregen muß. Zugleich fordert dieser Gegenstand den Maler auf, eine Fülle von Figuren und von Dingen, Pracht, Luxus und allen Reichtum der Phantasie anzuwenden, um sein Gemälde damit auszustatten. Die Gegensätze sind überraschend, heiter und sehr naiv: das Kind eines Handwerkers in einem Stalle, Ochs und Esel an der Krippe — diesem Kinde kommen die Herrscher der Erde zu huldigen, ausgerüstet mit aller orientalischen Fürstenherrlichkeit, lange, reichgeschmückte Züge von Trabanten, Pagen und Edelknappen hinter sich, welche Gold und Juwelen tragen. Einer dieser Könige ist immer ein Greis von ehrwürdigstem Ansehen, und

indem dieser vor dem kleinen Kinde kniet, wird die Poesie der Scene noch durch den Contrast der Lebensalter verstärkt. Der zweite König hat in der Regel eine Mohrenphysiognomie, der dritte eine jugendlich schöne und ritterliche Gestalt, sodaß die alten Maler in allen Dreien die Weltteile repräsentirt zu haben scheinen. Dazu kommt der Zauber der geheimnißvollen Ferne, aus welcher diese fabelhaften Könige gekommen sind, das Dunkel der Nacht, der Stern, welcher oftmals Veranlassung gibt, dem Zuge noch ein Paar Astronomen hinzuzufügen, der Reiz der goldenen Schalen, Perlen und indischen Steine, und so wird das Ganze zu einem phantastischen Volksmärchen aus dem Orient, an welchem man den Einfluß der Kreuzzüge wol verspürt.

Die toscanische Malerei ist sehr reich an Darstellungen dieser Art. Zwei herrliche Bilder sind von Domenico Ghirlandajo und von Filippino Lippi in den Uffizien; zwei andere, Meisterwerke von der höchsten Schönheit, verdanken wir den Schülern des Fra Angelico, dem Gentile da Fabriano und dem Benozzo Gozzoli. Gentile's Bild befindet sich in der Accademia delle belle arti, Benozzo's berühmte Darstellung der verehrenden Magier sieht man in der kleinen Kapelle der Medici im Palazzo Riccardi. Dort malte Benozzo Fresken, welche neben seinen bewunderten Gemälden im Campo Santo von Pisa zu den besten Leistungen seiner Zeit gehören. Die seltene Universalität Benozzo's, zu dem auch heute immer wieder die religösen Maler zurückkehren müssen, weil sie doch einmal rückwärts leben wollen, erkennt man schon hier; denn er umfaßte alle

Richtungen der Malerei, die Landschaft, die Architektur, das Genre und das Thierleben, was Alles er in seinen Gemälden verbindet. In jener Kapelle Riccardi malte er die prächtigen Züge der Könige, herrliche Gestalten, lieblich, würdevoll und majestätisch; zu Roß, zu Fuß oder auf dem Kameel ziehen sie in unabsehbaren Scharen durch lachende Gefilde, über Berg und durch Täler fort.

Fiesole nun, von welchem Gentile und Benozzo lernten, steht in seinem Bilde hinter ihnen zurück. Es ist anmutig und klein und hat nicht jene festliche Pracht und heitere Fülle, welche seine Schüler darzustellen wußten. Doch erfreut es immer das Auge. Viele andere Bilder, welche Fra Angelico in San Marco malte, möchten noch genannt sein wollen, wie sein schönes Gebet im Garten, seine Taufe, seine Krönung der Jungfrau, worin man wieder den Einfluß des Dante erkennt, sein Christus als Pilger; doch mag dessen genug sein. Sie zeigen alle denselben Charakter der alten Schule, dieselbe Schlichtheit der Mittel, dieselbe Kindlichkeit des Gemüts, die tiefste Religiosität. Man möchte selbst ihre Farben, ein vorherrschendes Weiß, lichtes Blau und sanftes Roth, kindlich nennen. Angelico erfreut sich gern an den bunten blumenhaften Contrasten. Seine reizendsten Bilder sind oft die im Kleinen, fast miniaturartig ausgeführten; sie sind von einer großen Zierlichkeit und bewundernswürdigen Feinheit, wie unter anderm die Engelsgestalten auf einem Altaraufsatz in den Uffizien und die Figuren auf dem Reliquarium in der S. Maria novella zeigen.

Fra Angelico starb in Rom am 18. März 1455;

der Papst Nikolaus V., der ihn nach Rom gerufen hatte, um im Vatican zu malen, ließ ihm ein Monument in der Kirche della Minerva errichten. Die Inschrift vergleicht ihn mit Apelles, mit dem sehr viele Maler verglichen zu sein die Ehre haben. Er war also der letzte bedeutende Meister aus der Schule des Giotto gewesen. Die Naturalisten Maselino und Masaccio machten ihr ein Ende und schufen die moderne Richtung der florentinischen Malerei. Die Antiken führten zur Darstellung des Nackten und zum Wolgefallen an den natürlichen Formen der Menschengestalt, die durch Tizian, Giulio Romano, Correggio und Michel Angelo ihren vollendeten Ausdruck finden sollten.

Da ging von demselben Kloster San Marco, welches in Fiesole einen so tüchtigen Verfechter der religiösen Malerei gefunden hatte, noch einmal eine Reaction gegen die Modernen aus. Dies geschah durch Savonarola.

Savonarola bekämpfte die Mediceer, welche den Sinn für die Antike mächtig gefördert hatten, gerade mit ihren eigenen Waffen. Sie hatten eben die Platonische Akademie gegründet, und wie sie voll waren von Bewunderung des platonischen Heidentums, so steckten Lorenzo, Pico di Mirandola, Polizianus, Marsilius Ficinus ebenso voll von den Ideen des Platon. Savonarola aber war ein platonischer Mystiker, wie jene Herren es zur Hälfte waren, und wie es damals überhaupt Italien war seit dem Petrarca. Der Prior von San Marco hielt platonische Predigten über das Wesen des Schönen und donnerte gegen die Nacktheiten der Kunst von jener Kanzel

herab, der gegenüber nun die Grabsteine seiner Freunde liegen, des Pico di Mirandola und des Angelo Poliziano. Der Padre Marchese führt in dem Capitel seiner Schrift, welches von dem Unternehmen Savonarola's, die Künste zu reformiren, handelt, eine Rede desselben an, worin er das Schöne ganz platonisch als die Seele und die Idee des Guten darstellt. Kraft dieser Theorie erhob Savonarola den heftigsten, ja einen fanatischen Krieg gegen die Antike und die auf das Weltliche gerichteten Künste, die nach seiner Meinung das Menschengeschlecht verderben; er schien darauf auszugehen, eine christlich-platonische Republik wiederherzustellen. Die stürmische Gewalt seiner Rede beugte viele Künstler, die bisher heitern Mutes gemalt und gemeißelt hatten, und man sah den trefflichen Sandro Botticelli, Cronaca, Robbia, Bartolommeo, Lorenzo di Credi und viele andere reuig zu den Füßen des Priors von San Marco ihr Heidentum abschwören. Nur Mariotto Albertinelli und der bizarre Piero di Cosimo ließen sich's nicht anfechten, sondern blieben Heiden und eifrige Gegner Savonarola's und seiner moralischen Sekte.

Man weiß von der Procession am 21. Februar 1497. Sie ist die unselige fanatische Stelle in der Geschichte des Volkstribunen von Florenz. Da trug man in feierlichem Aufzuge mit Pauken und Trompeten alle Sinnbilder der Weltlust auf den Platz der Stadt. Dort nämlich erhob sich ein vielarmiger, pyramidalisch zugespitzter Baum; aufgehängt waren daran die Porträts der schönsten Weiber von Florenz, Meisterwerke der Malerei, schöne Nacktheiten der Kunst, Sculpturen von

Göttern und Göttinnen, Notenbücher, Harfen, Lauten, Cymbeln und Geigen, Karten, Kleider von Sammet und von Seide, die köstlichsten Arbeiten von Gold und von Elfenbein, und man sah auch die Gedichte des Petrarca und des Boccaccio an den Zweigen hängen. Die Diener jenes Jüngsten Gerichts, das hier über die Weltlust ergehen sollte, hatten die Häuser von Florenz durchsucht, oder man hatte im Eifer, Buße zu thun, Kunstwerke und Kostbarkeiten jeder Art freiwillig ausgeliefert. Ein Venetianer, ein Kaufmann der gerade in Florenz anwesend war und über das moralische Wesen des Schönen sehr wenig nachgedacht hatte, kam bei so unerwartetem Anblick auf den Gedanken, daß es besser wäre, diese vortrefflichen Handelsgegenstände zu verkaufen als zu verbrennen. Er bot also für die gesammte Welteitelkeit die mäßige Summe von 20,000 Scudi. Hierauf ließ die Signorie den Mann ohne weiteres ergreifen, auf einen Stul setzen und von einem platonischen Maler in seiner ganzen Natürlichkeit abconterfeien; sein Porträt aber wurde zur Auszeichnung so frevelvoller Weltlichkeit auf die Spitze des Scheiterhaufens gestellt. Also verbrannte man diesen Baum mit allen seinen Schätzen unter dem Jubel des Volks. Das geschah auf demselben Platze, auf welchem Savonarola selbst ein Jahr später verbrannt wurde.

Der Tod Savonarola's machte die Künstler seines Anhangs trostlos. Viele gaben das Malen auf, unter ihnen namentlich Baccio della Porta, welcher aus Gram über das Ende seines Freundes der Welt entsagte und im Jahr 1500 der Kutte der Dominicaner von San

Marco anzog. Sechs Jahre lang blieb Baccio oder Fra Bartolommeo, wie er sich jetzt als Mönch nannte, in Schmerz versunken und rührte keinen Pinsel an. Dann ermannte er sich wieder und begann auf das ausdrückliche Zureden seiner Ordensbrüder seine religiösen Malereien. Es war das um die Zeit, als Rafael zum zweiten male nach Florenz kam. Rafael schloß Freundschaft mit Fra Bartolommeo und lernte von ihm Zeichnung und Farbe; unter dessen Einfluß entstand seine nicht vollendete Madonna del Baldachino, welche den Charakter des Bartolommeo deutlich erkennen läßt. Dieser bildete sich besonders nach Michel Angelo und nach Leonardo da Vinci, und weit gefehlt, daß er in der sanften und zärtlichen Art des Fiesole malte, wurde er das gerade Gegenteil dieses seines Vorgängers in San Marco. Denn die Schule Giotto's war überwunden. Bartolommeo zeigt auf das deutlichste, wie sehr das Studium der Plastik die Malerei bestimmt hatte; seine Figuren sind oft grandios wie die des Michel Angelo und beinahe statuenhaft, wie namentlich sein berühmter Evangelist Marcus in der Galerie des Pitti, und obwol er häufig Weichheit und schmelzende Farben hat, herrscht doch der statuenhafte Charakter in seinen Gemälden vor.

Fra Bartolommeo starb im Jahr 1517. Das Epigramm auf seinen Tod vergleicht ihn natürlich mit Apelles, in der Farbe wenigstens, mit Buonarotti in der Zeichnung. Er hat uns auch ein treffliches Porträt des Savonarola hinterlassen.

Zu derselben Zeit, als Fra Bartolommeo in San

Marco Dominicaner war, saß dort in einer Klosterzelle ein anderer glühender Verehrer Savonarola's gefangen, der Miniaturmaler Fra Benedetto, ein Florentiner. Man weiß nichts von den Malereien dieses sonderbaren Menschen; aber er hat uns ein ganz originelles und wunderliches Gedicht hinterlassen, welches er in der Einsamkeit seines Gefängnisses verfaßte. Es ist das älteste epische Gedicht auf Savonarola, dessen Leben und Tod es erzählt. Sein Titel ist: „Die Ceder des Libanon." Der Padre Marchese hat es neuerdings herausgegeben: „Cedrus Libani, oder Leben des Girolamo Savonarola, geschrieben vom Fra Benedetto von Florenz im Jahr 1510." „Viele Zeitgenossen", so sagt Marchese, „haben das Leben Savonarola's beschrieben, wie Burlamacchi und der Graf Francesco di Mirandola; aber obwol sie Savonarola kannten, durften sie doch nicht seinen nächsten Umgang und seine innige Freundschaft genießen, wie sie dem Fra Benedetto in den drei Jahren vergönnt war, die er mit dem Meister in San Marco zubrachte. Savonarola selber hatte ihm das Dominicanerkleid angezogen, und dieser sein Schüler litt und that viel für ihn und verteidigte ihn nach seinem Ende mit einer Liebe und einer Beharrlichkeit, welche ihm zuerst das Exil und dann viele Jahre der Gefangenschaft in seinem Convente zuzogen — eine merkwürdige Persönlichkeit, deren Typus allein in jenen Paladinen des Mittelalters ohne Furcht und Tadel zu suchen ist, die mit unsterblichen Versen Ariosto und Tasso besungen haben."

Mit Recht legt Marchese diesem merkwürdigen Gedicht eine historische Wichtigkeit bei, weil es die Ereignisse

ganz getreu und treuherzig erzählt, deren größten Teil der Dichter selbst erlebt und mit eigenen Augen gesehen hatte. Ich halte es deshalb für der Mühe wert, von diesem Epos einige Stellen zu übersetzen, will aber zuvor von dem Leben des naiven Dichters selbst Kunde geben.

Fra Benedetto war im Jahr 1470 in Florenz geboren. Sein Vater Paolo war ein Goldschmied, seine Mutter, wie er selbst sagt, eine witzige und mutige Frau. Anfangs führte Benedetto ein lockeres Leben, dann wurde er durch Savonarola's Predigten so sehr begeistert, daß er in den Orden von San Marco trat. Savonarola selbst nahm ihn in den Orden auf im November des Jahrs 1495. Drei Jahre also lebte er neben ihm im Kloster, bis sich am 8. April 1498 der wütende Volkssturm gegen den Prior erhob und seine Feinde das Kloster belagerten. Fra Benedetto, ein entschlossener Mann, ergriff männlich die Waffen und kämpfte neben andern Mönchen und Anhängern Savonarola's mit großer Tapferkeit. Zufällig befand sich auch der Maler Baccio della Porta, der nachmalige Fra Bartolommeo, an jenem Abend im Convent; erschreckt durch das wütende Geschrei des Volks und das Toben des Kampfes versteckte er sich in den geheimsten Winkeln des Klosters. Benedetto aber hatte sich auf das Dach der Kirche gestellt, in die man Feuer warf, und schmetterte mit Steinen so viel Feinde zu Boden, als er bezwingen konnte. Es war eine Scene wie vor der brennenden Burg des Priamus. Savonarola erblickte ihn und rief ihm zu, vom Kampf abzulassen und die Waffen wegzuwerfen;

auch als er sich freiwillig den Feinden ergab, wollte Fra Benedetto, wie Burlamacchi erzählt, mit Gewalt sein Schicksal teilen, doch Girolamo wandte sich zu ihm und sagte ihm: „Bruder Benedetto, aus Gehorsam folge mir nicht, weil ich und Bruder Dominicus zu sterben haben aus Liebe zu Christus. Und in diesem ward er seinen Söhnen aus den Augen gerissen, welche alle weinten; es war schon 9 Uhr in der Nacht."

Nun erzählt Fra Benedetto selbst, daß unter den Anhängern Savonarola's Malatesta Sacromoro da Rimini den Verräter machte. Denn dieser bewog Savonarola sich dem Volk auszuliefern, nachdem jener vergebens ihm geraten hatte, dem heiligen Paulus nachzuahmen und an einem Seile die Mauern sich herabzulassen, um sein Heil in der Flucht zu versuchen.

Man schleppte Savonarola und Dominicus in den Palast der Signoren, Silvestro aber hatte sich im Kloster verborgen. Aber auch diesen verriet Malatesta am folgenden Tage. Alle Drei wurden darauf am 23. Mai auf der Piazza hingerichtet und dann verbrannt. Auf der Stammtafel der berühmtesten Männer des Ordens liest man noch heute in einer Zelle von San Marco die Note: „Im Jahr 1498 am 23. Mai starben die Väter F. Girolamo Savonarola zugleich mit Dominico und Silvestro durch falsche Anklagen unschuldig an einem Galgen in der Stadt Florenz."

Fra Benedetto entwich zuerst nach Viterbo, darauf empfand er Gewissensbisse, Savonarola's Andenken auch nur eine Weile lang verraten zu haben; er kam nach Florenz zurück und begann nun mit Mut den Namen

und die Lehren seines unglücklichen Meisters zu verteidigen, obwol er den Zorn und die Rache der Henker Savonarola's auf sich laden mußte. Er schonte Niemanden, selbst den Papst Alexander VI. griff er mit Leidenschaft an. Die Folge davon war, daß man ihn zuerst aus dem Kloster stieß und dann wieder in seinem Convent einkerkerte. Wie lange und ob er bis an sein Lebensende darin schmachtete, ist ungewiß. Dort schrieb er einige Werke, teils Verteidigungen Savonarola's, teils theologische Schriften und endlich sein Gedicht, das er ganz willkürlich die „Ceder des Libanon" betitelt hat.

Es ist in Terzinen geschrieben und in elf Capitel abgeteilt. Man erwarte keine poetischen Schönheiten von ihm, noch schwungvolle Phantasie, aber es ist ergötzlich durch eine gewisse burleske Einfalt oder durch die Schlichtheit der Darstellung, welche an alte Gemälde und an alte Chroniken erinnert, noch mehr ist es interessant durch die unmittelbare historische Lage, sowie durch die Treue, womit es die Zustände zeichnet und ein Bild des Lebens jener Zeit entwirft, das schätzenswert genug ist. Die Katastrophe selbst ist lebendig und zweifellos wahr geschildert.

Nach einem gebetartigen Eingange erzählt das erste Capitel die anfänglichen Lebensumstände des Verfassers:

Von nied'rem Stamm und in der Stadt der Blume
Ward ich geboren tausendvierhundertundsiebzig,
Im Viertel della Croce unſ'res Herrn.
Mein Vater übte eine heil'ge Kunst,
Metall'ne Vasen schön er machen konnte.
Paul war sein Nam' und Jahre hatt' er achtzig.

Domenica, so hieß die Mutter mein,
War eine Frau von Witz und Mannesmut,
War fromm und haßte alles müß'ge Ding.
Sothaner Baum und sogenannter Stamm
Erzeugeten vollkomm'ner Pflanzen neun,
Die jüngste war ich und die schlechteste.
Natur und Himmel hatten mich erschaffen
Geschickt zur Musica auf Instrumenten,
Im Singen lustig und gewandt im Spielen.
Wollt' ich erzählen nun, wie viel und was
Ich hab' genossen jugendlich Vergnügen
Bei Tanz und Hochzeit und bei Jagd von Thieren,
Mit tausend Worten könnt' ich das nicht sagen.
So war's von aller Art und wenn auch ekel,
Daß tausendmal mein Herz der Welt ich gab;
Zum Dienen flink und scherzig im Gespräch,
Die Lust von Diesem und die Lust von Jenem,
Von Körper klein, doch kühn und wol verwegen.
Mein' Kunst war das Miniiren mit dem Pinsel;
Nicht mocht' ich was die Ordensbrüder schätzen
Und den Religiosen gern mich widersetzen.

Darauf beschreibt Benedetto die Verdorbenheit der damaligen Zeit. Friede, so sagt er, herrschte in aller Welt, aber der Dämon säete Uebel aus, das Volk war flau, ungerecht und sündlich, voll von schändlichen Lastern Sodoms, und Wucher und Despotie herrschte überall. Es regierte der Papst Alexander VI., groß durch Habsucht und jegliches Gelüst, und jeder Pfaffe nahm ihn zum Muster, Italien aber war zu einer höllischen Furie geworden:

Da hat der Herr in dieser Zeit gesendet
In meine Stadt hin einen treuen Diener,
Von Namen Hieronymus genennet.

So groß war seine Wissenschaft und Liebe,
Daß Jeder blieb nachdenklich im Gemüte
Und rechtlich wandelte und voller Scham.
Der Mann entsprossen von Ferrara war,
Und war vom Orden der Predicatoren,
Sein Hafen waren Kreuz und Crucifixus.

Der Dichter erzählt nun weiter, daß seine Mutter, von Savonarola's Beredtsamkeit durchdrungen, ihn eines Tags auffoderte, dessen Predigten anzuhören. Obwol ihm ein solches Ansinnen hart ankam, gab er doch endlich nach und ging in die Kirche San Marco. Da setzte er sich ganz beschämt und still unter die Zuhörer Savonarola's und erregte die Verwunderung des Volks, welches den lustigen Vogel hier nicht vermutete. Er läßt jetzt Savonarola auftreten und eine Predigt halten, wie Nicolaus Lenau in seinen Savonarola-Romanzen Dasselbe thut. Der Vergleich ist interessant, man wird erkennen, daß Lenau den Ton der Predigt vortrefflich getroffen hat.

Als mein Prophet nun kam, Savonarola,
Stieg auf die Kanzel er bescheidentlich,
Und achtsam stund ich da bei seinem Worte.
Der waffnete sein Haupt wol mit dem Kreuz
Und rief: Solang ihr dies habt, sollt ihr wandeln,
In Reue kleide sich nun männiglich.
Doch ihr, die ihr die ganze Welt betrachtet
Und sehet sie in Friedenswonne tronen,
Gebt Acht! auf ihre Ruhe nicht vertrauet.
Denn diese Zeit wird bald der Sturm durchtoben.
Ich seh, Italien, ob deiner Sünden
Auf dich das Wasser und die Pest schon zielen.
O Rom! o Priester ihr voll böser Lust,
Durch dich, o Klerus, kommt der grimme Sturm.

Des Uebels Form, das ist der Mönch und Pfaffe.
Thu' Buße nun, dies fodert jetzt der Herr
Von dir, durch mich des Herren niedern Diener.
Italien schläft und Rom will nicht erwachen.
Erwache denn von meinem großen Schrei'n,
O Sündenmensch — mein Wort ist ohne Trügen,
Nach deinem Wole dürst' ich wie der Hirsch
Nach Wasser dürstet. Bald schaust du ertränket
All' die Tyrannen, schimpflich bald erobert
Italien, mit Schande, Schimpf und Schmach.
O Rom, bald wirst du sein gefangen,
Auf dich seh ich das Rachebeil schon fallen;
Die Zeit ist kurz und flieht mit jedem Tag.
Siehst du dich nicht vom Schwelgen hingezogen,
Habsüchtig Stolze, in den Höllengrund?
So wein' um deine Schuld und seufz' von Herzen!

In diesem Ton geht es weiter fort. Es ist dies die Predigt Savonarola's über die Arche Noah. Benedetto schlägt sie so sehr ins Gewissen, daß er, wie er sagt, gleich den Weg zwischen die Füße nimmt und ganz einsam an einen unbewohnten und von Menschen verlassenen Ort hinwandelt. Da hebt er denn ein Zwiegespräch mit sich an, welches sehr naive Selbstanklagen enthält —

Und weinend ging ich fort, und wie ein Wind
Nahm ich von mir mein leichtlich locker Wesen,
Und warf dahin mein windig Saitenspiel.

Seine bisherigen Spießgesellen verspotten ihn und nennen ihn einen Hypochonder. Sie fodern ihn zu Lustbarkeiten auf, indem sie ihm zeigen, daß er von aller Welt geliebt sei, viele Freunde habe, und daß ihm zum Leben nichts fehle. Nicht genug, daß seine Kameraden

ihn peinigen, da kommen endlich auch seine in Gefahr gebrachten Sinne, welche er sehr naiv als Personen auftreten läßt:

Das Auge sprach: Ich weiß nicht was du denkest;
Zu schweifen frei, so hast du mich gewöhnet,
Und Freiheit will ich, denn die paßt mir wol.
Sprach das Gehör zu mir: Ich bin gewöhnet
An Spiel und Sang und lustiges Parliren,
Als wie an süße Düfte dein Geruch.
Drum uns zu lassen ist fürwahr nicht klug.
Geh' besser denn zu Rat mit deinem Sinne,
Gar übel ist's der Knechte Knecht zu werden.
Oft hört' ich sagen den Geschmack zu mir:
Wenn du ein wenig meine Art verstehst,
Wird dir die Möncherei zum Ekel sein.
Sprach das Gefühl: Nicht besser kann ich sein
In Zukunft, als ich bin. Drum laß mich so,
Denn leider ach! ich fühl' mich stets versengt.

Aber Savonarola stärkt Benedetto in seiner Bekehrung. Der macht nun den Anfang eines heiligen Lebenswandels damit, daß er einige Monate lang das Amt eines Krankenpflegers und Todtengräbers im Hospital übernimmt. Die schändlichen Dämonen peinigen ihn zwar unausgesetzt, doch bekämpft er sie wacker, und tritt endlich im fünfundzwanzigsten Jahre seines Lebens in den Dominicanerorden ein.

Wie der Maler Fra Bartolommeo Savonarola in Farben gemalt hat, so zeichnet Fra Benedetto seine Gestalt in Versen:

Von Körper war er klein, doch gar gesund,
Von Gliedern war er zart in solchem Maße,
Daß seine heil'ge Hand ihm leuchtend schien;

Stets freundlich war er, nie verstört,
Von wachen Blicken und durchdringend schön,
Das Aug' gesenkt und dunkel angenehm,
Und dunkel war sein Haar, sein Bart war dicht,
Der Mund gar fein und länglich sein Gesicht,
Die Nas' ein wenig ihm gebogen war.

Es folgen nun die Prädicate seiner Seele, die man sich schon denken kann, und eine kurze Angabe seiner Wirksamkeit. Darauf folgt eine ganz Klopstockische Episode, worin der Dichter die Teufel und den Lucifer gegen Savonarola sich verschwören läßt:

Der stolze Lucifer, der Fürst der Hölle,
Wie er ersah, was Frucht der Priester fand,
Da bellt er laut als wie ein reißend Thier,
Und brennend in dem grimmen Höllenpfuhle,
Mocht' also gute Werke er nicht leiden,
Und heult' und schrie und sprach gewaltiglich
Also: Auf mein Geheiß sei nun bereit
Vor meinem Blicke schnell jedweder Teufel,
Wenn baldig nicht mein Reich vergehen soll.
Auf dieses Wutgeschrei und diesen Ruf
Die Teufel horchten dem Gebot in Eile,
Und vor ihn tretend sprachen sie: O Herr,
Gehorsam sind wir dir, und sind zur Hand,
So sprich: Wer darf zertrümmern deine Macht?

Lucifer erzählt hierauf, was Alles er seit dem Sturz aus dem Himmel verübt habe, wie er den Vater Adam um das Paradies gebracht und alle Creatur unter seine Herrschaft gebeugt habe, wie das Volk des Moses auf sein Veranstalten der Götzendienerei sich ergeben, wie er, nachdem Christus in der Welt erschienen war, alle Teufel ausgesendet habe, um den Glauben auszurotten:

Und ihr, o Lügner, schmuz'ge Hundebrut,
Habt mir den Glauben nicht erstickt. Es sagt
Der Ein': heut' thu' ich's noch, der And're: morgen!
Nun eben hör' ich, wie man in Florenz
Savonarola glaubt, dem großen Mann,
Der in dem Worte Gottes herrscht und lehrt.
Es war Florenz, ach! uns're Dienerin,
Von Sodom voll, von Wucher und von Spiel,
Nun fliegt's, Dank eurer Wachsamkeit, gen Himmel.
Geht eilig denn, ihr dummen Teufel, hin
Und tilgt mir aus den Priester und sein Licht.

Auf Lucifer's Befehl also, Savonarola ins Verderben zu stürzen, fahren die Teufel mit erschrecklichem Halloh von dannen. Ihr Werk zeigt sich bald in der Verfolgung des heiligen Mannes, besonders von Seiten der Minoriten von Santa Croce, welche ihm auf jede Weise die Predigt stören und das Volk gegen ihn verhetzen. Darauf beschreibt Benedetto den Sturm auf das Kloster San Marco am 8. April 1498:

Am heil'gen Sonntag war's, dem Tag Palmarum,
Da hub Florenz sich auf mit wildem Schrei'n,
Zu fah'n den Priester lebend oder todt.
Und mit Gewaffen tobten sie in Wut,
Zum Klostertempel seine Feinde kamen,
Tod dem Verräter! schrieen sie. Viel waren
Der Freund' in diesen Tempel und Convent,
Der heil'gen Pflicht gewohnt, wie stets gekommen,
Die Vesper anzuhören. Kaum erkannten sie
Des Feindes Menge wie sein gräßlich Wüten,
Als Einer hier, der And're dort entfloh.
Ach! alle ließen den Propheten fast;
Und dieser war zum Sacrament gegangen
Mit vielen Brüdern, ach! Kaum war es Nacht,

Da fiel mit Waffen ein die ganze Schar,
Achthundert, die zu Raub die Schwerter trugen,
Und ihnen folgt' der wilde Pöbel nach,
Der sackt' sich ein das beste Klostergut.
Noch sangen des Propheten treue Kinder
Beim Sacrament getrost die Litanei,
Erwartend ihren Martertod — und ich,
Beim großen Schreckniß war ich auch zugegen.
Viel eh' wollt' ich den Todesstoß ertragen,
Konnt' sich des Tods der Meister nur entschlagen.

Benedetto erzählt weiter, wie nur etwa einige zwanzig Freunde Savonarola's die Anstürmenden zurückschlugen, den Führer tödteten und die ganze Rotte drei mal hinauswarfen. Drei mal kehrte das wütende Volk wieder.

Und Feuer legten an der Kirche Pforten
Und an die Klosterthüren jetzt die Feinde,
Und mit Geheul und Fluchen und mit Toben
Sie riefen: Sein Fleisch, sein Fleisch und Tod!
Umschlossen dicht war der Prophet; umgeben
Von seinen Brüdern mit dem Sacrament,
Und jeden zwang das Weh zu bittern Tränen.
Da wandt' er sich zu den verzagten Seinen
Und sprach: Zu fürchten wahrlich ist nicht Not,
Denn Alle wird der Herr uns hier beschirmen.
Einstürmt' indeß der Schwarm mit Lanz' und Schwertern,
Gewaltsam in die Kirche sprangen sie
Den Leuen gleich und grausam wilden Thieren.
Und ich, mit wenig Andern noch, vom Dache
Hinunter stürzten wir das Hochgemäuer,
Und ihr Gewaffen brachen wir und Schilde,
Daß Steine schien der Himmel selbst zu regnen,
Und so zurücke warfen wir das Volk.

Nicht wußt' der Priester, daß ich widerstand
Den Feinden noch mit der bewehrten Rechten,
Noch daß ich, ihn zu schirmen, kühnlich stritte.
Hinunter stieg ich von dem Dach zu Tale,
Mich sah der Heil'ge da, der betend stund
Und tadelt mich mit sanftgesproch'nem Wort.
Mein Sohn, so sprach er, höre mein Gebot,
Nimm du das Kreuz und wirf das Messer fort,
Denn solches Thun, nicht liegt's in meinem Sinn.
Und ich, wie ich die Rede angehöret,
Ob jener Feinde war's mir bitter leid,
Weil sie ihn suchten lebend oder todt.
Da ließ ein Jeder ab von seiner Wehre,
Denn Niemand wollt' dem Heil'gen widersteh'n —
Der rief an einen Ort die Brüder alle,
Und so versammelt wie sie alle waren,
Erhob zu ihnen er die milde Rede.

Es folgt die Trost- und Ermahnungsrede Savonarola's, welcher den Brüdern ankündigt, daß er sich freiwillig in die Hände seiner Feinde geben wolle, nachdem der schändliche Malatesta da Rimini mit falschen Worten ihm dazu geraten hatte.

Ich sah mit eig'nem Aug' wie er sich gab
Mit dem Genoß Dominicus dem Feinde
Und wie er freudig stand mit sanfter Miene,
Bedräut vom grimm'gen Volk mit wildem Hohne!
Denn mit Geschrei ward er hinweggestoßen,
Mit Feuerfackeln war er dicht umgeben,
Mit Lichtern, Lanzen, Schwert und Schild und Bogen.

— — — — — — — — — — — —

Nich weiß ich, ob so groß der Hölle Lärmen
Als das war jener Nacht, in welcher man
Ihn führte in Florenz zur Signorie.
Drauf es geschah, daß an dem andern Tage

Der Malatesta gab den schon gesuchten
Silvestro auch dem Feinde in die Hände.
Und weil entzündet war der Grimm der Bösen,
Jeronimus, Dominicus, Silvester
Tortur und Marter mußten sie erdulden.
Gestattet hat der himmlische Regierer,
Daß sie begriffen nicht des Dieners Rede,
Dem sie mit Hohn anthaten übles Leid.
Der folgte ganz des Amos Art und Weise
Und sprach, da ihn die Uebelthäter frugen:
Bist du Prophet? — Prophet, das bin ich nicht.
Von mir ist sein Proceß mit Fleiß berichtet
Im Trialog, den ich vordem geschrieben,
Zehn Jahre sind's; nun hab' ich ihm erwählt
Zum neuen Titel: Das Razionale.
Da deckt' ich auf die ungeheuren Lügen,
Und so ausführlich bin ich dort gewesen,
Daß mir die Schrift der Qual genug bereitet.
In jenem Büchlein hab' ich wollen nennen
Die Bösewichter sonder Scheu mit Namen,
Denn wissen soll die Welt von ihrer Tücke.
Und ward ich gleich um dieser Rede willen
Verfolgt und eingekerkert und verstoßen,
Doch will, solang ich atme, ich nicht schweigen.

Nun erzählt Benedetto, wie nach dem Tode Savonarola's seine Anhänger sein Andenken abschwuren und schimpflich seine Fahne verließen.

Nicht Einer blieb fürwahr in seiner Treue,
Ich selber auch zu wanken hab' begonnen.
Mein Frost war kurz und wieder kam die Glut.
Bestürzt war ich geblieben noch drei Tage,
Dann wie die Drossel, die dem Hanf entgangen,
Wich gen Viterbo ich mit bitt'rem Schmerz.

Da war zur Ruh' gekommen mein Gemüt,
Und in der Brust entglomm ein heftig Feuer,
Das gab der dunkeln Seele wieder Licht.
Und war ich sonder Wert und sonder Wissen,
Doch für den Meister, den ich so geliebt,
Setzt' ich entgegen mich gleich scharfem Dorn,
Und stach die Wölfe jedes Orts und Ranges.
Die haben sich voll Wut auf mich gekehret
Und Netze viel und Stricke ausgebreitet,
Doch immer biß ich sie mit meiner Zunge.
Nie konnt' der Feind mein mutig Herz besiegen,
Doch mit den Martern, die sie reichlich gaben,
Den Leib zu bänd'gen mocht' ihm wol gelingen.
Der muß durch Schuld von meinem Sündenleben
Verlassen nun in Kerkernacht vertrauern,
Dem Ziel der Pfeile ist er gleich zu achten.
Doch halt' die Wahrheit nimmer ich verborgen,
Und preise den Propheten in dem Herrn,
Deß Prophezeien nun sich klar erfüllet.
Ein jeglich Leid will ich getrost erdulden
Um meine Schuld und den verbrannten Meister.

Das letzte Capitel enthält endlich eine Lamentation über das Ende Savonarola's und erzählt die Art seines Todes. Dann schließt das Gedicht, dem ohne Zweifel noch ein anderer Teil folgte, mit einem Anruf an Savonarola, seines Versprechens sich zu erinnern und des armen Verfassers sich anzunehmen.

Der Padre Marchese, welchem wir die Herausgabe jenes alten Gedichts verdanken, hat keine besondere Geschichte Savonarola's geschrieben, aber er hat sein Leben dem schon genannten Prachtwerk der Fresken von San Marco beigefügt. Es ist von Interesse, zu wissen wie

ein heute lebender Mönch von San Marco über Savonarola, den ehemaligen Prior seines Klosters spricht. Marchese sagt am Anfang: „Der Leser wird nun sehen, wie ein Mann einen unsaglichen Untergang fand, welcher vielleicht der größte seiner Zeit und vieler andern Zeiten war. Er wird erkennen, wie ihn weder der Adel seines Geistes und die Heiligkeit seines Lebens, noch die Hoheit seines Zweckes zu schützen vermochten. Er wird erfahren, welche Hoffnungen mit ihm starben und welches die bittern Früchte seines Todes waren, und wie der Galgen und der Scheiterhaufen nicht genügten, in den Gegnern den heftigen Durst nach Rache zu löschen, welche noch gegen seinen Leichnam und sein Andenken wütete. Und dennoch leuchtet sein Name heute, da der Neid niedergeschlagen ist, zur Stunde noch in Ehren und allen Denen teuer, welche unzaghafte Freunde der Wahrheit sind. Dieser große und unglückliche Mann ist Fra Girolamo Savonarola. — — — Ich weiß allerdings, daß, indem ich so gewichtige Ereignisse in einer Zeit erzähle, in welcher sich die politischen und religiösen Parteien heftiger bewegen und vermischen, ich dem Verlangen Vieler nicht genügen und vielleicht den Tadel Aller erwerben werde. Und gewiß hätte ich, wenn es möglich war, lieber das Amt des Geschichtschreibers aufgegeben, mich allein damit begnügend, in der Stille meiner Einsamkeit die gegenwärtigen Leiden des Vaterlandes zu beweinen. Doch weil hier die Notwendigkeit gebietet, die einmal begonnene Erzählung fortzusetzen, so will ich jede Furcht hinwegthun und mich weder um den Tadel noch um das Lob der entgegengesetzten Par-

teien kümmern, sondern mich allein um die Wahrheit bemühen. Denn schön und heilig ist die Liebe zur Familie, im höhern Grade heilig die Liebe zum Vaterland, über all Dies aber steht die Liebe zur Wahrheit — — und ich empfinde den Mut, die Wahrheit zu sagen und werde sie beiden feindlichen Parteien sagen, ohne dem Opfer oder den Henkern zu schmeicheln, die Schuld nicht verhehlend, die Tugend nicht verschweigend. Denn ein so großer Mann als Savonarola ist bedarf der Schmeichelei und der Liebe nicht, um sich in der Achtung und in der Dankbarkeit des menschlichen Geschlechts zu behaupten.“ Von einem Vorwurf will er Savonarola befreien, und der ist, daß er ein Vorläufer der Reformation war. Etwa deshalb, meint er, weil er die Päpste und die Klerisei angegriffen habe? Dann müßte man mit demselben Recht den Dante, den Boccaccio, den Petrarca, den Trissino, den Alamanni die Vorläufer Luther's nennen. — Doch genug. Gerade weil Marchese Dominicaner von San Marco ist, dürfte er als Geschichtschreiber Savonarola's die Ereignisse schwerlich ganz frei von Befangenheit auffassen.

Sehr verdienstlich und ein trefflicher Beitrag zu einer Geschichte Savonarola's sind die von demselben Marchese veröffentlichten Briefe des Fra Girolamo und Documente, welche ihn betreffen. Man findet unter diesen bisher nicht herausgegebenen Briefen einige an seine Mutter, Elena Buonaccorsi, an seinen Freund Dominicus, an seine Schwester Beatrice, an Pico di Mirandola. Unter den Documenten befindet sich auch das Schreiben Ludwig's XII., Königs von Frankreich, an

die Signorie von Florenz, welches um Aufschub des über Savonarola verhängten Urteils bittet.

Am Schlusse seiner Einleitung in diese Sammlung sagt Marchese: „Hier schließen wir unsere geduldigen Forschungen über das Leben und den Tod Savonarola's mit dem Wunsche, daß endlich ein gewichtiger, fleißiger, maßvoller und streng katholischer Geschichtschreiber aufstehen möge, welcher, abgethan die Ungehörigkeiten der politischen und der religiösen Secten, uns einmal das wahre und männliche Angesicht jenes Großen zeigen möchte, welcher in einer schwierigen und verderbten Zeit einen Ruhm erlangte, den der Schimpf des Galgens und die Verleumdung von vier Jahrhunderten nicht vermindern konnten."

Der Wunsch Marcheses ist in Erfüllung gegangen, indem Pasquale Villari, Professor der Geschichte in Pisa, sein vortreffliches Werk: „Die Geschichte des Girolamo Savonarola und seiner Zeit" (2 Bde., Florenz 1859 und 1861) veröffentlichte.

Toscanische Melodieen

(nach Texten aus dem Volk).

An ***
diese Feldblumen.

Wir sind Kinder der Secunde,
Und vergehen bald;
Ueber Woche nicht und Stunde
Haben wir Gewalt.

Holde Geister sind wir jener
Freude die erblüht,
Als die längsten Freuden schöner,
Wandernd im Gemüt.

In des Lebens Pilgertume,
Seinem Leid und Glück,
Ist ja auch die schönste Blume
Nur der Augenblick.

Rom, 10. April 1863.

I.

Ich schick' dir die Vögel als Boten,
Denn and're Diener hab' ich ja nicht;
Sie setzen sich auf die Bäume und Rosen;
Sie sind so müde von all' dem Fliegen;
Sie setzen sich auf die Bäume von Pisa;
Ich schick' dir viel Grüße, du schönste der Rosen;
Sie setzen sich auf die Bäume von Livorno,
Ich lasse dich grüßen, du Blumengesicht.

II.

Wenn dein Bildniß wäre gemalet,
Und zum König der Heiden gesandt,
Mit seinen Schätzen hätt' er's bezahlet,
Er gäb' dir die Kron' in die Hand;
Und ließe verkünden die Lehren
Vom Herren Jesu in seinem Reich,
Und daß sie sich sollten bekehren,
Und dich lieben zugleich;
Alle Heiden sich sollten bekehren,
Und dich lieben zugleich.

III.

O Sonne, o Sonne du ziehest
Wol über die Berge und Höh'n,
So grüße mein herziges Liebchen,
Ich hab's heut' nimmer geseh'n.

O Sonne, dort drüben am Hause
Zwei Weiden, zwei Weiden weh'n;
Vor ihrem off'nen Fenster
Zwei Lorbeerrosen steh'n.

O scheidende Sonne, du ziehest
Wol über die Berge und Höh'n,
So grüße mein herziges Liebchen,
Die dunkeln Augen mir schön.

IV.

Ich gehe des Nachts, wie der Mond thut geh'n,
Ich suche, wo den Geliebten sie haben;
Da hab' ich den Tod, den finstern, geseh'n,
Er sprach: such' nicht, ich hab' ihn begraben.

V.

Ich bin klein, und hab' noch nicht zehn Jahre,
Bin geschrieben schon in's Buch der Liebe.
Nahmen mir das Kleid, das schöne, klare,
Gaben ein braun Kleid mir gar zu trübe;
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber.
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wären gleich von ihr viel hundert Arten.
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber;
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wenn von ihr gleich tausend Arten wären.

VI.

Ich will ein Haus mir bauen,
Das soll von Seufzern sein;
Den Kalk mit Tränen lösch' ich,
Mit Tränenflut allein.

In's Haus will ich mich schließen,
So lange wohn' ich da,
Bis meine erste Liebe
Ich wiederkommen sah.

Und will ins Haus mich schließen,
Und klagen ungestört,
Will alle Sterne zählen,
Bis Er mir wiederkehrt.

VII.

Liebe Schwalbe, kleine Schwalbe,
Du fliegst auf, und singst so früh,
Streuest durch die Himmelsbläue
Deine süße Melodie.

Die da schlafen noch am Morgen,
Alle Liebende in Ruh',
Mit dem zwitschernden Gesange
Die Versunk'nen weckest du.

Auf! nun auf! ihr Liebesschläfer,
Weil die Morgenschwalbe rief;
Denn die Nacht wird den betrügen,
Der den hellen Tag verschlief.

VIII.

Klagen ist der Mond gekommen
Vor der Sonne Angesicht.
Soll ihm noch der Himmel frommen,
Da du Glanz ihm nahmst und Licht?

Seine Sterne ging er zählen,
Und er will vor Leid vergehn:
Zwei der schönsten Sterne fehlen,
Die in Deinem Antlitz stehn.

IX.

Ich sah am Fenster drei Mädchen,
Die Blicke mir zugewandt;
Sie haben mir plötzlich drei Pfeile
Der Liebe hinunter gesandt.

Die eine traf mir die Stirne,
Die and're das Haupt mit Schmerz;
Das allerschönste der Mädchen,
Es traf mich mitten in's Herz.

Einen Glückwunsch send' ich der Guten,
Und schönen Dank zurück;
Der Aeltesten aber der Schwestern
Empfehl' ich mein Herzensgeschick.

X.

O Rose, o Rose, o Rose so klar,
Wie dich so schön doch die Mutter gebar!

Sie gebar dich so schön, sie steckt' dir ins Haar
Eine Blume, und stellt' dich an's Fenster,
An's Fenster, um Liebe zu kosen.
Sie gab dir in's Haar eine Rosen,
Eine Rose in's Haar, und stellt' dich an's Fenster,
Den Bräutigam dir zu erlosen.

XI.

Er.

Sprich, o Mädchen, wer wird erben
Deine Schönheit vor dem Sterben?
Laß mich diesen Schatz erwerben,
Weil ich doch so lieb dich habe.

Sie.

Keiner, keiner soll ihn erben,
Mag die Schönheit nur verderben,
Und zergehn in lauter Scherben,
Will sie tragen bis zum Grabe.

XII.

Eh' du, Liebliche, die Augen
Lachend zu den meinen lenkst,
Eh' du wieder sie mit einmal
Auf den Busen sinnend senkst:
Woll's mit Zeichen mir verkünden,
Daß ich mag mein Herze binden,
Und mit Kraft es zügelnd halten;
Denn es möchte sonst vor Lust,
Vor den großen Liebgewalten
Mir entspringen aus der Brust;
Daß derweil' ich's möge binden,
Eh' mir's jauchzend will entschwinden.

XIII.

Ich sah ein lichtes Wölkchen
In blauen Lüften wehn,
Das that aus Liebe wandern,
Zur Sonne reisen geh'n.

Und seh' ich dich, o Jüngling,
Spazieren dort und hier,
So denk' ich auch, du thust es
Allein aus Lieb' zu mir.

Und trittst du aus dem Hause,
Dann werfen dir im Nu
Die Rosen auf der Straße
Die Blumenschlingen zu.

XIV.

Willst du todt seh'n deinen Sclaven,
Laß dein Haar unaufgerollt,
Laß es fließen um die Schulter,
Lockenströme wie von Gold.

Goldne Fäden sind die Locken,
Schön das Haar, und wer es trägt,
Goldne Fäden, feine Seiden,
Schön das Haar, und wer es strählt.

XV.

Steht mein Liebster auf dem Hügel,
Komm' ich, bellt sein Hund nach mir;
Hündchen, Hündchen, laß dein Bellen,
Komm' zum Herrn, und nicht zu dir.

Deinen Herren will ich haben,
Liebes Hündchen, sei nur gut;
Haben will ich deinen Herren:
O was bellst du so in Wut!

XVI.

Zwei herbe Limonen hab' ich geseh'n,
Sie reiften durch Liebe der Sonnen;
Zwei Schlangen sah ich durch's Wasser geh'n,
Sie schwammen in Liebe und Wonnen.

Durch's Wasser wollt' ich wol schießen,
Als wie der bewegliche Aal;
Für einen von deinen Grüßen,
Da grüß' ich dich tausend Mal.

XVII.

Und ob du mich ließest
So Nächte wie Tag,
Und ob du mich fliehest,
Ich folge dir nach.

Und ob du auch eilest,
Und wanderst so sehr,
Weit über die Meere,
Ich folg' dir auf's Meer;

Mit Nöten und Kummer
Durch Meere und Welt,
Durch Welten und Meere,
Wohin dir's gefällt.

XVIII.

Ob du, Täubchen, deinen Flug genommen
Durch die Lüfte, bis zum Himmelszelt;
Ob du schweifest durch die weite Welt,
Mußt doch einmal in die Hand mir kommen.

XIX.

Wenn's die Bäume könnten klagen,
Wenn die Blätter Zungen wären,
Und die Welt Papier zum schreiben,
Tint' das Wasser in den Meeren,
Federn Blumen nicht zu zählen,
Möchte doch manch Blatt mir fehlen,
Meine Liebe dir zu sagen.

XX.

Will dich lehren was von Liebe,
Stehe auf am Morgen früh',
Eine Lilie aus dem Garten
Von dem Stengel breche sie.

Setz' ans Feuer sie ein Stündchen,
Laß' sie länger kochen nicht:
Und dann wasche mit den Händchen
Dir dein liebes Angesicht.

XXI.

Junger Knabe, der du gehest
Auf und ab am Fenster hier,
Laß dein Wandern nur, o Knabe,
Denn ich singe nicht zu dir.

Meine Weise gilt dem Liebsten,
Der ist gangen aus dem Tal;
Seine Schönheit blühet schöner,
Als die deine tausend Mal.

Heller blühet seine Farbe,
Als die Au, die er verließ;
Auf die Erde ist er kommen,
Und er kam vom Paradies.

XXII.

Richten will ich Tisch und Gastmal,
Laden die unselig lieben;
Und mein Herz geb' ich zu essen,
Und zu trinken ihnen Tränen.
Seufzer, Klagen sind die Diener,
Die Verliebten zu bedienen;
Und der Schenk soll schwarzer Tod sein;
Weint ihr Steine, seufzt ihr Mauern!
Heil'ger Tod, das soll der Schenk sein;
Steine, seufzt, und rufet Ach! nur.

XXIII.

Die Turteltaube ist blieben allein,
Nun sucht sie den Bulen der Liebe;
Kommt sie an's Bächlein, taucht sie darein,
Ist es ein klares, macht sie es trübe.

Dann schlägt sie das Herz mit den Flügeln,
Und eilet hinweg, und klaget: o Liebe!
Und schlägt sich an's Herz mit den Flügeln,
Und jammert und klagt: unselige Liebe!

XXIV.

Blaues Sternlein, du sollst schweigen,
Das Geheimniß gib nicht kund,
Sollst nicht allen Leuten zeigen
Unsern stillen Liebesbund.

Mögen and're stehn in Schmerzen,
Jeder sage, was er will;
Sind zufrieden unsre Herzen,
Sind wir beide gerne still.

XXV.

Am ersten Tage des Maien
Der Blumen ging ich mich freuen;
Ein Vöglein kam den Busch entlang,
Von Liebe das Vöglein sang.

O Vöglein, du kommst von Firenze,
So sag' mir von Lieb' in dem Lenze:
„Die Liebe beginnt mit Schallen und Tönen,
„Die Liebe, sie endet in Jammer und Tränen."

XXVI.

Streust du Dornen auf die Gassen,
Gehe nicht mit nackten Füßen;
Klagen soll nicht hören lassen,
Wen Verstand und Sinn verließen.

Ist der Winter angekommen,
Tau des Himmels ist gefallen;
Doch mir Armen kann nicht frommen
Keine Jahreszeit von allen.

Erde hat ihn aufgesogen,
Fiel herab der liebe Segen;
Nur für mich kommt nichts geflogen
Weder Tau, noch Blumenregen.

XXVII.

Fensterlein, Nachts bist du zu,
Thust auf dich am Tag mir zu Leide;
Mit Nelken umringelt bist du;
O öffne dich, Augenweide!

Fenster aus köstlichem Stein,
Drinnen die Sonne, die Sterne da draußen;
O Fensterlein heimlich und klein,
Sonne darinnen und Rosen daraußen.

XXVIII.

Seh' ich die Straße dich kommen, Geliebte,
Deine Schritte dann zähl' ich zumal.
Du machest die Schritte, ich mache die Seufzer,
So Schritte, so Seufzer, und Zahl um Zahl.

Sage, Geliebte, sind ihrer mehre,
Die Schritte der Füßchen, die Seufzer der Brust?
Sage, Geliebte, sind ihrer mehre,
Die Seufzer der Qualen, die Seufzer der Lust?

XXIX.

Briefchen schrieb und warf in den Wind ich,
Sie fielen in's Meer, und sie fielen auf Sand.
Ketten von Schnee und von Eise die bind' ich,
Die Sonne zerschmilzt sie in meiner Hand.

Marie, Marie, du sollst es dir merken:
Am Ende gewinnt, wer dauert im Streit;
Marie, Marie, das sollst du bedenken:
Es siegt wer dauert in Ewigkeit.

XXX.

Selig ist das Sternlein drüben,
Das dem Mond zur Seite geht;
Wol ein Engel mag es lieben,
Der in seinen Diensten steht.

Traurig ist's, zu sein geboren
Freudenlos und ohne Glück,
Von den Menschen nicht erkoren,
Und verstoßen vom Geschick.

O du Schicksal: ohne Liebe!
Welche Hand ist's, die mich hält?
Nicht geliebt von keiner Liebe,
Als vom Unglück in der Welt.

XXXI.

Eine Quelle sprudelt nicht zwei Flüsse,
Kann nicht zwei auf einmal machen fließen;
Eine Kerze brennt nicht in zwei Flammen,
Kann nicht zwei auf einmal lodern machen.

Eine Glocke hallt nicht in zwei Klängen,
Kann nicht zwei auf einmal machen klingen;
Eine Schöne brennt nicht mit zwei Herzen,
Kann nicht zwei auf einmal selig machen.

Selig machen kann sie zwei Verehrer,
Den durch Worte, diesen durch Gewährung;
O so mache selig denn, Geliebte,
Ihn durch Worte, mich durch die Gewährung.

XXXII.

Liebe Rose, Blume der Rosen,
Willst du mich meiden, so sag' es mir klar;
Dich liebt' ich seit frühesten Tagen,
Ich liebt' dich durch Monden und Jahr.

Ich liebt' dich durch Stunden und Monde,
War es in Trauer, war es in Scherz;
Liebe Rose, Blume der Rosen,
Nun gib mir zurück mein Herz.

Dich liebt' ich durch Monden und Jahre,
Mit Herz, mit Mund und mit Blick;
Liebe Rose, Blume der Rosen,
Nun gib mir die Jahre zurück.

XXXIII.

Amor, Amor, lieber Seemann,
Mir dein Schiffchen leih'st du schon,
Auf die Meerflut muß ich fahren,
Denn mein Mädchen ist entfloh'n.

Wenn ich sie ersegelt habe,
Sie gefangen nehm' ich mir;
Um den Nacken will ich grimmig
Eine Kette binden ihr.

Um den Hals will ich ihr knüpfen
Schöne Dinge hier zur Hand:
Eine Lilie, vier Sterne,
Und ein Kreuzchen von Demant.

XXXIV.

Wenn ich wüßt', du würd'st mein eigen,
Ein Matrose wollt' ich werden,
Wollt' dich malen auf die Segel,
Und dich zeichnen auf mein Schiff.

O was sagten die Matrosen,
Säh'n die Liebe sie des Schiffers
Abgemalt auf allen Segeln?

O was sagten dann die Leute,
Gingen sie vorbei und sähen
Abgemalt des Schiffers Liebe
Auf der dunkeln Segelbarke?

Die Insel Capri.

1853.

Votum fecit, gratiam recepit.

Einen vollen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meers. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festland betrachtete, wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; obenauf aber liegt Tiberius. Und so reizte mich dies classisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit, und die düstern Erinnerungen an jenen Kaiser Roms, welcher von der Welt, die ihm gehörte, nur diesen Fels als Eigentum erwählte.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel, und Alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melan-

cholischen Wildheit seiner Berge und in der schroffen Jähe der schwindelsteilen Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Castelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit einsamlichen Kanonenschlünden, die schon der wilde Ginsterstrauch lachend mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen, wüst und wild und schartig, in den Aeter hinaufgreifend und von den Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Aeschylus sagt; Hölen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer gewölbten Kirchenkuppel; unten an der schmalen weißsandigen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereihte Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein schmuckes Fischermädchen, das Holzbänkchen haltend, welches sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land kämen. Wie ich nun ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause; Alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach dem Städtchen Capri. Es

sind Oliven-, Wein- und Orangengärten in der Faltung der Felsen aufgegrünt, doch spärlich anzusehen, wenn das Auge durch die Ueberfülle campanischer Landschaft verwöhnt wurde. Auch die Bäume scheinen auf Capri Einsiedler.

Tritt man über eine hölzerne Brücke und durch das alte Tor in das Städtchen selbst, so umfängt das Gemüt die heiterste Eremitage und das originellste Bild von Frieden, Bedürfnißlosigkeit und Kindlichkeit. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche auf einem ganz kleinen Platze Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und oben gewölbten Dächern, und fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein königlicher Palmenbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit dem Stab und dem Muschelhut.

Kaum waren wir in unser Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Gesang wieder auf die Gasse trieb. Es war Sonntag, und eine Procession durfte nicht fehlen. Aber wie bizarr und fremd war ihr Anblick. Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, diese in weißen Schleiern, hinter dem Kreuz. Um die Kapuzen hatten sie einen grünen Kranz aus den Zweigen des dornigen Brombeerstrauchs gewunden, und auch der

Strick auf der Schulter zeigte, daß es um Pönitenz zu thun war, denn die Procession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Straßen, und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, daß es schien, es sei dies eine Procession von Bacchuspriestern und sie zögen rebenüberkränzt zu einem Tempel des Dionysos. Es trugen fast alle Männer diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Brüderschaft gingen. Vor allen fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit silberweißem Haar und Barte auf, der unter dem Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen so eng sind, daß nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Procession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das war mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage, und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, in allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden ist, so will ich es mit diesem kleinen Inselbilde machen wie dankbare Schiffer, die eine Votivtafel stiften und darunter schreiben: Votum fecit, gratiam recepit.

Die Insel hieß bei den Griechen und Römern Caprea oder Capreä. Man will den Namen aus dem Lateinischen erklären, wo er Ziegeninsel bedeutet. Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Capraim Zweistadt heißen soll. Den Griechen galt die Insel als

ein Sireneneiland, und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des Homer, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Caps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land, die wogenschöne Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golf von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiß nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhielt. Vielleicht waren es oscische Nachbarn vom Festland, die sich hier zuerst niederließen. Daß sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man allgemein an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn es lehrt die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte geteilte Insel, daß sie schon vor Zeiten zwei Orte hatte, und Strabo sagt: „Capri hatte vor Alters zwei kleine Städte, nachher nur eine.“

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und ließen sich an den Küsten und auf den Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, taphische Männer akarnanischen Stamms, wie Tacitus und Virgil es selbst sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird Telone genannt.

In jener Periode, etwa im achten Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen von Posidonia und von Neapel an, sie erbauten Cumä

und Neapolis, und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meers. Dem höchstgelegenen Ort in Capri gaben sie den noch heute bestehenden Namen Ana-Capri, oder die Oberstadt Capri. Horcht man nun in die Sprache der heutigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut hören, und blickt man in ihre Gesichter, namentlich in diese kleinstirnigen, edelgeschnittenen und braunen Gesichter der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haars, und durch die reizende Umfaltung des Mucadore oder Kopftuchs noch verstärkt wird. Aber die Griechen, obwol auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch gar ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst. Indeß Hellenen waren die Ahnen dieses Volks, dessen Milde und Grazie nun den Fremden fesselt, den nackten Felsen zu einer lieblichen Idylle macht, und selbst den fürchterlichen Dämon Tiberius beschwichtigt.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf Capri, von denen keine Spur blieb, und man sagt, daß die Jugend der Insel in griechischen Kampfspielen, welche sie in der Palästra übte, außerordentlich geschickt war. Selbst Augustus erfreute sich an den gymnastischen Spielen der Jünglinge Capris, denn zu seiner Zeit war die Insel noch hellenischen Wesens. Sie gehörte damals der griechischen Stadt Neapolis. Augustus verliebte sich in Capri. Er trat den Neapolitanern das blühende Eiland Ischia ab und tauschte dafür den classisch geformten Felsen Capri ein. Als er nämlich

einst am Strande des Eilands aus dem Schiffe stieg, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen. Und dies erfreute den Kaiser so hoch, daß er jenen Tausch beschloß.

Augustus kam, die heilsamen Lüfte Campaniens zu atmen, da seine Gesundheit durch Alter geschwächt worden war. Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsformen wie der griechische Charakter des Volks behagten ihm; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus stand nach der Annahme der Altertumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des Tiber benennt. Der Ort ist entzückend, der höchste Punkt des östlichen Ufers, von wo der Blick über beide Golfe und in das schrankenlose sicilische Meer hinüberschweift. Aber das Andenken August's ist auf der Insel in den schrecklichen Erinnerungen an Tiberius untergegangen, und so weiß man nicht mehr, wie viel und was er dort baute, auch nicht, wie oft er dort gewesen sei.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen er das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er in Gesellschaft des Tiberius und des Sterndeuters Thrasyll vier Tage auf Capri zu, wie Sueton erzählt, ganz hingegeben der Muße und aller Heiterkeit. „Als er zufällig dem Golf von Puteoli vorbeifuhr, war eben ein alexandrinisches Schiff gelandet; dessen Reisende und Mannschaft nun legten weiße Gewänder an und bekränzten sich, und indem sie Weihrauch opferten, er-

hoben sie sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das erfreute ihn so sehr, daß er unter seine Begleiter 400 Goldstücke verteilen und sie eidlich sich verpflichten ließ, daß Keiner solches Geld zu andern Dingen verwenden wolle, als von den Alexandrinern Waaren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen verteilte er unter andern Geschenken Togen und Pallien und befahl, daß die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Uebungen der Epheben (in Capri) zu, von denen noch aus dem alten Institut eine Anzahl übrig geblieben war. Er gab ihnen in seiner Gegenwart einen Schmaus und ausdrücklich die Freiheit, Aepfel und Nachtisch und zugeworfene Geschenke scherzend sich aus den Händen zu reißen, einer dem andern. Und keine Art von heiterm Vergnügen schloß er aus. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtsthuns Derer, die aus seinem Gefolg dahin sich entfernten. Einen von seinen Lieblingen, Masgaba, pflegte er, gleich als wäre er der Gründer des Eilands, Ktistes zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses Masgaba, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem großen Schwarm mit vielen Lichtern besucht sah, sprach er mit lauter Stimme den improvisirten (griechischen) Vers:

«Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es.»

Er wandte sich dabei an Thrasyll, den Begleiter des Tiberius, der ihm gegenüberlag, und fragte ihn, welcher

nicht wußte, von welchem Dichter er wol glaube, daß der Vers sei. Als der nun stockte, setzte er sofort einen zweiten hinzu:

«Schaust du den Masgaba mit Fackelschein geehrt?»

Auch um diesen Vers fragte er. Jener antwortete nur, die Verse, von wem sie auch seien, wären vortrefflich. Augustus aber brach in ein Gelächter aus und strömte von Scherzen über."

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu sterben. Dies ist, was Sueton von dem letzten Aufenthalt des Kaisers in Capri erzählt. So wenig es ist, so viel ist es doch wert, dies heitere Bild des greisen Augustus, welcher mit den Bewohnern des Eilands fröhlichen Scherz treibt. Und doppelt anziehend wird diese menschliche Erscheinung durch den Gegensatz zu Tiberius. Denn nun folgt: der greise Tiberius auf Capri.

Das kleine Eiland war elf Jahre lang Rom und Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greisen geworden wie der Eremit dieser Felsenklippe, die Weltgeschichte selbst nur ein düsterer Monolog des Mannes mit dem Medusenhaupt.

Wenn ich nun hier auf den Ruinen der Villa des Zeus sitze und über den stralenden Golf blicke, so ist es mir, als wäre der rauchende Vesuv dort ein Tiberius der Natur, und ich glaube, oft saß hier Tiber in sich versunken, blickte zum Vesuv hinüber und weidete sich in diabolischer Skepsis an seinem Ebenbilde, dem Dämon der Zerstörung. Ja, schaut man den Vulkan und wieder

jenes elysische Campanien zu seinen Füßen und dieses lichtausatmende, gastliche Meer, so erscheint der einzelne Berg, welcher über all das selige Land schrecklich herrschend hinüberragt, ein Symbol der Menschengeschichte selbst, und dies ganze große Theater Neapels das tiefsinnigste Gedicht der Natur zu sein. So düster, tückisch und einsam, wie dort der Vulkan über dem Paradies zu seinen Füßen, ragte einst der Eremit von Capri über der schönen Welt, die er beherrschte. Es kocht dem einen Mann die ungeheuere Seele, und wenn sie von Vernichtungswut überschwillt, speit er aus Todesurteile, Städteverwüstung, Flucht und Exil, und begräbt er die Welt in tiefe Finsterniß.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Fürchterliche dauert im Gedächtniß länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Timberio, und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des Tiberius. Selbst den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier „Tränen des Tiberius", wie jener vom Vesuv „Tränen Christi" heißt. Köstlich hoch, so glaube ich, muß im Preise der Natur die Träne stehen, die ein Mensch wie Tiberius geweint.

Ich begegne hier einem seltsamen Volksglauben, der mich nicht wenig überrascht hat. Das Volk behauptet nämlich, daß tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, Tiber auf einem kolossalen bronzenen Rosse sitze, er selbst eine Gestalt von Bronze mit brillantenen Augen, und auch sein riesiges Roß habe Augen von Demant. Ein Jüngling, der in einen Berg-

spalt gekrochen, habe ihn also sitzen sehen, aber die Spur des Ortes alsbald wieder verloren. Ich habe diese Sage aus dem Munde des alten Franciscaners, der nun als Eremit auf der Villa einsiedelt, und ich fand sie auch in dem Buche Mangone's über Capri. Sie erinnert an die Sage vom Kaiser Rotbart im Kyffhäuser; aber schwerlich wird das Volk die Wiederkehr des Tiber ins Leben wünschen.

Er kam auf die Insel im Jahr 26 nach Christi Geburt und lebte hier elf lange Jahre, bis er während kurzer Abwesenheit am Berg Misen erstickt ward. Er hatte das Eiland zu einem Lusthain der Venus und einem Olymp aller Götter prachtvoll umgestaltet. Seine zwölf den Obergöttern geweihten Villen nebst andern herrlichen Gebäuden müssen der Insel in Verbindung mit den grandiosesten Felsen ein zauberhaft schönes Ansehn gegeben haben. Heute ist sie mit ihren Trümmern überstreut, und viel birgt noch die Erde unter den Weingärten. Hol und gespenstisch gähnen nun die Bogen und Untergewölbe der Lustschlösser aus dem Schutt auf den Hügeln, wie durcheinander geworfene Reste eines wüsten ausgeschalten Fests, grauenvoll zu betrachten, indem sie die Phantasie mit häßlichen und lüsternen, mit bizarren und reizenden Gestalten bestürmen.

Als der Schreckliche todt war, blieb das schöne Theater seiner Lüste verödet; die Pracht von Capri verfiel. Das Volk erzählt, daß Römer auf die Insel kamen und ihre Gebäude niederrissen. Zwar weiß die Geschichte nichts davon, aber sie sagt auch nicht, daß die Nachfolger Tiber's Capri besuchten. Caligula war noch

mit ihm auf der Insel gewesen, hatte hier zum ersten mal den Bart abgelegt und die Toga genommen, und sich in der Schule seines Oheims gebildet. Auch der Schwelger Vitellius lebte als Jüngling in Capri. Später duldeten zur Zeit des Commodus Crispina, sein Weib, und seine Schwester Lucilla eine trauervolle Verbannung auf diesem Eiland, wie Dio Cassius es erzählt und ein im vorigen Jahrhundert auf Capri gefundenes Relief es bestätigt, welches beide Fürstinnen in der Gestalt schutzflehender Trauer darstellt.

Nachher teilte die Insel das Loos der naheliegenden Küstenländer. Sie geriet nach dem Falle Roms in Besitz erst der Barbaren, dann der Griechen, wie Neapel selbst. Sie wurde Eigentum des griechischen Herzogs von Neapel, und fiel im neunten Jahrhundert an die damals blühende Republik Amalfi, welche sie als Geschenk vom Kaiser Ludwig erhielt.

Mit dem Beginn der normannischen Herrschaft in Süditalien kam Capri an den tapfern Roger von Sicilien, der die Insel den Amalfitanern entriß, und so wurde sie nach der Reihe von den Normannen, den Hohenstaufen, von den Anjous, den Aragoniern besetzt und durch Capitäne regiert. Im Jahr 1806 entrissen sie die Engländer den Neapolitanern; sie besetzten sie im Namen des Königs Ferdinand von Sicilien, befestigten sie stärker und gaben ihr zum Commandanten jenen Hudson Lowe, welcher später als Kerkermeister von Sanct Helena unsterblich werden sollte. Fast drei Jahre behaupteten die Engländer Capri, bis die Muratisten durch einen kühnen Handstreich sich des Eilands bemächtigten.

Es war der Geschichtschreiber Coletta, damals Ingenieur unter Murat, welcher Capri zuvor auskundschaftete und die Stelle bezeichnete, wo das Felsenufer könne erstiegen werden. Am 4. Oct. 1808 wurde die Insel nach heftigem Kampf erobert, Hudson Lowe aber als Gefangener nach Neapel abgeführt.

Diese Nachrichten mögen hinreichen, uns über die historischen Schicksale Capris aufzuklären. Eindrucklos, bis auf die letzten Ereignisse, sind sie am Erinnern des Volks vorübergegangen. Es lebt hier allein das Gedächtniß an den grausamen Timberio, und oft war es mir wundersam, den fürchterlichsten Namen der Geschichte aus dem Munde spielender Kinder zu hören. Aller Orten hört man ihn, weil er mit dem Local verwachsen ist. Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernst seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für Den, welcher für wilde und dunkle Scenen in der Natur und Geschichte empfänglich ist. Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem seltsamen Contrast. Das lachende grüne Tal stößt hart an schroffe Felsenwände, welche das heitere Pflanzenleben zerreißen und nackt und gigantisch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armut und Frömmigkeit verschönt und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer sich aufdrängenden Vorstellung des Tiberius, des Menschen der absoluten Unnatur und der diabolischen Verruchtheit.

Der Charakter des Widerspruchs und die wunder=

bare Weise, in welcher die Natur hier Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was hier mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größern Flächen den Eindruck trostloser Oede hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Todten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün und den Schmuck der Blumengewinde, und so bildet sie alle Eigenheiten von Oede, Felsgetrümmer, Schroffheit, Einförmigkeit und Nacktheit im Kleinen und Engen zusammen und stellt ein bezauberndes Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt, und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form graziös bezwungen ist. Das Gemüt fühlt sich hier heiter, das Gewaltige wird zum friedlichen, die Oede zum traulich Einsiedlerischen gemildert. Berge, Klippen und Täler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Aehnlichkeit der Natur Capris mit der von Sicilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie Siciliens, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen, und selbst wegen des Pflanzenwuchses. Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem

roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesät, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit süßem Wolgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden; Brombeeren und Epheuranken, wie die Gewinde der Clematis umschlingen Trümmer und Klippen anmutsvoll, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Aber der schönste Strauch Capris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist nicht das Caprifolium oder Geisblatt, sondern der Capernstrauch; er hängt sich an alle Gemäuer und an alle Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer lilafarbiger Staubfäden. Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen abgewonnen, seine Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeglicher Baum Campaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark, vieläſtig und fruchtgesegnet der Oelbaum; sparsam die Cypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Dicke und Pracht findet, und deren Früchte oft die Größe eines Kindeskopfs erreichen. Die Rebe wächst nicht in der bacchantischen Ueppigkeit Campaniens, aber schwer und reich an Trauben, deren köstlichen und berühmten Feuerwein die Sonnenglut gekocht hat. Was nun den

kleinen Insellandschaften ganz und gar den Charakter Siciliens verleiht, ist die große Fülle von Cactusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wol zu der Dürre der Felsen und der tropischen Glut ihrer sonnigen Farbe.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz harmonisch, dies märchenhafte Eiland zusammengedichtet hat, scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in diesem phantastisch-idyllischen Charakter zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich in einer Linie auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist sehr originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer und die weite Welt. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiber. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und die schönsten Blumen, blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander überreich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Thüre die Pergola oder die Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; denn weil sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, so gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles.

Diese von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arcaden eines Tempels; sie erinnern mich an die Säulen der Häuser von Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capris der Palast zu nennen ist.

Auch außerhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern zerstreut in ihren Masserien in Gärten, um die Höhen oder an den Füßen der Felsen, ganz eingesponnen in Rebenlaub und in Oleanderblüten. Ein jedes dieser Landhäuser scheint reizend wie das Asyl der Glückseligkeit und des einsiedlerischen Friedens.

Die Capresen, etwa 2000 an Zahl, sind das friedseligste Volk der Welt, mild von Sitten, graziös und aufgeweckt, bitter arm und emsig thätig. Sie sind Acker- und Weinbauern oder Fischer, und nur diese besitzen im Allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die Andern sind in der Regel nur Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören. Der Pächter zahlt jährlich 80—120 neapolitanische Dukaten Pacht, die er sammt seinem Unterhalt aus dem Wein, dem Oel und den Früchten erziehen muß. Schlägt die Weinlese fehl, wie nun schon seit drei Jahren, so muß der Pächter verarmen, und es ist wahrlich ein Jammer, diese von der Traubenseuche verödeten Weinberge zu sehen und die Klagen der armen Weinbauern anzuhören. Ich fand Frauen, welche mir jammernd sagten, daß sie all ihren Halsschmuck, Ringe und Ohrgehänge verkauft hätten, und dies ist das Zeichen sehr großer Not, denn nur äußerste Verzweiflung

entreißt dem Weibe den Goldschmuck. Sie tragen ihn hier beständig, sodaß es ein auffallender Widerspruch ist, ein Mädchen elende Lastarbeit verrichten zu sehen, welches lange Ohrgehänge von Gold und auf der Brust ein goldenes Herzchen trägt. Das ist ihr Kleinod, oft ihr einziges Vermögen, aber der Schmuck ist weder vom stärksten noch vom feinsten Golde.

Die Viehzucht Capris ist gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Festland ausgeführt, und auch der Käse der Insel läßt sich rühmen. Im Herbst und im Frühjahr nährt die Inselbewohner die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln, aus dem Norden rückkehrend oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptsächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungastlichen Felsen von ihrer Reise aus, und werden dann in Scharen erschlagen, ergriffen oder in Schlingen gefangen. Die Insel hat sonst keine Jagd und kein jagbares vierfüßiges Thier, weder Fuchs noch Marder, nur eine große Menge von Kaninchen, welche Nachts aus den Felsenritzen hervorhüpfen und in die Felder laufen, von der Armut des Landbauern ihr ärmlich Teil zu rauben. Die Kaninchen sind die unglücklichsten Geschöpfe der Insel, die armen Schelme müssen ihr einsiedlerisches Leben teuer bezahlen.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die schöne Murena, vor allen die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders Nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken

den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Thier krallt sich dann in die vielen Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stäbchens und wird so heraufgezogen. Der Fischer liegt die ganze Nacht auf See, er kehrt erst mit der Sonne wieder; dann geht es an das Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolles Leben, das Meer oft trügerisch, und nicht ein paar Carlin wert, was eine ganze Fischergesellschaft in dem Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Die Fischer sind kräftige, oft schöne herculische Männer, muskulös und dunkelbraun, energische Gesichter und kühn aussehend unter der phrygischen Mütze. Ist das Meer bewegt, so erfreut man sich an ihrer wilden Thätigkeit, wenn sie die Barken durch die Brandung auf den Strand ziehen. Derselbe ist kurz und vor dem Wogenschlag nicht sicher, auch gibt er nicht Raum genug. Deshalb haben die Barken ihre gemauerten Schuppen, in welche sie beim Sturm hineingezogen werden. Es gibt etwa hundert Barken auf diesem Strand und drei große, welche den Verkehr zwischen der Insel und Neapel vermitteln. Schiffen ist das hafenlose Ufer unzugänglich. Jeden Dienstag und Freitag kehren die Verkehrsbarken aus Neapel zurück, wohin sie Tags zuvor abgegangen waren. Dann gibt es das bunteste Leben auf dem Strande, weil auch die Mädchen und Frauen von Ana=

Capri die große Felsenstiege herabkommen, um Das in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Taue und Ruder zu, es vermindert sich die Last des Schiffchens, da Einer nach dem Andern über Bord springt. Jene zu Land ziehen das Fahrzeug mit lautem Geschrei am Tau, und die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zur fieberhaftesten Thätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strand harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Artikel für das Leben, Gemüse, Melonen, Zwieback, oder Kleidung und sonstiger Hausbedarf. Auch manch bebändertes Blumensträußchen von Napoli wird mitgebracht, und manche neu gedruckte Canzone vom Quai Santa Lucia. Der Fremdling aber setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus derselben Barke ausgeschifft worden.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern von Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel vom Meer abgesperrt. Denn es liegt hoch oben auf der höchsten Hälfte des Eilands unter dem Gipfel des Solaro. Dagegen gehen viele rüstige junge Männer Ana-Capris und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa 200. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meer-

enge von Bonifazio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im October wieder; dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude oder zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und jungen Tod. Wenn sie hundert Ducaten gewonnen haben, heiraten sie ihren Schatz. Denn in Capri gelten 100 Ducati als Erforderniß zum Heiraten. Mir erzählte ein Maler, daß er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht 100 Ducati? Der Maler: Ja, ich habe 100 Ducaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt 100 Ducati und heiratet nicht? — Lebhaft wurde ich eines Tags an jene heimatlosen Korallenfischer erinnert, als mir auf der Stiege von Ana-Capri ein junges Mädchen einige arabische Münzen anbot. Ihr Bruder hatte sie ihr verwichenes Jahr mitgebracht als Geschenk von den „Heiden". Ich kaufte sie mir zum Andenken und als Zauberpfennige, die eine sehr mysteriöse Geschichte haben.

Auch an den Strand von Capri treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh und thun in sie hinein rote Korallenstücke, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, sodaß du es wol kaufen wirst.

Ja, Alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den kleinen Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidencultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowol droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webestüle sind dort thätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen Homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Thun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meers sieht man gern zu; es hat wahrlich etwas Märchenhaftes, und mit diesen kleinen schwarzlockigen Circen plaudert es sich angenehm genug.

Es gibt in Capri ein einsames Haus auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zusammen zu Damenhüten. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri, ihr Stübchen ist der Gesellschaftssalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirt aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tags bei ihnen saß, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webestul geheftet hatte. Es war eine Epheuranke darauf gemalt und der Vers des So-

phokles darein geschrieben, mit welchem der „Oedipus Tyrannos" beginnt:

„Ω τεκνα Καδμου του παλαι νεα τροφη"
(O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut).

Die Weberin bat mich, ihr zu erklären, was die fremde Schrift sage, denn ein Engländer wäre da gewesen, der hätte das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hießen also: „O Kind, du bist am Tag mein Basilicum, und des Nachts bist du mein Stern." Sie lächelte und war zufrieden.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivetät des Volks erfreut, aber mich dünkt, ich hätte nirgends ein naiveres gefunden als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Mildigkeit seiner Sitte bewahrt und den Zauber unmittelbarer Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Civilisation, es gibt nur Frieden, Armut und Thätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch, und wahrlich, einen grellern Gegensatz als den zwischen der Welt von Capri und der von Neapel kann es nimmer geben.

Die Mädchen von Capri sind weniger schön als lieblich und graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau; die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orienta-

lisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und blickte ein solches Antlitz, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webestul in der dunkeln Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten Perugino's und Pinturicchio's ähneln und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mucadore wie einen Feß auf, und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capris und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen von Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen, oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge, oder Körbe voll Erde, oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen von Capri ist das eigentliche Lastthier der Insel, und man sieht also die lieblichsten Kinder von 14—20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Teresa, und so viele andere, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden,

vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfchen tragen. Es kam vor 14 Tagen ein neapolitanisches Schiff an die Insel und lud auf der Marina eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämmtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unbeschwert zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten die Mädchen, etwa 30 an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein. Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit den Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehn mal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notirte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: Gabriele hat zweimal zehn Steine im Bret des Schicksals, aber die schöne Costanziella ach! nur zehn! Ihr Lohn war 10 Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt

hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Contract gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würden, so sagten sie: „Wir glauben, einen Carlin täglich, oder Brot von Castellamare für ebenso viel. Sonntag wird die Zahlung sein.“

In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herculanum von schöner stillgrauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Mucadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Aegyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer; mich dünkte, ich hätte nie ein schöneres Bild menschlicher Armut gesehen. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen manchmal in einem Kreise auf dem Boden sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaums ihre Malzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter, an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, so würde ich sie darstellen in

der Gestalt der schönen Costanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends in der kleinen Thüre ihres Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenencantaten aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat noch zu benennen weiß. Das Alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen kicherten, und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Concert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Cactusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ueber Literatur wurde niemals gesprochen; Schiller und Goethe kannte Costanziella gar nicht; auch die englische und französische Literatur war ihr gänzlich fern geblieben; ihr ganzer literarischer Reichtum bestand aus ein paar Liedern vom Hafen von Neapel. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten von Nahrungsmitteln. Costanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber

aß sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Oel. Sie lachte einst laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

Allgemein ist in Capri das Bitten um einen „Gran" oder Bajocco oder la Butiglia, wie sie sagen. Es sind besonders die Kinder und die Mädchen, welche so bitten, ich will nicht sagen betteln, denn es geschieht in keiner bettelhaften Weise. Weil sie arm sind, so ist es natürlich, daß ihnen Andere geben, welche haben, und gibt man ihnen nichts, so machen sie doch ein fröhliches Gesicht und sagen: „Addi Signoria." Auf jedem Schritt und Tritt wird man angesprochen. Als ich eines Tags in die Schule von Ana-Capri trat, rief die ganze Schuljugend von den Bänken: „Signore, la butiglia", und es fehlte wenig, so hätte es auch der Schulmeister selbst gerufen. Geht man in ein Haus, so ist man sicher, daß ein Mädchen eine Blume Basilicum oder eine Nelke entgegenbringt. Dafür muß man etwas geben. Es ist ein Betteln durch die Blume, doch nicht immer, denn auch ohne dies bitten sie sich frank und frei den Gran aus. Man kann sie glücklich machen, wenn man ihnen bei Gelegenheit von einem Hausirer Kleinigkeiten kauft, sie freuen sich über bunte Dinge wie die Kinder; und hier wünscht man die Schätze nur eines Freigelassenen des Tiberius, um sie unter dieses freundliche und dankbare Volk zu verteilen.

Gegenwärtig macht eine Heirat viel von sich reden. Ein reicher Engländer verliebte sich in ein armes Mädchen von Capri so sterblich, daß er um ihretwillen katholisch geworden ist. Das schöne Kind befindet sich in einem Kloster Neapels; im Herbst aber kehrt sie als große Dame zurück in ihr neu aufgebautes Haus am Berge Tuoro. Das Glück der schönen Anarella erregt keinen Neid, noch erscheint es hier als etwas Außerordentliches. Es hat sich auf Capri bereits ein anderer Engländer niedergelassen, welcher seine Heimat aufgab, um in diesen Bergen zu einsiedeln. Capri ist fürwahr ein rechter Ruheort für lebensmüde Menschen, und ich wüßte keine andere Stelle in der Welt, wo Jemand, der im Leben Schiffbruch gelitten, seine Tage so wol beschließen könnte. Das lehren auch die invaliden Soldaten, welche hier leben.

Dreihundert verstümmelte oder altersschwache Soldaten wohnen nämlich in dem Soldatenquartier am Ende der Stadt. Sie geben der Insel vollends den Charakter eines Asyls, weil man sie überall sitzen oder herumwandern sieht und ihre Lieder hört. Einige sind noch Veteranen Napoleonischer Zeit, andere datiren ihr Schicksal von den Revolutionskämpfen des Jahrs 1848. Es sind Menschen aus allen Provinzen des Königreichs. Die meisten sind blind. Weil es nun auf der Insel nicht Lastthiere noch Wagen gibt, so laufen die Blinden keine Gefahr. Ohne Führer gehen sie in den Straßen umher, den Weg mit einem Stab sich erfühlend; ja kaum merkt man, daß sie erblindet sind. Beim Fest der heiligen Anna sah ich ihrer eine Schar die Procession

eröffnen; aneinandergereiht wankten sie in die Kirche, und mir fiel bei ihrem Anblick der Bibelvers ein: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“ Am Abend aber genossen sie das Feuerwerk auf dem kleinen Platz, indem sie die Raketen und Schwärmer wenigstens prasseln hörten. Welch ein Loos, auf Capri blind zu sein, wo das entzückendste Gemälde der Welt in wunderbarem Farbenspiel rings verbreitet liegt! Hier ohne Sehkraft spazieren zu gehen, ist eine bittere Ironie. Und doch spazieren die armen Blinden viel und gern; sie haben auch einen Lieblingsspaziergang, den einzigen, welcher etwas eben ist, nämlich den schönen Feldweg am Rand des Tals Tragara unter den Olivenbäumen. Gern sitzen diese Alten auf den steinernen Bänken innerhalb des Tors, den Schritt der Hereinkommenden behorchend, oder draußen vor dem Tor selbst, wo der Blick auf den Golf, auf das ferne Neapel und den Vesuv und drüben auf den dreifach geteilten Felsenberg Solaro mit der schwindelsteilen Stiege bezaubernd ist. Im Duft der Mittagsbläue funkeln diese Felsen von blendendem Glanz, aber im Mondlicht verschleiern sie sich in bewegliche Lichtschleier von magischer Schönheit.

Auch Musik machen die Blinden gern; alle Abend geben sie ihr Concert. Es sitzen dann zwei Invaliden auf der Terrasse des Soldatenquartiers; der eine spielt die Guitarre, der andere bläst dazu auf dem Kamm. Wahrlich, es ist die sonderbarste Musik, die man hören mag, sie schallt hell und fremdartig in die Nacht hinaus, oft von den melancholischen Klagetönen einer Arie

begleitet. Mit derselben Musik ziehen die Invaliden auch des Morgens auf den Platz, Blinde und Sehende, Krumme und Gerade, alle vergnüglich hinter ihrer Regimentsmusik her, nämlich hinter dem Guitarrenspieler und dem Kammbläser. Und so erscheint auf dem harmlosen Eiland selbst das physische Unglück wie die Armut heiter ergeben und schicksalversöhnt.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit, und selbst in den schönen Greisengesichtern mancher Männer und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter den Kindern gibt es viel bildschöne Mädchen und Buben, und obwol sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen. Alle tragen ein Amulett am Halse, die ganz kleinen geweihte Hörnchen gegen den bösen Blick, die größern eine Madonnenmünze oder ein kleines auf Zeug gesticktes Bild der Madonna del Carmine.

Ich sah einmal die Leiche eines Kindes in der Kirche ausgestellt. Sie lag unter einem weißen Schleier, mit Blumen und gezuckerten Mandeln überstreut; schwerlich hatte das Kind im Leben solches Naschwerk gekostet, man gibt es den armen Fischerkindern zum Spielen erst, wenn sie todt sind. Man trug das Kind ohne Ceremonie in die Kirchengewölbe, wo hier noch alle Todten nach alter Sitte begraben werden. Nur wer kein Christiano, das heißt kein Katholik gewesen, bekommt ein einsames Grab an irgend einer schönen Stelle über dem Meer.

So also ist das Volk von Capri, und weil der enge

Raum Alles zusammenhält, bringt der Fremde schon nach wenig Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Gefühl der Fremde, daß man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem Platz am Tor drängt sich alles Oeffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, die ganz der Bedürfnißlosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchentagen und das tägliche Vergnügen der Muße und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Fremden, welche im Gasthause Don Michele's einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen, und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen mit der Weinlaube, bald einen bizarren Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Doch gibt es nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am duftigen Meer zu spazieren, wo die Wellen wolig rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wol kann man stundenlang auf dem Felsen

sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Elemente zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel umher, denn gar wol bin ich dort zu Hause. Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, seit es die Sarazenen zerstörten. Aber dort, wo die schroffen Felsen von Ana-Capri plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Ueberrest der alten Stadt, die kleine altertümliche Hauptkirche San Costanzo. Sie war die älteste Parochie der Insel und Sitz des Bischofs; denn Capri war seit dem zehnten Jahrhundert ein Bistum unter der Hoheit des Erzbischofs von Amalfi, und blieb es bis auf das Jahr 1799; seitdem wurde der bischöfliche Stul nicht mehr besetzt, sondern die Kirche von Capri als Collegiat unter das Erzbistum von Sorrent gestellt.

San Costanzo ist klein, plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen großen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben wurde. Seit man die Altertümer der Inseln überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste teils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, teils von den Beauftragten an Privatpersonen fortgegeben, teils heimlich bei Seite gebracht. Vieles raubten die Engländer während ihrer dreijährigen Anwesenheit, und nur das Wenigste hat man nach Neapel für das Museum gerettet. Nir-

gends in der Welt, so scheint es, ging man mit Altertümern so liederlich um als in Neapel.

Erst die Ausgrabungen von Pompeji lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auch auf Capri. Der Erste, welcher die Insel in diesem Sinn durchsuchte, war, soviel ich weiß, Luigi Giraldi von Ferrara im Jahr 1777, dann folgten ihm Hadrawa, und im Anfang dieses Jahrhunderts Romanelli, dann Giuseppe Maria Secondo und der Graf della Torre Rezzonico, welche Alle Schriften über Capri veröffentlicht haben. Noch 1830 wurde Feola mit Ausgrabungen auf der Insel beauftragt und lebte daselbst längere Zeit. Man deckte also die Trümmer auf und fand an vielen Orten noch ziemlich erhaltene Gemächer und manches Kunstwerk aus der besten römischen Epoche. Aber weil der Insulaner den Boden brauchte, warf er die Ausgrabungen wieder zu, verwischte ihre Spuren und pflanzte über den Altertümern seine Gärten. Auch birgt an manchem Ort die Erde, was noch nicht ans Tageslicht gezogen ist. Was nun heute der Zufall findet, sind Kaisermünzen und Marmorstücke. Viel Marmor sieht man im Pflaster der Wege Capris und in Ana-Capri auf der Ebene Damecuta. Auch findet sich hie und da eine Marmorplatte mit zerstörter Inschrift als Schwelle an Hausthüren benutzt. Fundamente alter Gebäude aber gibt es viel, und wo man wandern mag, unterbricht Träumerei und Nachdenken irgend ein antiker Ueberrest.

Nicht weit von San Costanzo stand eine der alten Villen des Tiber hart am Meer und über ihm aufsteigend, heute Palazzo a Mare genannt. Hadrawa ließ

sie im Jahr 1790 ausgraben, fand ihren größten Teil bereits verwüstet, aber doch noch immer ansehnliche Reste, darunter zwei schöne Säulen von Cipollino, zwei von Porta Santa, ein herrliches korinthisches Capitäl, welches heute im Museum von Neapel steht, zwei prächtige Fußböden, von denen einer an einen Engländer, der andere an die Gräfin Woronzow kam, endlich einen schönen Altar der Cybele, welchen der Ritter Hamilton an das Britische Museum zu bringen wußte. Heute ist der Palast das Bild der wüstesten Zerstörung. Große Massen von Gemäuer sind ins Meer gestürzt, andere bedecken den Küstenabhang, doch erkennt man noch eine Reihe von Gemächern und einen gemauerten Halbcirkel, vielleicht einst der Tempel der Gottheit, welcher die Villa geweiht gewesen. Eine zerbrochene Säule von rotem orientalischen Granit ragt aus dem Schutt hervor.

Noch dürftiger sind die Reste der Villa, die einst jenen schönen Hügel Castello krönte, der sich hart über der Stadt am südlichen Ufer erhebt. Von der Seeseite zeigt er sich als schroffe Felsenwand, welche mittendurch eine Grotte zerreißt. Nach der Landseite zu umgeben ihn Weingärten, oben aber trägt er das am besten erhaltene Castell Capri's, ein kleines Fort mit crenelirten Mauern und Türmen, welches der Insel einen mittelalterlichen Charakter gibt. Dort grub Hadrawa im Jahr 1786 nach und entdeckte Bäder und Kammern in großer Zahl, doch schon verwüstet, und fand Pavimente, Bildsäulen, eine schöne Vase von weißem Marmor, ein Relief, das den Tiberius opfernd vorstellt, eine Gemme mit dem Bild des Germanicus und andere Figuren von

Marmor und von Stuck. Man verschleuderte auch diese Gegenstände an Hamilton, an den Maler Tischbein, an den Fürsten Schwarzenberg, an unbekannte Russen und Engländer. Im Jahr 1791 schüttete man die Ausgrabungen wieder zu. Doch was sind alle Raritäten des Altertums gegen diesen Blick vom Hügel Castello in das selige Meer Siciliens, in den immer blauen Golf von Neapel, und auf die majestätische Felsenbildung Ana-Capris. Auch die schroffsten Abstürze des südlichen Ufers übersieht man hier und jene drei hochragenden Klippen, die Felsenobelisken Capris, welche Faraglioni heißen.

Dem Hügel zu Füßen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein winziger Strand auf der südlichen Seite, in wüstes Gestein eingebogen, dessen schwarze Blöcke das Ufer bedecken und im Meer eine kleine, ganz nackte Halbinsel bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort einsiedlerisch wie Klausen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken notdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capris. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln und Küsten und Segeln ist entschwunden, wie als wüßte man nichts von ihm, und vor dem Blick dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika beisammen liegen. Dort sitzt man und blickt in die endlosen Wasser und läßt Phantasieschiffchen nach Palermo und Cagliari und nach Karthago abschwimmen, eins nach dem andern. Wild und

schauerlich ist Alles umher und öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Hölen hoch im Ufer selbst, zur Rechten das Cap Marcellino, eine kolossale braune Bergmasse, ins Meer hineingelagert, zur Linken gezackt und gezinnt wie ein Schloß aus einem Märchen das Cap Tragara, und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über 100 Fuß hohe, unersteigliche Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen gleich Pyramiden im See von Möris. Sie sind konisch, die eine wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch reich ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie melancholisch, aber in der Mitte der einen Klippe schlägt sich eine Höle im prächtigen Bogen auf, sie durchreißend, daß die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwanken im Seewind Zwergbäume und verwilderte Gräser, und es sitzt dort die heiser schrillende Möve oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge übend.

Wenn du hier sitzest, so wird dir die Stelle aus dem „Gefesselten Prometheus" des Aeschylus einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranwitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in der heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene, harfenstimmige Laute ausstoßen, die man nicht hören kann, ohne in eine märchenhafte, elemen=

tarische Stimmung zu geraten. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen und erweckt wie die verschwebenden Accorde der Aeolsharfen eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne. Es waren auf den Faraglioni, wie ich wol weiß, auch Möven zum Besuch aus der Insel Ustica und von der Grotte Alghero aus Sardinien; wenn ich nun noch zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, so hätten sie mir den Gefallen gethan, mich über Meer nach jener seltsamen Grotte zu tragen, oder in den schönen Orangenwald von Milis auf Sardinien, wo 500000 Orangenbäume beisammen stehen und ihre Millionen Blüten und Goldfrüchte tragen, und die Nachtigallen alle diese Blüten und Goldfrüchte Tag und Nacht besingen. Dort hätten sie mich eines Morgens abgesetzt unter dem größten Orangenbaum Europas, der so groß ist wie eine Eiche, und unter welchem der Marchese Boyl seine Gäste zu Nektar und Ambrosia einladet.

Siehe da, ein Phantasieschiffchen, welches abgeschwommen ist!

Aber in Wahrheit, wer kann an der kleinen Marina von Capri liegen ohne solche Träumereien? Die Wildheit dieser Uferscenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft, und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Hölen schlürfend Welle um Welle hinunterziehen, oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und um die dunkeln Caps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sternengleich und wie Meteore in den Wellen bald verschwinden, bald wieder aufglänzen, eins und das andere, das dritte und das vierte,

und hier noch eins, und dort am Cap wieder eins um das andere.

Nur wenige Fischer haben hier ihre Barken. Man sieht sie auf den weißen Kieseln des Strandes sitzen, ihre Netze ausbessernd, und mitten in dieser klippenstarren Oede hat ihre still einsame Geschäftigkeit etwas Märchenhaftes. Sie scheinen geheimnißvoll, als wüßten sie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein schroffer Fels über dem kleinen Strand heißt auch die Klippe der Sirenen. Die Phantasie des Volks wählt immer die passendsten Bezeichnungen für ein Local, und keins in Capri ist so sirenisch als dieses.

Man kann hier wol stundenlang, wie vom Meeresduft betäubt, auf den Klippen liegen und das grüngoldene Wasser ansehen; das wogt und wallt unten, flimmert und atmet, saust von Fittigen in stiller Luft, und unausgesetzt tönt das sommerliche Singen der Cicade, deren Lieder die Luft zu durchschillern scheinen, wie fliegende Sonnenstäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felsen. Licht, Luft und Duft durchdringen alle Sinnen; das Gemüt sättigt sich mit Einsamkeit.

Zwischen den Faraglioni und der kleinen Marina wölbt sich über Kalksteinblöcken eine der geräumigsten Grotten dieser an Hölenbildungen so überaus reichen Seeküste. Sie heißt La grotta dell' arsenale. Das Wasser bedeckt sie nicht, sie ist eine Erdhöle. An ihren Wänden klebt noch römisches Mauerwerk, und es zeigen sich auch Spuren von Kammern. Nun lehrt der Name der Höle wol richtig, daß sie einst ein Vorratshaus für

die Marine war, wenn nicht auch eine Schiffswerft für die Galeeren des Tiberius, denn sie ist hoch genug, und an ihrem Eingang sieht man auch manche Spur des Eisens, welches das Gestein bearbeitet hat. Der Ort heißt im Allgemeinen L'unghia marina. Manche Reste alter Gemäuer zeigen sich hier, am steinigen Ufer wie auf der Höhe. Auch am Cap Tragara, um welches die Faraglioni und die Klippe Monacone (großer Mönch) im Wasser stehen, erblickt man antikes Gemäuer. Wol befand sich hier zur Zeit des Tiberius ein kleiner Port. Vielleicht führte ein bedeckter Gang von der darüber gelegenen Villa des Bergs Tuoro zu dem Hafen, wo für Fälle der Not fluchtgerüstete Galeeren lagen. Denn auch auf diesem Inselcastell schwebte der Tyrann in steter Furcht und hatte alle Anstalten getroffen, daß er zu jeder Zeit seewärts entfliehen konnte.

Man kann am Cap Tragara aus der Barke steigen und zum Hügel Tuoro grande hinaufklimmen. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capris. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, daß fast auf jeder Bergspitze des Eremiteneilandes ein Einsiedel hängt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weißen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr und in dem andern auch eins. Nun sitzt der Telegraphos, ein ganz kleiner altertümlicher Mensch, dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tisch vor einem großen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch

das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit philosophischer Seelenruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder an die Fenster und vor die Fernröhre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Thür aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana-Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sicilien, ob und welche segelbeschwingte Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berg Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirg der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Castellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Castell Sant Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von Sant Elmo befördert die Kunde in das königliche Atreusschloß zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon“ von Aeschylus ein, wo der Wächter auf dem Atreusschloß nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme von Troja melden soll:

Θεοὺς μὲν αἰτῶ τῶνδ᾽ ἀπαλλαγὴν πόνων

(Die Götter fleh' ich an ums Ende meiner Müh') —

und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer staunenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstral wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstral über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstral auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Aeschylus gekommen, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe. „Heute nichts Neues“, sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine sieben Sachen zusammen, winkte seinem Hunde und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri, und jeden Abend muß er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen herabgestiegen, und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis

auf einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es mathematisch berechnen, daß dieser merkwürdige Mann schon hundertfache Chimborassohöhen erstiegen hat. Dreißig Groschen aber bekommt er täglich.

Außer diesem Aeschyleischen Wächter habe ich gar keine Alterthümer auf dem Berg Tuoro gefunden. Doch hat auch auf ihm eine Villa des Tiberius gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Tal Tragara, welches von Reben und Oelbäumen grünt. Auf seinem Rand steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein nun wüstes Kloster der Mönche vom Orden des heiligen Bruno. Dies Kloster nimmt einen großen Raum ein; seine originelle Architektur, seine Arcaden, geschnörkelten Glockenstüle und Terrassen, und die Reihe von gewölbten Dächern heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrund des blauen Meers so grotesk hervor, daß dieser Anblick zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke turmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capris, welches ein gothisches und mit roten Ziegeln gedecktes Dach besitzt. Seine geraden Linien stehen in grellem Gegensatz zu den Wölbungen der Zellhäuschen und zu den Bogen des Hofes. Das Innere ist einfach, und es fehlt auch nicht an Frescomalereien auf den Wänden. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich des großen, von Arcaden umschlossenen Raums. Die Zellen nun gar, die kleinern Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrint. Die Certosa ist Sanct Jakob

geweiht. Sie wurde im Jahr 1363 von einem edeln Capresen, Giacomo Arcucci, gegründet. Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohn verhelfen würde. Eilig that dies der Himmel und nahm den Mann beim Wort; da baute er den Convent nach dem Plan jener herrlichen Certosa des Sanct Martin, welche auf dem Vomero von Neapel steht. Als nun im Jahr 1374 das Gebäude fertig geworden war, zogen dort Väter von San Martino ein. Mit der Zeit wurde die Certosa reich, und die besten Aecker Capris kamen an die Mönche. Aber die Parthenopeische Republik hob das Kloster und noch zwei andere Klöster der heiligen Terese in Capri auf, ihre Güter fielen an den Fiscus. Heute sind sie der Kathedrale von Ischia zugewiesen, und so erleidet die arme Bevölkerung Capris das große Unrecht, daß ihre besten Ländereien ihr entzogen sind, um die faule Priesterschaft einer fremden Insel zu nähren. Zur Zeit der englischen Besetzung Capris war das Kloster das Hauptquartier Hudson Lowe's und auch unter der Herrschaft der Franzosen zu militärischen Zwecken eingerichtet; man baut es gegenwärtig zu einem Militärlazareth aus.

Auch im Tal Tragara sieht man antikes Mauerwerk, und hier wollen die Archäologen die Stelle der alten Ephebenschule und die Fundamente der Villa Julia erkennen, welche Augustus zu Ehren seiner verliebten Tochter soll gebaut haben. Auch die Sellaria des Tiberius verlegt man hieher, jenes schändliche Lusthaus der unnatürlichen Venus, von welchem Sueton erzählt,

daß es mit den frivolsten Bildern ausgestattet war. Aber alle Mutmaßungen sind unsicher; ja, nicht einmal jene großen Mauerreste, welche Camerelle genannt werden und über der Tragara weithin bis Tuoro grande in einer gebogenen Linie fortlaufen, lassen ihre Bestimmung erkennen. Man nennt diese Mauer Camerelle, wie einen ähnlichen Ueberrest in der Hadrianischen Villa zu Tivoli. Sie ist teils aus dem Kalkstein Capris, teils aus Ziegeln fest und stark aufgebaut und zeigt an ihrer Außenseite Ansätze nebeneinander gereihter Kammern, deren Wölbungen noch zu erkennen sind. Ich glaube, die Meinung des Rosario Mangone ist haltbar, diese Camerelle hätten eine Straße getragen, die zur Villa Tiber's hinaufführte. Sie teilte sich wol dreifach; die eine wird nach dem Berg Tuoro, die andere nach der Villa San Michele, die dritte zu der des Zeus geführt haben.

Ueber den Camerelle erhebt sich der schöngeformte Hügel San Michele, eine der reizvollsten Höhen des Eilandes, von der man die herrlichste Ansicht auch der unten liegenden Stadt genießt. Ueber sie ragt das Fort Castello, hoch über diesem stehen die schroffen Felsen des Solaro, zu beiden Seiten grüne Täler und das hyacinthenfarbne Meer. Daß auf dem Gipfel von San Michele einer der köstlichsten Paläste des Tiberius stand, sagt schon die bezaubernde Lage dieses Orts. Man sieht denn auch schon am Fuß des Berges mächtige Trümmer, Reihen von gewölbten Kammern, ohne Zweifel die Unterbauten der sanft ansteigenden Straße. Oben auf dem Plateau stehen Gärten und Vignenhäuser auf

holem Boden, der unter den Füßen klingend beweist, daß unten gewölbte Gemächer liegen. Man sieht auch römische Mauerungen in Netzarbeit und mehre alte Gemächer. Das eine zeigt Spuren einer alten Kapelle, die dem heiligen Michael geweiht war, von welchem der Berg den Namen hat. Heute steht ein Kirchlein dieses Heiligen ganz einsam am Berge und zieht durch seine originelle maurische Architektur den Blick auf sich. Von einer Mauer umschlossen und im öden Gestein verlassen, erregt es Vorstellungen von Wüstenbildern aus Mekka.

Man grub auch auf San Michele Manches aus, betrieb jedoch die Nachforschungen hier nicht so eifrig. Der Bauer hat den ganzen Berg nach der Landseite zu terrassirt und mit Oelbäumen bepflanzt; es stoßen aber die Häuser der Stadt hart an die Felsen, sodaß man vom Berg auf die Dächer steigen kann. Eines Abends nahm ich auch so meinen Rückweg in die Stadt, denn mir selber einen Pfad suchend, stieg ich zuletzt von dem Berge auf ein Dach, vom Dach durch das Zimmer auf die Straße.

Die nahe Ostküste der Insel schwingt sich zur Höhe von 970 Fuß und stürzt senkrecht ins Meer, sodaß auf dem höchsten Uferrand die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Tal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einem Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da schaut man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen

öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der blauen Grotte ist er die überraschendste Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der schöne Himmel, rings rotbraune Klippen, über dem Meer der magische Anblick des Caps der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und von Salerno.

Hier nun führt eine schroffe Stiege hinab, wo mitten im Ufer eine tiefe, schöne und trümmerreiche Grotte sich wölbt, die rätselhafte Matromnia. Ihre Oeffnung ist ein Halbbogen von großer Breite, denn die Höle hat ungefähr 55 Fuß Breite und 100 Fuß Tiefe. Ein Werk der Natur, wurde sie doch von Menschenhand geregelt; schon am Eingang sieht man römisches Gemäuer, und im Innern klebt noch Mauerwerk an den Wänden. In der Tiefe erheben sich im Halbkreise zwei Aufmauerungen gleich Sitzen übereinander; mitten hindurch führten Stufen, wahrscheinlich zu der Nische des Gottes, dessen Bildsäule hier aufgestellt war. Alles spricht dafür, daß man die Zelle eines Tempels vor sich habe. Der Name Matromania, den die Grotte führt und den das Volk in unbewußter Ironie in Matrimonio verdreht hat, als ob Tiberius hier seine Hochzeiten vollzogen hätte, wird erklärt aus Magnae Matris Antrum oder aus Magnum Mithrae Antrum. Man sagt, der Tempel sei dem Mithras geweiht gewesen, nicht sowol weil der persische Sonnengott in Hölen verehrt wurde, als weil man in dieser Grotte eins jener Reliefs gefunden hat, welche das mystische Mithrasopfer darstellen, und von denen eine große Zahl im vaticanischen Museum sich befindet. In den

Studien zu Neapel sah ich zwei dieser Vorstellungen; das eine Relief wurde in der Grotte des Posilip gefunden, das andere in der Matromania. Sie stellen Mithras in persischer Tracht vor, knieend auf dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stößt, während Schlange, Skorpion und Hund den Stier verwunden. Es scheint daher gar nicht widersinnig, in dieser Grotte einen Tempel des Mithras zu finden. Zu dem mystischen Sonnendienst war sie wol geeignet, denn sie schaut gen Sonnenaufgang, und wer aus ihrer Tiefe den Helios über den fernen Bergen aufsteigen sieht und das Purpurglühen der Berge und der Meereswellen in Nähe und Weite betrachtet, der wird hier wahrlich zum Sonnenanbeter.

Die wildromantische Lage der Grotte, die Trümmer des alten Tempels, die mystische Vorstellung des Mithrasdienstes, die heilige Stille, das dämmerdunkle Licht und das Herabsickern der Tropfen, endlich der große Blick auf Meer und Land, alles Dies vereinigt sich hier, um das Gemüt mit ernstem Schauder zu erfüllen. Und selbst wer vom Mithrasdienst und von Tiberischen Erinnerungen nichts weiß, wird sich hier mitten in einem Mysterium fühlen.

In dieser mystischen Höle machte man einen geheimnißvollen Fund, eine Marmortafel mit griechischer Grabinschrift, welche also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,

Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die Herrscher-
gewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer
ich's ahnte.
Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so manches
der Cäsar,
Aber er hat nun mir, und den Aeltern vernichtet die
Hoffnung.
Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig
der Jahre,
Ach! und ich schaue das Licht nicht mehr des er-
leuchtenden Tages.
Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an, mein
Bruder,
Aeltern, ich flehe zu euch: O weint nicht länger, ihr
Armen!

Von welcher schrecklichen That spricht in so myste-riösen Worten diese Grabschrift eines Knaben? Hier ist ein Roman von Capri angedeutet. Des armen Hypatos Loos ist verschollen, doch ich weiß es. In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höle, hier vor dieser Zelle. So opferte später Hadrian den schönen Antinous dem Nil. Denn damals waren Menschenopfer, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch in der Gewohnheit, und am meisten brachte man sie dem Mithras dar.

Ja, könnte diese Höle den Mund aufthun, und wollten diese starren Klippen zu reden anfangen, grause Fabeln des Altertums würden sie zu berichten haben.

Die Ueberlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des Tiberius und die Gräuel seiner grausamen Gelüste verlegt. Es ist die diabolische Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrand höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiber, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuß tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkt, so sagt die Ueberlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab, und daß es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit des Sueton als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt keinem Zweifel, weil so Fürchterliches im Menschengedächtniß nimmer verlöschen konnte. Bei Sueton heißt es: „In Capri wird der Ort seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurteilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ. Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf daß in keinem ein Lebenshauch überbliebe.“ Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen von diesem schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen.

Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto liegt jetzt ein kleines Haus, über dessen Thür das Wort Restaurant zu lesen ist. Im Zimmer steht zu jeder Stunde ein gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit Flaschen voll Tränen des Tiberius. Derselbe Wirt, der dies Tischchendeckedich eingerichtet hat,

ließ auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen, und so bietet er dem Fremden das Gräßliche gleichsam auf einem Präsentirteller dar.

Man geht durch dieses Haus, um zu dem alten Faro von Capri zu gelangen, welcher kaum 30 Schritte vom Salto entfernt steht. Bis auf die mächtigen quadratischen Unterbauten aus gebranntem Stein ist er zerfallen, auch schlug vor einigen Jahren der Blitz den obern Teil der Trümmer herunter. Rings umher liegen Stücke des Gemäuers, und weit bis in die Weinberge hinein bedecken sie den Boden. Sie und die noch stehenden Reste, welche auch Spuren von gewölbten Gemächern sehen lassen, bezeugen es, daß der Leuchtturm einst ein großartiger Bau war. Er wetteiferte mit dem Faro von Alexandria, mit den Türmen von Ravenna und von Puteoli. Der Dichter Statius nennt ihn in einem Verse den Nebenbuler des nachtdurchschweifenden Mondes. Nach Sueton stürzte derselbe Faro wenige Tage vor der Ermordung des Tiberius ein, erschüttert durch ein Erdbeben, doch wurde er wieder aufgerichtet, sonst hätte ihn Statius nicht preisen können. Seine heutige Höhe beträgt kaum 60 Fuß. Im Jahr 1804 veranstaltete Hadrawa auch neben dem Faro Ausgrabungen; er fand dort Spuren einer unterirdischen Stiege, vielerlei Marmor und auch jenes Relief, welches die flehenden Gestalten der Crispina und der Lucilla darstellt.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärts steigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach Sueton war sie der eigentliche Wohnsitz des Tiberius,

und ausdrücklich sagt er, daß der Tyrann nach der Hinrichtung Sejan's aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich darin eingeschlossen hielt. Es ist zweifellos, daß die Reste auf dem höchsten Nordostufer der Insel, dem Capo, zu jener Villa gehören. Es spricht dafür die Bestimmtheit der Ueberlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palasts, dessen Ruinen die größten Capris sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was die Zeit von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrint von Gewölben und unterirdischen Galerien, von zahllosen Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Capitäler, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern haben noch Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihre Mosaik von weißen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung, und hie und da sind die Stiegen zu den untern Sälen noch wol erhalten.

Die Villa scheint mehre Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Teil überrascht durch den noch ganz erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgibt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Alles, was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaisersitz war, muß sie, ehe Nero und

Hadrian bauten, alle andern Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah Tiberius wie ein Geier hinunter und sah Alles, was auf der Insel vorging, und sah auch die Schiffe, welche von Hellas, von Asien und Afrika in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Köstlich aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Minervencap und betrachtete man dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die schönen Tempel. Denn Tiberius sah auf jenem Vorgebirg, dessen Spitze heute ein Turm krönt, noch die weitberühmten Tempel der Minerva und der Sirenen, und den Tempel des Herakles.

Ich saß manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das schöne Eiland bedeckt mit Tempeln, Arcaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man die Römergestalten selbst die Straße heraufschreiten, den Hof eines Kaisers, Senatoren, Gesandte aus aller Welt, die schönsten Weiber Joniens, die reizendsten Hetären Asiens, ein wilder Schwarm von Bacchantinnen, von Nymphen und Göttern, eine ganze Mythologie phantastischer Gestalten. Denn hier lebte Bacchus, und sein Hofstaat war bacchantisch und satirisch. Der ganze Aufenthalt Tiber's auf Capri war eine Satire auf das Menschengeschlecht, die schrecklichste, die je dargestellt worden ist.

Die Vorstellung gewinnt die Züge des Wirklichen, wenn man die Porträts kennt. Man sieht in Neapel schöne Büsten und Kolossalfiguren von Tiberius, die trefflichsten aber besitzt das vaticanische Museum. Ich habe bemerkt, daß jene in Neapel ihn eher im Alter, diese in Rom ihn in jüngern Jahren vorstellen, wahrscheinlich weil die meisten Büsten des Kaisers, welche in Herculanum und Pompeji ausgegraben wurden, seiner caprischen Periode angehören. Im Vatican steht seine kolossale Figur, die in Veji gefunden wurde, aufgestellt in der Gallerie Chiaramonti; sie stellt ihn in idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist geistvoll und edel geformt, der Mund unendlich fein und schön, in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja weibisch zu nennen. Dies moralische Ungeheuer war, wie Cäsar Borgia zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden; von allen Kaisern Roms übertrifft ihn nur Augustus an classischer Schönheit. Man vergißt den Kopf des Tiberius nicht mehr, wenn man ihn einmal sah; man erwartete das verzerrte Antlitz eines Dämons zu erblicken und ist überrascht von der Feinheit seiner weiblichen Züge, die einem Sardanapal so wol entsprechen würden. Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis, und der Ausdruck bekommt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt ihn der kolossale Kopf in Neapel, und so ihn seine Büste im Capitol. Will man aber die bestialische Bosheit ganz plastisch vor sich sehen,

so muß man den teuflischen Kopf des Caracalla betrachten, das Vollendetste von diabolischer Charakterbildung, was die Sculptur erreicht hat.

Ich glaube, der schreckliche Mann war nur ein fürchterliches Urteil, welches die Weltgeschichte vollzogen hat. Er war der erste eigentliche Monarch nach August, der noch in den Formen der Republik regiert hatte. Er erbte eine niederträchtig gewordene Menschheit. Selbst zum Bösen bestimmt, ging er an der schlechten Welt und mit ihr als Teufel zu Grunde. Caligula wurde an dem Gedanken wahnsinnig, Herrscher der Erde zu sein, und dauerte nur wenig Jahre. Das ist kein Wunder. Denn diesen Menschen warf eines Tags der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und Augustus trat eine fürchterliche Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottet. August war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte; seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreichs gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn auch der Genuß wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither, er machte Verse und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener

Periode allgemeiner Welterschlaffung finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte stille hielt. Beispiellos teuflisch wäre die Natur, schaffte sie solche Ungeheuer nacheinander, grundlos und als ein abgeschmackter Zufall.

Aber man würde dem Charakter des Tiberius Unrecht thun, würfe man ihn mit seinen Nachfolgern zusammen. Diese waren plumpe, nackte Bösewichte, die, jegliche Maske abgeworfen, ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. Tiberius, seiner Zeit an Geist überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Heuchlers August. So fein, verhüllt, still herauslauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der feine jesuitische Zug um den Mund, und schwerlich hat die Natur einen vollkommenern Diplomatenmund geschaffen. Scharf geschlossen sagt er das Wort Talleyrand's, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wissen aus dem Tacitus, welcher Art die Kunst des Tiberius im Sprechen war. Die Grammatik und Logik der Diplomaten hat Tiberius erschaffen. Dieser Mann versprach nicht, noch schwur er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. Wie plump erscheinen gegen diesen feinen, classischen Despoten Herrscher der neuern Geschichte, Abenteurer, die sich auf einen Tron offenbar hinaufgelogen, und Könige, welche offenbar die Eidschwüre brachen. Tiberius würde sie unter seine Freigelassenen verweisen, mit verächtlichem Lächeln. Dieser Mann ließ niemals ahnen, was er thun würde, denn

auch das Gegenteil war gewiß. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Staatsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie Helldunkel zweifelhaft. Man lese nur die meisterhafte Geschichte vom Sturz des Sejan.

Der Mann von Elba hat einst den Charakter des Tiberius warm verteidigt und gegen die Urteile des Tacitus und der Geschichte in Schutz genommen.

Nachdem nun Tiberius die Diplomatie des Augustus zu dem System des Jesuitismus verfeinert hatte, zog er sich nach vollbrachtem Werk in diese Villa zurück, um lebensekel sich im Genusse zu betäuben. Er versank in träge Wollust. Die Furcht, welche er als Regierungsprincip eingeführt hatte, ließ ihn selbst nicht sterben. Er erschöpfte jegliche Wollust, aber die menschliche Natur ist so dürftig organisirt, daß sie nur einen winzigen Teil von Lust genießen kann. Dies lehrt die Felsenscholle Capri und diese Villa des Zeus, in welche sich der Herrscher der Welt verbannte, der diese selbst nur als ein Exil zu betrachten gelernt hatte. Es schaudert mir, denke ich, welche Scenen die Wände dieser Gemächer gesehen haben, welchen furienbißtrunkenen Taumel losgelassener Schmerzenslüste. Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von lydischen Flöten und von dem Wollustgirren der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des Tiberius: Epheu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Cinerarien, Granatenbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern

wildschön durcheinander, und im Winde tanzen die Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die Geister jener Hetären, welche einst hier nackt den Cancan um Tiberius getanzt haben.

Oben steht eine Kapelle, Santa Maria del Soccorso, auf der höchsten Höhe der Villa und über ihren Ruinen gebaut. Dort wohnt ein Eremit. Kein Ort in der Welt ist zum Büßen so passend als die Ruine dieser Villa des Tiberius, unter dessen Regierung und während dessen Aufenthalt in Capri Christus ans Kreuz geschlagen wurde. Die Kapelle steht hier wie das Christentum selbst auf den Trümmern der heidnischen Welt, deren Buße es war. Dies Zusammentreffen ist seltsam, und ich meine, hier ist eine der tiefsinnigsten Stellen, an denen man verweilen mag. Denn hier steigen vor dem Blick zwei ungewöhnliche Gestalten auf, Zeitgenossen, Repräsentanten zweier Weltperioden: hier im Westen der greise Dämon Tiberius, der Beherrscher der Erde, der Repräsentant der untergehenden heidnischen Welt und das Ebenbild ihres sittlichen Elends; dort im Osten der junge ideale Mensch Jesus, an das Kreuz geschlagen, aber umringt von begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings. Diese beiden Gestalten stehen sich gegenüber wie Ahriman und Ormuzd, der Gott des Lichts, und der Finsterniß.

Wie denkt man hier auch an jene lichtberauschte Gestalt des Johannes von Pathmos, neben dem der Adler des Zeus noch als heidnisches Symbol zu sehen ist!

In solchen Betrachtungen und Nachdenken über die

Jugend des ersten Christentums stand ich auf jenen Trümmern, und siehe, da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jener idealen Religion entgegen, in der Gestalt des schmuzigen Franciscanereremiten, und fast wich ich vor dem Mann zurück: ein alter Mönch mit langem weißen Bart, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuß, hinkend, häßlich, mit habgierigen Augen. Da war es mir, als sah ich den Tiberius als Mephistopheles vor mir, und mit satirischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Redivivus, nur verwandelt! Dies ist die Geschichte des Christentums!“

Der Klumpfuß hinkte mir voran in seine Zelle. Ich suchte unter seinen Büchern und las auf deren einem diesen Titel: „Legendarium der heiligen Jungfrauen, welche für unsern Herrn Jesus Christus sterben wollten.“ Auch der Eremit Tiberius las auf derselben Stelle Bücher von Jungfrauen, aber nicht von solchen, die für seinen Zeitgenossen sterben wollten, sondern es waren die Bücher der griechischen Hetäre Elephantis, welche die Kunst der Wollust behandelten und damals in Rom Mode waren. Sueton erzählt, daß er diese Schriften der Elephantis in seinen Zimmern auf Capri gehabt habe. Indeß auch Lascivitäten fand ich bei dem jetzigen Einsiedler. Er zeigte mir die Copie eines Reliefs, welches man im Museum zu Neapel sehen kann. Es stellt einen ältlichen nackten Mann zu Roß dar; vor ihm sitzt auf dem Sattel ein nacktes Mädchen mit einer Fackel, ein nackter Jüngling führt das Roß gegen die Statue eines Gottes. Die Aehnlichkeit des Reiters mit Tiberius ist so auffallend, daß man glauben will, jenes Relief stelle eine nächtliche Scene aus seinem Leben in Capri dar, etwa ein

Opfer vor dem Priap; aber die Halskette, welche die Gestalt trägt, ist genau dieselbe, die der sterbende Fechter und andere Gallier zu tragen pflegen, sie paßt also nicht für den Kaiser Tiber. Der Eremit hatte das Relief in Wasserfarben erstaunlich fleißig und mit sichtbarem Behagen am Nackten copirt; es gehört nämlich zu seinem Local, weil es unter den Trümmern der Villa ausgegraben wurde. Zwei mal wurden diese durchsucht, doch jedesmal unvollständig, im Jahr 1804 von Hadrawa, von Feola 1827. Man fand schöne Pavimente von Marmor, wovon eins sich in der Hauptkirche Capris vor den Altar gerettet hat, viele köstliche Säulen, darunter eine kleine von Lapis Lazuli, welche ein Engländer erstand, Bildsäulen, die man verschleuderte, Mosaiken, welche das Museum von Neapel aufbewahrt.

Kein Kaiser in der Welt kann sich rühmen, im Besitz eines Hauses von gleich schöner Aussicht zu sein, als dem Eremiten seine merkwürdige Klause gewährt. Aus seinen Fenstern überschaut er die Golfe von Neapel und von Salerno und die schönsten Küsten und Inseln Italiens. Nichts gleicht dem Blick auf das ganz nahe Vorgebirg der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die schönen Bergreihen des Sant Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und Salerno in der Verkürzung aufgereiht, wie Coulissen eines ungeheuern Theaters, bis sie sich im grandiosen Bogen nach Pästum ziehen. In klarer Luft sah ich Pästum weit über Meer, dann das Castell Baro und die Punta Licosa in meilenweiter Ferne. Bei Sonnenuntergang ist das Irisspiel der Farben über den

Bergen hinreißend wie eine Phantasmagorie, und oft war es mir, als wäre, was ich sah, nicht Wirklichkeit, sondern das stralende Bild einer Vision.

Eines Abends saß ich auf den Ruinen der Villa und weidete mich an dem großen Anblick jenes Caps, da fiel mein Blick auf die silberweiße Haut einer Schlange, die, jüngst abgestreift, mir zu Füßen lag. Ich nahm sie auf wie ein göttliches Geschenk, das für mich selbst mit vergangenen Tagen in einer gewissen ominösen Verbindung stand. Mir fiel aber auch ein, daß Tiberius hier eine Lieblingsschlange gehalten, die er fütterte und mit der er zu spielen pflegte. Ich stieg mit meinem Fund den Berg hinunter. Da kam mir Mephistopheles auf einem Esel nachgeritten. Ich zeigte dem Mönch die Schlangenhaut und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß dieser geheimnißvolle Mensch der ausbündigste Schlangenzauberer sei. Denn er erzählte mir, daß er die Schlangen fange und zwar lebendige und zu jeder Zeit und jede, welche er wolle. Ich fragte ihn hierauf, wie er das mache. „Ich greife sie“, sagte er, „wenn ich ihnen befohlen habe, still zu liegen; sie wickeln sich sogleich um meinen Arm, dann sperre ich sie in ein Gefäß und schicke sie nach Neapel an die Apotheker.“ — „Wie könnt Ihr ihnen aber befehlen, still zu liegen?“ Er antwortete mit einem satanischen Lächeln: „Ich sage ihnen einen Spruch vor und den Namen Sanct Paul, dann liegen sie gleich still.“ — „Könnt Ihr mir den Spruch nicht geben“, fragte ich, „damit ich auch den Schlangen befehlen könne?“ — „Nein“, sagte er, „ich

habe ihn von einem andern Einsiedler und dem mit heiligem Schwur gelobt, ihn nicht wegzugeben."

Als ich fragte, warum im Spruch der Name Sanct Paul vorkomme, so entgegnete er, daß der heilige Paulus der Patron der Schlangen sei, und daß alle Thiere ihre Patrone hätten. Wie mir nun der Mönch das gesagt hatte, so fragte ich ihn nach den Patronen von Allem, was da kreucht und fleucht. Von den Eidechsen ist die Patronin die heilige Gertrude; dies nimmt mich für sie ein, denn die Eidechsen liebe ich gar sehr; sie haben etwas Graziöses und Mädchenhaftes, auch lispeln sie mit dem Zünglein auf eine allerliebste Weise. Sanct Antonius ist der Patron der Fische, die heilige Agathe die Patronin der Löwen, die heilige Agnes die der Lämmer.

So hatte ich also richtig geahnt, daß dieser Eremit ein Schwarzkünstler sei, und ich glaube, er treibt noch andere dunkle Sachen im Mondschein auf den Ruinen und an den Klippen mit Kräutern, Wurzeln und schädlichem Gewürm.

Wir haben nun wahrlich vergessen, daß es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana-Capri, gibt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter-Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo die gleiche Sonderbarkeit geben, daß zwei Städte auf ein und demselben

kleinen Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde beträgt, so gänzlich voneinander gesondert sind, daß ihre Bewohner nur selten miteinander verkehren, an ihren beiderseitigen Festen selten teilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

Die Liebe, so erzählt die Sage, war die Gründerin von Ana=Capri. Ein junges Paar entfloh in alten Tagen aus der Unterstadt, erstieg die schroffen Felsen der obern Insel und baute sich dort im Gebüsch hoch oben am Fuße des Solaro eine Einsiedelei. Seitdem folgten andere Verliebte, und so entstand mit der Zeit diese Colonie der Liebesgötter, welche jetzt Ana=Capri heißt.

Und auch heute fliegt der beschwingte Amor wie ein Bergfalke herüber und hinüber von Capri nach Ana=Capri und leiht dem Jüngling seine Flügel, welcher eins jener wilden und schönen Mädchen liebt, die oben in ihrem kleinen Hause unter Rebenranken am Webstule sitzen, seidene Bänder weben und Sehnsuchtslieder singen, wie die Circe in der Odyssee.

So ist also Ana=Capri von der untern Insel geschieden, daß nirgends ein Weg nach oben führt, als jene 560 Stufen hohe Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten Formen über dem untern Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem Dach einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Schräge das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana=Capri trägt, gleichsam ein

Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsenrand aufwärts und endet oben auf der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Unterstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Wegs steht heute die kleine bizarre Kapelle des heiligen Antonius, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne entatmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuern Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen und in die Tiefe hinunterschwindeln sieht, und unter sich den malerischen Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospect in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Solaro, von wüstem grauen Gestein überdeckt, noch einige Hundert Fuß empor, und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Castells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte.

Sobald man nun wenige Schritte auf der Plattform weiter geht, breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Unter-Capri ist verschwunden, man tritt in die reizendste Einsiedelei von überraschender Schönheit. Der Berg Solaro, ganz das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich schroff

auf; er ist kahl, öde und braun und mit zahllosen Blöcken übertrümmert. Gegen Westen und Norden senkt er sich zu der größten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange liegt hoch über dem Meer, unter grünen Bäumen und blühenden Gebüschen, Ana-Capri. Das Städtchen besteht aus Eremitagen, denn die kleinen, originell gebauten Häuser liegen in den Gärten zerstreut; und hier gibt es mehr Baumwuchs als in Capri, namentlich viel Oelbäume und sehr viel Reben, die sich nach campanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der schiefen Ebene. Blickt man in dieses unbeschreiblich malerische Städtchen, in diese seltsame sonnverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meers in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewol sagend seine Eremitenzelle bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Thüre am Webestul sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen, oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken, oder solche, die mit dem Wasserkrug auf dem Kopf daherkommen. Weil die Männer draußen sind und, da es Sommer ist, so viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Corsica gezogen sind, sieht man in dem Städtchen fast nur Weiber, und es scheint, wir wären zu den Weibern von Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe fortwebend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von Neapel heimkommen sollten, fand ich oft über der Stiege eine Schar von Mädchen sitzen, oft mehr als dreißig, viele von seltener Schönheit. Plaudernd saßen sie um die Felsen und spähten den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und sah nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weiße Schiff, ob es nicht einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauß in der Hand oder einen Zweig Basilikum, durch die Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauß vor sich von Basilikum, Nelken, purpurroten Rosen und Myrten, mit einem bunten Band kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauß wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen von Ana-Capri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe. Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre ältere Schwester webte neben ihr weißes Baumwollenband, sie aber ein buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maultrommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie die tönende Handpauke. Ihre Brüder waren draußen auf dem Meer. Der Fleiß dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webestul, und mit weniger Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang, und so das ganze Jahr hindurch. Freilich sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt,

wie ihre Inselschwestern in Capri, nur wenn das Regenwasser in den Cisternen ausgeht, müssen sie die Stiege hinuntersteigen und in Krügen das Wasser von Capri tragen, wo vier dürftige Quellen fließen. Goldenes Geschmeide und Korallenschmuck, auch silberne Pfeile in den Haaren tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besäße.

Es gibt im Ort einen schönen Campo Santo, voll von Cypressen und Blumen; der größte Stolz der Ana-Capresen aber ist das sogenannte irdische Paradies, nämlich der Fußboden ihrer Kirche, auf dessen Fliesen in Smalto das Paradies dargestellt ist, ein gutgezeichnetes Werk des Chiaese aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier ist die Architektur bizarr und maurisch, höchst charaktervoll, und es gibt dort Masserien, die mit ihrer Pergola reizend genug aussehen. Wenig Tiberische Ruinen sind in Ana-Capri aufzufinden; der Weinbauer hat sie hinweggetilgt, auch standen hier weniger Gebäude als auf Capri. Die meisten Mauerüberreste hat noch die Ebene Damecuta, ein fruchtbares Land, welches zur Küste sanft niedersteigt und in dessen Ufer die blaue Grotte liegt. Es ist eigentümlich, daß Ober-Capri trotz seiner Höhe doch niedrigere Küsten hat als Unter-Capri; denn es senkt sich der hochgegipfelte Berg lang hingestreckt nach dem Westen wie nach dem Norden in das Meer, aber dennoch ist das Ufer weder der Barke noch dem Menschenfuß zugänglich, strandlos, hafenlos und dem Schiffbrüchigen sicheres Verderben bringend.

Der Turm von Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue

Grotte liegt, das Wunder Capris, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun todt, nur Michele weiß von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel Pagano's, damals Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuch abzustehen, denn die Höle sei der Aufenthalt böser Geister und viel Seeungeheuer hausten in ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie nun in der Grotte waren, und zumal, sagte er, war Fries wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und mit Jauchzen. August Kopisch hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so that er ab und zu. Pagano bewahrt ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat Kopisch unter dem 17. August 1826 folgendes Entdeckungsdocument hineingeschrieben:

„Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach den Angaben unsers Wirts Giuseppe Pagano mit ihm und Herrn Fries entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtsamer Aberglaube Jahrhunderte lang nicht zu besuchen wagte. Bis jetzt ist sie nur für

gute Schwimmer zugänglich; wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wol, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefährlich, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meers ihren weiten Raum blau erleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrund führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Damecuta, wo der Sage nach Tiber Mädchen verschlossen haben soll, und es ist möglich, daß diese Höle sein heimlicher Landungsplatz war. Bis jetzt ist nur ein Marinaro und ein Eseltreiber so herzhaft, diese Unternehmung mit zu wagen, weil allerhand Fabeln von dieser Höle in Umlauf sind. Ich rate aber Jedem, sich vorher mit diesen beiden des Preises wegen zu verständigen. Der Wirt, welchen ich seiner Kenntniß der Insel wegen empfehle, will einen ganz kleinen schmalen Nachen bauen lassen, womit dann bequemer hineingefahren werden könnte. Bis jetzt will ich es nur guten Schwimmern raten. Sie ist des Morgens am schönsten, weil Nachmittags das Tageslicht stärker und störender hineinfällt und der wunderbare Zauber dadurch gemindert wird. Der malerische Eindruck wird noch erhöht, wenn man, wie wir, mit flammenden Pechpfannen hinein schwimmt."

Also Kopisch. Der treffliche Mann hat sich in diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt, und mir ist es,

als wäre die wunderbare Grotte deutsches Eigentum und deutsches Symbol. An dieser Stelle verweben sich mit jenem Dichtermaler viel Erinnerungen auch an Tieck, an Novalis, an Fouqué, an Arnim, an Brentano, die nun Alle heimgegangen sind bis auf den trefflichen Eichendorff und bis auf Heine, den letzten verwunschenen Prinzen dieser Dichterschule. Wir wollen denn als Grabesspender aus dem blauen Feuerwasser von Capri einen versöhnlichen Weihguß auf die Gräber jener todten Dichter gießen. Denn von dieser Grotte haben sie alle geträumt, und wahrlich, es konnte der Preis ihrer Auffindung auch nur einem Maler und Dichter zukommen, aus der Zeit Derer, welche die blaue Wunderblume der Poesie suchten bei den Undinen in der Tiefe, bei der Frau Venus im Berge und in den unterirdischen Grotten der Isis. Sie waren alle liebenswürdige kleine und große Kinder, Knaben mit dem Wunderhorn. Ihr Hoherpriester Novalis sieht aus wie ein schöner, bleicher Knabe, der sich in das lange Predigergewand seines todten Urgroßvaters gesteckt hat und mystische Weisheit redet, von der Niemand weiß, wie das Kind dazu gekommen. Ihre Muse aber ist eine Sirene. Sie wohnt in der blauen Grotte von Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings Tiberius. Sie haben alle ihren herzbewegenden Gesang gehört, und keiner hat sie gefunden, sie haben sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume alle gestorben. Goethe hat es ihnen prophezeit in dem „Fischer“: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr geseh'n.“ Und nun, da die blaue Wunderblume,

nämlich die blaue Wundergrotte, denn das war das unbekannte Mysterium, gefunden ist, ward der Zauber gelöst, und kein Lied der Romantiker wird mehr gehört werden in deutschen Landen.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, mit denen man als Kind zusammenlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da Niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder. Ja, ich glaube wol, daß Tiberius hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems hier umherschwamm, wie Sueton erzählt. In dieser wollüstig strömenden Phosphorflut glühten dann die Mädchenleiber wie stralende Leiber von Meerfeien, und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsaglichen Wollustbade zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene

gemalt, ein wunderliebliches Wesen, das hebt beide lilienweiße Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerflut herauf, schlagen die Erzbecken zusammen, kichern und tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.

Man muß über den Reichtum dieses Eilands an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viele, daß man nicht alle kennen lernen kann. Ich bin in mehr als funfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffecte der Grotta azurra zeigt. In andern findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weißlichem Feuer phosphorescirend, zumal in der Grotta verde, der herrlichsten Capris durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur andern. Einige dieser Grotten haben Namen, wie die Marmolata, die Marinella, andere sind namenlos. Ich machte mir das Vergnügen, alle die namenlosen, die ich besuchte, zu benennen, ohne den Ruhm eines Hölenentdeckers zu beanspruchen. Und so weiß ich nur allein, wie schön es ist in der Grotte Stella di Mare, in der wundersamen meerblumengeschmückten Grotte Euphorion, in der Grotte der Meerspinne, deren Wände gelb sind und deren Gestein, wo es die Welle benetzt, rosig, sammtgrün und weißlich schimmert. In einer Grotte war es ein Wogen-

schlürfen und ein anapästisches Wellenschlagen, sodaß ich sie den Eumeniden geweiht habe. Alle liegen sie vom Ufer des Solaro bis hinaus über die Faraglioni, unscheinbar außen, da ihre Mündung oft dem oberflächlichen Blick entgeht, drinnen hochwölbig, dunkel, wellenstill, von Meerspinnen, Seeigeln, Meersternen bewohnt, eine zauberische Geistereinsiedelei.

Es ist höchst belohnend, die ganze Insel zu befahren. Man braucht dazu drei Stunden und kann in dieser Zeit auch einige Grotten besuchen. Die Westküste hat die Hölenbildung nicht, denn hier sinkt das Ufer vom Solaro nieder zwischen beiden Caps Punta di Vitareto und Punta di Carena. Es sendet dort drei niedrige, doch schroffe Spitzen aus, Campetiello, Pino und Orica, welche mit Schanzen bewehrt sind. Und hier war auch die Stelle, wo die Muratisten bei Nacht die Felsen erklimmten. Rudert man aber um die Carena, so wird das Südufer plötzlich riesenhoch und fürchterlich steil; die Felsen steigen, gigantisch und wild, senkrecht vom Wasserspiegel auf bis in das Gewölk, welches ihre Gipfel nebelnd umspinnt. So geht die Südküste fort bis zur Punta Tragara, und nicht minder erhaben und bizarr zugleich ist die ganze Ostküste bis zum Lo Capo, dem Nordostcap der Insel. Hier ist das Ufer voll von stalaktitischen Hölenbildungen.

Nun noch hinauf zum Gipfel Capris, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam kletternd, so gelangt man zu dem Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Berg sich auf der Höhe selbst tief einsenkt und eine dürre

braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Haideland geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme brauner Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rand dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meer die Klause des Eremiten von Ana-Capri, und nimmer sah ich noch eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Man muß durch die alte Kapelle gehen, um in die Klause zu treten. Ich fand alle Thüren offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette der heilige Antonius von Padua, ein geweihter Oelzweig und ein Rosenkranz; in seiner Vorratskammer die Madonna dolorosa, weinend, grade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen umher ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Ich sah im Campo Santo zu Pisa jenes phantasiereiche alte Frescogemälde von Ambrogio und Piero Lorenzetti, welches das Leben heiliger Eremiten in der Wüste darstellt, und fand einen Zug daraus hier lebend wieder. Ich glaube, der alte Eremit predigt hier jeden Freitag den Fischen, wie der heilige Antonius, den man auf einem Bilde in Rom sehen kann, wie er auf einer Felsenklippe steht und in das Meer hinunterpredigt. Es strecken aber die dummen Fische ihre Köpfe heraus und sperren alle die Mäuler weit auf. Wie ich nun in der Klause umherging, kam der Alte, ein Laienbruder. Er trug ein Bündel Reisig auf der Schulter. Sehr froh, einen Gast zu finden, entschuldigte er sich, daß er keinen Wein habe. Schon 32 Jahre klaust er

oben in der Felsenwüste, und auch er hinkt vom Bergerklettern, doch nicht mephistophelisch klumpfüßig wie der Tiberius-Eremit, sondern nur menschenfreundlich sanft wie die Heiligen und die indischen Götter.

Ueber seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capris und, wie ich schon sagte, die Warte eines einsamlichen, segelerspähenden Mannes. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so genießt man endlich den Lohn des Hercules. Denn hier liegt zu Füßen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit. Und dies ist der Horizont, den hier das Auge umfaßt: südwärts endloses Meer, nach West und Nord die Ponzainseln, die hochgegipfelte Ischia, das Eiland Vivara, die sanftgeneigte Procida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaeta und Terracina mit dem Cap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, an deren Fuß Tiberius ermordet ward, die elyseischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä, mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge von Capua, dann das schimmernde Ufer von Neapel, ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco; der zweigegipfelte rauchende Vesuv über Pompeji, hinter ihm hervor die schönen Berge von Sarno und Nocera, vielgegliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Cap von Sorrento und dem der Minerva, dahinter der gigantische Berg Sant Angelo, weiter hinweg die sirenusischen Klippen und alles Uferbergland

der Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus die bleichen fernen Berge von Calabrien, der Ufersaum von Päſtum und Cap Licoſa in Lucanien.

Auf ſolcher Höhe und in ſolcher Weite des Geſichtskreiſes fühlt man einmal auch Sonnenweiten menſchlicher Exiſtenz. Denn fürchterlich eng iſt das Menſchenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen ſie haben, ſodaß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf iſt um größern Horizont. So iſt auch alle Bildung Horizontvergrößerung; ihr herrlichſter Lohn ein Blick von Höhen der Cultur, wo ſich die Künſte und die Wiſſenſchaften, alles Geſchaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung, ſchön und weit zu einem kosmiſchen Ringe ſchließen. Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an Humboldt. Ich glaube, um deſſen Geiſt liegt die Welt ſo ſchön und klar gegliedert; und auch an Plinius dachte ich hier, den Humboldt der Römer, wie ich den Berg Miſen und den Veſuv ſah; und an Ariſtoteles, den wahrhaft kosmiſchen Geiſt und Ordner des menſchlichen Wiſſens.

Doch wir, ſchon zufrieden, nur mit dem leiblichen Auge eine ſo große Ordnung der Natur einmal angeſchaut zu haben, ſteigen jetzt herab; denn es ſinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Meer im Weſten von dunklem Purpur, und der Fels von Ponza, der ſich aus der Flut emporhebt, ſchön und fern, als läge er in einer andern Sphäre des Raums und des Lichts, iſt ganz durchglüht und erſchimmert in durchſichtigem Purpurbrande. Alſo lebe wol, du ſchönes Eremiteneiland Capri!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.